image
not
available

Geschichte
der
Cabinette Europas
während
des Consulats und des Kaiserthums
1800 — 1815,
nach
den Actenstücken im Archive der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris.

Von
Armand Lefebvre,
ehemaligem Beamten im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten.

Aus dem Französischen
von
Dr. A. Diezmann.

Dritter Band.
Von dem Ende des Feldzugs in Preußen (1806) bis zu den Ereignissen in Bayonne (Mai 1808).

Leipzig, 1847.
Theodor Thomas.

Geschichte
der
Cabinette Europas
während
des Consulats und des Kaiserthums
1800 — 1815
nach
den Actenstücken im Archive der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris.

Von
Armand Lefebvre,
ehemaligem Beamten im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten.

Aus dem Französischen
von
Dr. A. Diezmann.

Dritter Band.
Von dem Ende des Feldzugs in Preußen (1806) bis zu den Ereignissen in Bayonne (Mai 1808).

Leipzig,
Theodor Thomas.
1847.

Inhalt.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Aufstand im preußischen Polen. — Absendung einer polnischen Deputation an den Kaiser Napoleon. — Worte desselben. — Sein Verhältniß zu Oesterreich. — Er trägt ihm von Neuem sein Bündniß an. — Weigerung Oesterreichs. — Furchtbare Rüstungen dieser Macht. — Napoleon wird besorgt darüber. — Er verlangt Erklärungen. — Zurückberufung des Herrn von La Rochefoucault und Ersetzung desselben durch den General Andreossy. — Anrede dieses Generals an den Kaiser von Oesterreich. — Aufregung der Gemüther in Galizien. — Besorgnisse des Wiener Hofes. — Brief des Kaisers an den General Andreossy. — Er schlägt vor Galizien gegen Schlesien umzutauschen. — Weigerung Oesterreichs. — Schlimme Fehler Rußlands. — Unzeitiger Ehrgeiz dieser Macht. — Lage der Türkei zu Ende des Jahres 1806. — Sendung des Generals Sebastiani nach Constantinopel. — Er verlangt die Absetzung der Fürsten Ypsilanti und Moruzzi. — Heftige Krisis. — Angst der Pforte. — Russische und englische Intriguen. — Unentschlossenheit Selims. — Einfall der Russen in die Moldau und Walachei. — Numerische Schwäche der russischen Armee in Polen. — Feldzug in Polen. — Schlacht von Pultusk. — Rückzug der Russen an die Narew. — Die beiden Heere beziehen die Winterquartiere. — Capitulation der schlesischen Festungen. — Plötzlicher Angriff durch Benningsen. — Gefahren seiner Lage. — Sein Rückzug nach Preußisch-Eylau. — Schlacht von Eylau. — Schlacht von Ostrolenka. — Nothwendige Einstellung der großen Operationen.

Die Vernichtung des preußischen Heeres und die Annäherung der Franzosen hatten in den Preußen zugefallenen

polnischen Provinzen allgemeinen Jubel und Begeisterung erregt. Als die französischen Colonnen in dem Herzogthum Posen anlangten, stand die Bevölkerung in Masse auf und griff zu den Waffen. Die Edelleute verließen ihre Schlösser und machten ihre Bauern zu Soldaten. Einer der berühmtesten Waffengefährten Kosziusko's, der General Dombrowski, übernahm die Organisation des Aufstandes, bildete die einzelnen Schaaren zu Bataillonen, entwaffnete die in den Forts zerstreuten preußischen Detaschements und bemächtigte sich der Städte Kalisch, Sideradz, Kempen und Widelnua. Die Geistlichkeit weihete diese große nationale Bewegung durch ihre Gebete. Ueberall wurden selbst die geringsten Spuren der preußischen Verwaltung entfernt und man setzte eine Nationalregierung ein. Endlich wurde eine Deputation ernannt und an den Kaiser Napoleon gesendet, der sich damals in Berlin befand, um ihn zu ersuchen, seinen Geist und seine Kraft zur Wiederherstellung Polens zu verwenden.

Die Zukunft war aber noch zu unklar, den Wechselfällen des Krieges zu sehr untergeordnet, als daß er hätte wagen können, ernstlich in ein so großartiges Unternehmen sich einzulassen. Doch stellte er dasselbe mit unter die Combinationen, die er vielleicht annehmen könnte. Alles hing von den Ereignissen, von den Stimmungen der Verbündeten, von dem Entschlusse, den Oesterreich fassen würde und besonders von dem Grade der Energie ab, welche die Polen bei der Zerbrechung des ihnen auferlegten Joches zeigen würden. Er handelte gegen die Abgeordneten des Herzogthums Posen mit völliger Aufrichtigkeit. Sein Interesse, sie für seine Sache zu begeistern, entriß ihm keine trügerischen Versprechungen. Er nahm sie zuvorkommend auf und ertheilte ihnen auch seinen Rath, aber

es entschlüpfte ihm kein Wort, das sie als bestimmte Verpflichtung, ihre Nationalität wieder herzustellen, mit Recht hätten auslegen können.

„Frankreich,“ sagte er zu ihnen, „hat die verschiedenen „Theilungen Polens nie anerkannt. Gleichwohl kann ich „Ihre Unabhängigkeit dann erst aussprechen, wenn Sie „entschlossen sind, Ihre Rechte als Nation mit den Waffen „in der Hand durch alle Opfer, selbst das des Lebens, zu „vertheidigen. Man hat Ihnen den Vorwurf gemacht, Sie „hätten in Ihren fortwährenden innern Streitigkeiten die „wahren Interessen und das Wohl Ihres Vaterlandes aus „den Augen verloren. Lassen Sie sich das Unglück zur „Lehre dienen, vereinigen Sie sich und beweisen Sie der „Welt, daß ein Geist und Sinn in der ganzen polnischen „Nation lebt.“ Er fügte ferner jene Worte von ergreifender Gewalt hinzu: „zur Wiederherstellung von Polen „gehört Blut, wieder Blut und nochmals Blut“, und dadurch gab er zu verstehen, daß, wie man dreimal das große Opfer habe treffen müssen, um es hinzuschlachten, auch drei sämmtlich glückliche Kriege dazu gehörten, ihm das Leben wieder zu geben.

Der Einzug des Kaisers in die Stadt Posen war eine prachtvolle Huldigung. Das Volk drängte sich in Menge ihm auf dem Wege entgegen, empfing ihn unter tausendfachem Rufe und begrüßte in ihm gern den Befreier. Radzimoski becomplimentirte ihn im Namen des Senats und wiederholte in beredten Worten die Bitte, er möge Polen wieder aufrichten. Napoleon gab ihm die edle und männliche Antwort:

„Das Unglück Polens ist die Folge seiner innern Un„einigkeiten gewesen. Was durch die Gewalt zerstört wor-

„den ist, kann nur durch die Gewalt wieder hergestellt „werden. Ich werde mit lebhafter Theilnahme den Thron „Polens sich erheben und seine Unabhängigkeit die seiner „Nachbarn sichern sehen, welche durch den maßlosen Ehrgeiz „Rußlands bedrohet ist. Aber Worte und unfruchtbare „Wünsche reichen dazu nicht aus. Wenn die Geistlichen, „die Adeligen und Bürger gemeinschaftliche Sache machen, „wenn sie den festen Vorsatz fassen, zu siegen oder zu „sterben, so werden sie siegen und können immer auf mei„nen Schutz rechnen."

Napoleon hatte Hilfstruppen in den polnischen Insurgenten aus dem Herzogthum Posen gefunden, aber dieser Aufstand, welcher seine Stärke gegen Rußland ausmachte, drohte ihm einen neuen Feind zu schaffen.

Der Kaiser strebte seit sechs Jahren mit dem größten Eifer nach einem Continentalbündnisse, welches für immer die Coalitionen vernichte, den Continent beherrsche und England zum Frieden zwinge. Dieses große Bündniß hatte er zuerst mit Rußland, dann mit Preußen zu schließen versucht. Preußen gehörte ihm jetzt durch das Recht des Stärkern, aber er achtete es zu gering, als daß er es zur Grundlage seiner Föderativmacht hätte machen mögen. Er konnte es höchstens als untergeordnetes Werkzeug seiner Politik benutzen. So blieben ihm nur Rußland und Oesterreich übrig, an die er sich zu wenden vermochte. Wenn Frankreich und Rußland sich zu einem innigen Bündnisse vereinigten, mußten die Folgen desselben unberechenbar sein; das Aussehen der ganzen Welt konnte umgestaltet werden. Welche Monarchie auf dem Festlande könnte einem so furchtbaren Bunde gegenüber unabhängig und frei bleiben? Schon die Befürchtung einer solchen Möglichkeit mußte

hinreichen, in Wien ernstes Nachdenken hervorzurufen. Napoleon hatte sich, wie erwähnt, bemüht, den Argwohn jenes Hofes zu besänftigen und ihn durch den freundschaftlichen Character seiner Demonstrationen von allen feindseligen Gedanken abzubringen. Er bot ihm das Bündniß, welches er ihm vor dem Beginn des Krieges angetragen hatte, nach der Schlacht von Jena nochmals an. Am 19. October beauftragte er seinen Gesandten, dem Grafen von Stadion zu sagen, Oesterreich dürfte es zu bereuen haben, wenn es diese Gelegenheit vorübergehen lasse, eine innige Verbindung mit Frankreich zu schließen und es würde ihm, wenn er in Wien zurückgewiesen werden sollte, nichts übrig bleiben, als sich mit Preußen oder Rußland zu vereinigen. Oesterreich war aus den letzten Kämpfen schwer verwundet, gedemüthigt und bedeutend geschwächt hervorgegangen und um das Widerstreben zu schwächen, um es an sich zu ziehen, eröffnete Napoleon dem Ehrgeize Wiens neue und große Aussichten. Er zeigte ihm in Preußen eine Beute, in welche sich die beiden Kaiserreiche theilen könnten, in der Türkei einen Staat, den zu schützen sie gleiches Interesse hätten und in Rußland einen gemeinsamen Feind, den sie in seinen Grenzen zurückhalten müßten.

Der Haß, den man in Wien gegen Frankreich hegte, die Achtung vor dem Herkommen, die Ehrlosigkeit eines Abfalles zur Zeit eines solchen Unglückes wie jenes von Jena und endlich der Einfluß der englischen Partei hielten jenen Hof auf dem Wege, auf dem er seit sechszehn Jahren ging, und so schlug er zum zweiten Male das Bündniß mit Napoleon aus. In derselben Zeit, als dieser Oesterreich an sich zu ziehen suchte, beschwor es Friedrich Wilhelm, seiner Noth sich zu erbarmen und ihm zu Hilfe zu eilen. Der Kaiser Alexander und das englische Ministerium ver-

einigten ihre Bitten mit denen des unglücklichen Königs. Sie stellten dem Kaiser Franz vor, daß es von Wichtigkeit für das Heil aller Kronen und die Existenz seines eigenen Hauses sei, Preußen nicht ganz untergehen zu lassen. Es war dies eine fast wörtliche Wiederholung dessen, was im Jahre vorher vor der Schlacht von Austerlitz geschehen. Nur hatten Preußen und Oesterreich die Rollen gewechselt.

Das Unglück von Jena hatte in Wien einen tiefen schmerzlichen Eindruck gemacht. Bei der Schilderung dieser Katastrophe besänftigte sich mit einem Male aller Haß und Groll des kaiserlichen Hofes gegen seinen ehemaligen Nebenbuhler und er fühlte nur Mitleiden für ein so großes Unglück. Freilich hatte er den Muth nicht, den Besiegten zu Hilfe zu eilen; aber er gab ihnen doch Versprechungen, die er durch Rüstungen unterstützte. Oesterreich hatte bereits bei den ersten Anzeichen eines Bruches zwischen Frankreich und Preußen Beobachtungscorps an den Grenzen von Böhmen und Mähren zusammengezogen. Diese Streitkräfte mehrten sich von Tage zu Tage und waren zu einer furchtbaren Armee geworden, welche bereit war, der französischen in den Rücken zu fallen und sie von dem Rheine abzuschneiden. Die Russen ihrer Seits rückten gegen die Weichsel; ein neuer Feldzug sollte beginnen, und wer konnte die Wechselfälle desselben voraussehen? In dem kalten Polen, in welchem die Franzosen noch nie gekämpft hatten, behielt ihnen das Schicksal vielleicht einen der großen Unfälle vor, über welchem funfzehn Jahre des Sieges und Ruhmes vergessen werden konnten. Oesterreich entschloß sich, für alle möglichen Fälle bereit zu sein. Es beschränkte sich nicht darauf, in Mähren und Böhmen alle verfügbaren Truppen aufzuhäufen; es hob auch in allen

Provinzen viele Mannschaften und Pferde aus. Es brachte seine Schwadronen auf den vollständigen Kriegsfuß und vermehrte die Zahl seiner Feldbatterien bedeutend.

Napoleon, der mit Recht über eine Haltung besorgt war, die keineswegs, wie er sagte, eine unparteiische Neutralität, sondern eine offenbare Drohung gegen seine Macht war, beklagte sich lebhaft. Er forderte Oesterreich in gebieterischen bestimmten Ausdrücken auf, seinen Militäretat herabzusetzen und seine Heere von den Grenzen in das Innere zurückzuziehen. Diese Forderung versetzte den Wiener Hof in die ängstlichste Besorgniß. Weigerte er sich, so stand ihm der Krieg bevor; unterwarf er sich, so handelte er gegen geheime Verpflichtungen und nöthigte vielleicht Friedrich Wilhelm und den Kaiser Alexander, sich Frankreich gänzlich in die Arme zu werfen. Er versuchte deshalb zuerst durch demüthige Sprache der Gefahr eines vorzeitigen Bruches und der Schande einer abgenöthigten Entwaffnung zu entgehen. Er betheuerte seine Redlichkeit, läugnete keck einen Mann mehr ausgehoben zu haben und schwur, nie weiter davon entfernt gewesen zu sein, mit Frankreich Krieg führen zu wollen. In der Wirklichkeit aber wurde durchaus nichts geändert. Die Hauptarmeecorps lagerten fortwährend an den Grenzen Böhmens und Galiziens und statt die Rüstungen einzustellen, betrieb man sie vielmehr mit verdoppeltem Eifer.

Ein solcher Zustand konnte nicht von Dauer sein. Napoleon wollte wissen, ehe er weiter in den polnischen Ebenen vorrückte, woran er in Bezug auf die wirklichen Pläne Oesterreichs sei. Wenn er dasselbe zu der Zahl seiner Feinde zu rechnen hatte, so war es jedenfalls besser, es jetzt zu bekämpfen zu haben, als wenn er sich 300 Stunden von dem Rheine befände. Er nahm sich deshalb vor, um

jeden Preis das Geheimniß zu ergründen, mit dem sich diese Macht umgab. Er rief Herrn von La Rochefoucault von Wien zurück und sandte statt desselben den General Andreossy, dessen militärischer Blick in der Stellung der Corps und dem Gange der Rüstungen Oesterreichs geheime Absichten errathen konnte.

Als der neue Gesandte dem Kaiser Franz sein Beglaubigungsschreiben überreichte, ließ er die herkömmliche offizielle Sprache bei Seite, ging gerade auf das Ziel los und sagte zu dem Kaiser: „Der Kaiser Napoleon fürchtet weder seine öffentlichen noch seine geheimen Feinde. Er beurtheilt die Gesinnungen nach den Thatsachen und ist zu „klug, um die letzteren nicht zu durchschauen. In dieser „Hinsicht, Sire, würde er unendlich bedauern annehmen zu „müssen, daß die bedeutenden Rüstungen, welche Ew. Majestät seit dem Beginne der Feindseligkeiten ausgeführt „haben, je nach den Wechselfällen des Krieges gegen ihn „gerichtet wären. Ew. Majestät scheinen an den Flanken „der französischen Armee alle Ihre verfügbaren Truppen nebst „unermeßlichen Magazinen vereiniget zu haben. Während „Sie wegen aller Punkte des Umfanges Ihres weiten Reiches „ruhig sein können, scheint Ew. Majestät ein einziger zu „beschäftigen, und dies ist gerade der, wo die französische Armee, Anfangs im Kampfe mit der preußischen, die wie „durch einen Sturmwind zerstreut worden ist, wahrscheinlich „bald mit den Truppen Rußlands zum Kampfe kommt."

Eine solche Sprache war ungewöhnlich; es war als spräche Omar im Namen des Propheten. In gewöhnlichen Zeiten würden so stolze Worte fast eine Beleidigung gewesen sein. Unter den bestehenden Verhältnissen war es eine kluge Gewandtheit, Oesterreich die Maske abzureißen. Der Kaiser Franz, der überrascht und verlegen war, ant-

wortete, „er habe keine andern Absichten, als eine gewis-
„senhafte Neutralität zu behaupten, er habe dem Kaiser
„Napoleon versprochen, nicht mehr unter den Feinden des-
„selben zu erscheinen, und er werde sein Wort halten."

Es war dem Wiener Hofe nicht möglich, seine Achselträgerrolle länger zu behaupten; es mußte ein Entschluß gefaßt werden; man mußte sich für die Auflösung der Beobachtungscorps oder für den Krieg entscheiden. Oesterreich wollte seine Kräfte lieber für bessere Zeiten aufsparen. Es rief deshalb seine Armeecorps von der böhmischen und mährischen Grenze zurück, betrieb aber nichtsdestoweniger, obgleich mehr im Geheimen, seine Vorbereitungen. Seine Neutralität war nur Furcht. Es wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, um sich zu erklären. Sobald die französischen Waffen eine tüchtige Schlappe erhielten, rückte es unfehlbar gegen dieselben.

So standen die Verhältnisse mit Oesterreich, als die Ankunft Davoust's in Posen und Warschau und die Proclamationen des Generals Dombrowski den Aufstand jener Länder veranlaßten. Der Ruf nach Unabhängigkeit, der sich in dem preußischen Polen erhob, fand ein Echo in beiden Galizien. Alle Herzen regten sich; in den Schlössern der Edelleute wie unter dem niedern Dach der Hütten segnete man den Namen Napoleons und öffentlich sprach man Wünsche für den Sieg seiner Waffen aus. Schon waren die Ungestümsten zum Aufstande bereit, aber dieser edele Aufschwung wurde durch die zahlreichen Truppen niedergehalten, mit denen Oesterreich die beiden Provinzen überschwemmt hatte. In Wien war man nichtsdestoweniger in der äußersten Besorgniß. Was weder das Unglück Preußens, noch die Bitten des Königs sowie die des Kaisers

Alexander und Englands vermocht hatten, konnte die Furcht, Galizien zu verlieren, bewirken. Napoleon sah ein, daß er Gefahr laufe, Oesterreich in das Lager der Verbündeten übergehen zu sehen, wenn er kein Mittel fände, die Besorgnisse desselben zu beruhigen. Er schickte deshalb dem General Andreossy neue Instructionen und schrieb ihm am 1. December zu diesem Zwecke selbst.

„Der König von Preußen hat erklärt, daß er den Waffenstillstand nicht ratifiziren könne, weil sein Land voll „von Russen sei. Ganz Polen steht auf; Geistliche, Adelige, Bauern, Alles ist Soldat. Es steht nicht in meiner „Macht, diesen Nationalausbruch zu verhindern. Der an „beiden Ufern der Weichsel gelegene Theil Polens hat bereits „60,000 Mann auf den Beinen. Ich hätte diesen Eifer „gern durch eine Unterbrechung der Feindseligkeiten beschränken mögen, aber der König von Preußen wollte es „nicht. Das Schicksal wird das Uebrige thun.

„Der Aufstand im preußischen Polen ist eine natürliche „Folge der Anwesenheit der Franzosen, — müssen Sie in „Wien sagen. Uebrigens habe ich die Theilung „Polens nie anerkannt; aber als getreuer Beobachter „der Verträge werde ich mich durchaus nicht in das österreichische Polen mischen, wenn ich auch den Aufstand der „preußischen Polen begünstige.

„Wenn Oesterreich Schwierigkeiten findet, „Galizien unter diesen Vorgängen zu behaupten oder will einen Theil Schlesiens als Entschädigung annehmen, so können Sie erklären, „daß Sie bereit wären, vorläufige Besprechungen über diesen Gegenstand zu beginnen. Mein „Verhalten kann nicht friedfertiger sein. Will

„Oesterreich Galizien behalten, so mische ich mich nicht „ein. Will es im Geheim oder öffentlich unterhandeln? „Ich bin bereit zu thun was es wünscht.“

Unter andern Umständen hätte Oesterreich vielleicht die Hand zur Wiederherstellung Polens geboten, denn die Nähe Rußlands drückt und beunruhiget es, und es würde sich glücklich geschätzt haben, diese ehemalige Schranke zwischen ihm und seinem furchtbaren Nachbar wieder aufzurichten. Im Jahre 1806 aber war Frankreich der erste Gegenstand seines Hasses und seiner Besorgniß, und gegen Frankreich suchte es überall Hilfe. Auf dem Continente konnte es nur Rußland in einem neuen Kampfe gegen Frankreich unterstützen; das durch französische Waffen wiederhergestellte Polen mußte nothwendig die Ueberlegenheit Frankreichs von dem Norden nach dem Süden ausdehnen, so daß ihm das ganze Festland unterthan gewesen sein würde. Im Süden durch das Königreich Italien, im Westen durch die Schweiz und den Rheinbund, im Norden durch Polen und im Osten durch die Türkei, die so gewissermaßen Sclavin des französischen Systems geworden wäre, gedrückt, hätte Oesterreich sich gar nicht mehr frei bewegen können und würde in dem Gürtel von Feinden, die es auf allen Seiten umgaben, erstickt worden sein. Es konnte deshalb unmöglich seine Zustimmung zu einer Combination geben, welche eine wenn auch nur partielle Wiederherstellung Polens bezweckte. Es verwarf die Anträge Frankreichs in Bezug auf einen Eintausch Schlesiens gegen Galizien und erklärte, das moralische Gefühl gestatte ihm nicht, eine Provinz anzunehmen, deren Besitz ihm nicht freiwillig von Preußen verbürgt würde.

Der Kaiser erkannte die volle Bedeutung dieser Wei-

gerung. Er befahl dem General Andreossy *), den Grafen Stadion wo möglich zu überzeugen, daß die Waffenergreifung der Bewohner von Posen nur ein Kriegsmittel gegen Rußland sei und daß man in Wien keinen politischen Gedanken damit verbinden dürfe. Er ging von diesem Augenblicke an auch noch vorsichtiger in seinen Reden an die polnischen Behörden zu Werke und trieb die Rücksichtnahme auf Oesterreich soweit, daß er bei der in Warschau gebildeten provisorischen Regierung nur aus dieser Provinz stammende Polen zulassen wollte.

Die Schlacht von Jena hatte die militärische Lage und die Rolle Rußlands vollständig geändert. Es war nicht mehr ein Beistand, sondern die Hauptpartei in dem Kampfe gegen Frankreich geworden. Seine Gefahren wie seine Pflichten hatten sich vergrößert und auf ihm allein sollte nun die ganze Last des Krieges ruhen. Seine gesammten Streitkräfte würden nicht zu viel gewesen sein, sich mit den siegreichen französischen Colonnen zu messen. Aber statt dieselben mit 160,000 Mann zu bekämpfen, stellte es ihnen im Anfange des polnischen Feldzuges nur 90,000 gegenüber. Es ist von Wichtigkeit genau zu ermitteln, durch welche seltsame Verkettung von Ereignissen und Fehlern Rußland sich freiwillig so geschwächt hatte.

Die Pforte war seit der Beendigung der ägyptischen Expedition völlig außerhalb der Bewegungen der europäischen Politik geblieben und in dieser Absonderung und Unthätigkeit erstlich durch die eigene Schwäche, zweitens durch den Willen Rußlands und Englands gehalten worden, welche sie täglich beherrschten, das erstere durch die Furcht,

---

*) Brief des Kaisers an den General Andreossy vom 27. Jan. (Im Archiv der auswärtigen Angelegenheiten.)

welche sie vor ihm hegte, und das zweite durch die Dienste, welches es ihr zu leisten im Stande war. Rußland wußte, daß die Mitwirkung eines solchen Bundesgenossen gegen Frankreich mehr eine Verlegenheit als eine Hilfe gewesen sein würde. England seiner Seits würde gefürchtet haben, die Türkei zusammenbrechen zu sehen, wenn es dieselbe in Bewegung bringe. Diese beiden großen Mächte hatten damals ihre Rivalität im Oriente ruhen lassen, um sich nur mit der Vereinigung ihrer Bemühungen im Occidente gegen den Kaiser Napoleon zu beschäftigen. Frankreich selbst hatte bis 1805 vergebens versucht, im Schooße des Divans die Sympathien zu wecken, welche ihn sonst an seine Interessen knüpfte. Der General Brune, der nach Constantinopel geschickt worden war, um da unsern Einfluß wieder zu heben und den der Russen und Engländer zu bekämpfen, war bei allen seinen Versuchen gescheitert. Unser Einfluß auf die Pforte schien für immer vernichtet zu sein. Die Eroberung Aegyptens hatte uns dieselbe entfremdet und seit wir uns von dort hatten vertreiben lassen, verachtete sie uns. Wir hatten in ihren Augen allen Glanz verloren, den der Freundschaft wie den der Stärke. Der Feldzug von 1805 änderte diesen Zustand der Dinge. Die Kanonen von Austerlitz fanden ein Echo an den Ufern des Bosporus; der Divan, der Sultan Selim zitterten vor Staunen und Bewunderung. Die französische Partei, die seit langer Zeit muthlos geschwiegen hatte, erhob von Neuem ihr Haupt, verstärkte sich durch alle die, welche im Oriente den Willen Gottes in den Wechselfällen des Glückes sehen und fing an, dem Einflusse der Russen und Engländer die Wage zu halten. Der Impuls war gegeben und Alles vorbereitet; einige mit Geschick geleitete Intriguen, Gold, das von einer gewandten Hand vertheilt

wurde und besonders Kühnheit mußten hinreichen, unser Uebergewicht in Constantinopel völlig wieder herzustellen.

Während der Unterhandlungen, die dem Kriege mit Preußen vorhergegangen waren, hatte Napoleon an den Sultan Selim einen außerordentlichen Gesandten geschickt, welcher ihm das Bündniß und die Unterstützung Frankreichs antragen sollte. Diese Sendung hatte einen ganz speziellen Character. Es kam nicht darauf an, im Geheimen zu unterhandeln und im Dunkel geheimnißvolle Intriguen anzuknüpfen und den englisch-russischen Einfluß unbemerkt zu untergraben; im Gegentheil, man mußte geräuschvoll unterhandeln, betäuben, drohen, gewaltsam die Bande zerreißen, welche die Türkei mit unsern Feinden vereinigte und im offenen Kampfe sich der Leitung des Divans bemächtigen.

Napoleon ist in der Wahl seiner Gesandten nicht immer glücklich gewesen. Nur zu oft suchte er sie mit Unrecht in seinen Generalstäben. Die Hofbildung ist eine ganz andere als die, welche im Lager erworben wird, und die Rohheit der Soldaten findet sich selten mit dem geschmeidigen Scharfsinne der Diplomaten verbunden. Diesmal aber that der Kaiser einen glücklichen Griff. Der Mann, den er an Selim schickte, war einer seiner jüngsten Generale, gleich ihm von corsischer Geburt und hatte ihm schon bei mehreren Gelegenheiten, namentlich am 18. Brumaire, Beweise von großer Ergebenheit gegeben. Der General Sebastiani besaß eine schöne Gestalt und einen lebhaften entschlossenen Geist. Seine diplomatische Bildung freilich war weder sehr fest, noch sehr umfassend, er ersetzte indeß das, was ihm fehlte, durch große Gewandtheit und einen bemerkenswerthen Geschäftstact. Uebrigens kannte er den Orient, wo er bereits unter dem Consulat

eine glänzende Mission gehabt hatte. Er war schlau und eifrig wie die Männer seines Vaterlandes, und in seiner Geschmeidigkeit um so gewandter, als er sie unter einem anmaßenden Aeußern versteckte, in der Wahl der Mittel, sein Glück zu machen, eben so kühn als geschickt, liebte die Pracht, welche den Orientalen gefällt und hatte sonach die guten, wie gewissermaßen die schlechten Eigenschaften, welche die ganz besondere Sendung erforderte, mit der er beauftragt wurde. Er verließ Paris in den letzten Tagen des Juni 1806 und begab sich direct nach Constantinopel. Seine Instructionen schrieben ihm vor, zuerst die Mittel der Ueberredung und, wenn sie fruchtlos blieben, die der Drohung anzuwenden, um die Türkei wieder in den Kreis unseres Einflusses zu bringen. Wenn der Krieg im Norden sich von Neuem entzündete, sollte er schnell einen Bruch zwischen der Pforte und Rußland herbeiführen und die erstere aufreizen, die Gelegenheit zu benutzen, um sich auf Bessarabien und die Krimm zu stürzen und die so werthvollen Provinzen wieder zu erlangen.

Die Fürsten Ypsilanti und Moruzzi standen in Constantinopel an der Spitze der russischen Partei. Sie waren Statthalter in der Moldau und Wallachei und der Einfluß Rußlands hatte sie zu diesen hohen Aemtern erhoben. Ihr Ansehen bei der Pforte und ihre Reichthümer waren unermeßlich. Sie verfügten über fast alle Stimmen im Divan und waren nach dem Sultan die angesehensten Personen im Reiche. Die Instructionen, welche der General Sebastiani erhalten hatte, schrieben ihm vor, Alles aufzubieten, um das Ansehen dieser Männer zu untergraben und an ihrer Stelle als Statthalter in der Moldau und Wallachei die Fürsten Suzzo und Callimachi ernennen zu lassen, welche den französischen Interessen ergeben waren. Aber der Ver-

trag von Jassy versagte der Pforte ganz bestimmt das Recht, in eine solche Forderung zu willigen. Nach der ausdrückliche Bestimmung jenes Vertrags war die Dauer der Gewalt der Hospodaren auf sieben Jahre gesetzt und unter die Garantie Rußlands gestellt. Ypsilanti und Moruzzi verwalteten die beiden Provinzen erst seit drei Jahren. Von der Pforte zu verlangen, sie möge die Absetzung derselben aussprechen und für sie Anhänger Frankreichs ernennen, hieß sie auffordern, mit Rußland zu brechen.

Der General Sebastiani war eben in Constantinopel angekommen, als er Nachricht von dem am 20. Juli durch Oubril in Paris abgeschlossenen Frieden erhielt, aber er glaubte, dies Ereigniß dürfe ihn von der Ausführung der Befehle seines Hofes nicht abhalten. Der Frieden war allerdings unterzeichnet, aber noch nicht ratifizirt. Es blieb noch immer Zeit, wenn der Kaiser Alexander das Werk seines Unterhändlers sanctionirte, von den Forderungen abzulassen, die sich dann mit den friedlichen Verhältnissen zwischen seiner Regierung und Rußland nicht mehr vertragen würden. Der französische Gesandte ersuchte demnach die Pforte, dem Kaiser seinem Herrn einen glänzenden Beweis von Freundschaft zu geben, indem sie ihm Ypsilanti und Moruzzi opfere. Er sagte, diese Fürsten hätten die Interessen des Sultans unwürdig verrathen, ihre unbeschränkte Macht benutzt, um die Ehre, die Würde und selbst die Existenz des Reiches an Rußland zu verkaufen und so durch ihre Verbrechen das Recht verloren, die Garantien des Vertrags von Jassy anzurufen.

Der Divan erstaunte und erschrak über diese unerwartete Forderung. Selbst Die, welche Frankreich am geneigtesten waren, nannten sie unzeitig. Die andern, die fast alle durch russisches Gold gewonnen waren, antworteten,

man müsse sie sofort als eine offenbare Verletzung des Vertrags von Jassy beseitigen. Diese Ansicht wurde von der Mehrheit angenommen und dem General Sebastiani gemeldet. Der junge Gesandte verlor den Muth nicht. Er wendete sich nicht mehr an den Divan, sondern an Selim selbst. Er schilderte ihm Ypsilanti und Moruzzi als Verräther, welche die Türkei zum unvermeidlichen Verderben führten, und Frankreich als seine natürliche Stütze, als den festesten Verbündeten. Dadurch brachte er den Sultan in Besorgniß und Unruhe und entriß ihm den Hattischerif, welcher die beiden Hospodaren absetzte und an ihre Stelle Suzzo und Callimachi ernannte.

Es war zu Ende des Augusts 1806. Bald erfuhr der General Sebastiani, daß der Kaiser Alexander Herrn von Oubril desavouirt und den Vertrag vom 20. Juli verworfen habe. So mußte sich der Krieg im Norden von Neuem entzünden und Alles ließ ahnen, daß nicht blos Deutschland, sondern Polen der Schauplatz sein würde. Es war der Augenblick gekommen, entscheidende Streiche am Bosporus zu führen; es kam nur darauf an, die Türken aus ihrer hundertjährigen Lethargie zu wecken und sie gegen Bessarabien zu treiben. Der General Sebastiani begab sich zu dem Reis-Effendi und versicherte mit dem stolzen gravitätischen Wesen, das ein characteristischer Zug bei ihm war, der Hof von St. Petersburg habe den Vertrag vom 20. Juli nur verworfen, weil er die Unabhängigkeit der sieben Inseln garantirte und Ragusa wieder unter den Schutz der Pforte stellte. Er stellte Frankreich als das Opfer seiner Fürsorge für die Sicherheit und Unabhängigkeit des ottomanischen Reiches dar. „Sollen ihm nur alle „Arbeiten, alle Gefahren zufallen, während das Reich, für „dessen Wohl es seine Ruhe und sein Blut opfert, auch

„noch ferner in feiger und verderblicher Unthätigkeit hin-
„schlummert? Ist nicht für die Türkei die Gelegenheit ge-
„kommen, die Waffen wieder zu ergreifen, die Thatkraft
„ihrer Völker aufzufordern, sich auf Rußland zu stürzen
„und mit einem Male alle erduldeten Beleidigungen zu rä-
„chen, indem sie ihm gleichzeitig die Krimm und Bessara-
„bien wieder entreißt?" Nach den Aufreizungen und Dro-
hungen erklärte endlich der Gesandte den ottomanischen Mi-
nistern, daß die Stunde für sie gekommen sei zu wählen.
„Der Kaiser Napoleon," sagte er zu ihnen, „hat eine
„Armee nach Dalmatien gesendet, um die Pforte zu schützen.
„Aber wenn sie sich mit Rußland oder England verbündet,
„steht sein Entschluß fest; er wird dann seinen Truppen
„eine andere Bestimmung geben und die Türkei feindlich
„behandeln." Darauf verlangte der General, daß man
jedem russischen Kriegsschiffe, wie jedem Schiffe derselben
Nation, das mit Kriegsmunition beladen sei, die Einfahrt
in den Bosporus untersage. Wenn man die Einfahrt noch
länger gestatte, werde sofort eine französische Flotte die
Dardanellen angreifen.

Betäubt und unterjocht durch den gebieterischen Ton
des Vertreters Napoleons, immer bereit, dem am heftigsten
Drohenden nachzugeben und überdies von der Hoffnung
getrieben, ihre verlorenen Provinzen wieder zu erlangen,
gab die Pforte die Sache Rußlands auf und bewilligte alle
Forderungen des französischen Gesandten.

Die Lage war ernst. Man stand vor einer entschei-
denden Krisis und die Pforte entzog sich dem Einflusse
Englands und Rußlands. Die Gesandten dieser beiden
Mächte theilten einander ihre Besorgnisse mit und kamen
überein, Alles zu versuchen, Bitten, Versprechungen, Dro-
hungen, selbst Gewalt, um die Pforte wieder unter ihr

Joch zu bringen. Der russische Minister Italinski verließ seinen Palast, begab sich auf das englische Schiff Canopus und ließ dem Reis-Effendi anzeigen, daß er, wenn die Fürsten Ypsilanti und Moruzzi nicht augenblicklich wieder in die Fürstenthümer Moldau und Wallachei eingesetzt würden, nach Sebastopol segele und alle friedlichen Verbindungen zwischen Rußland und der Pforte abgebrochen werden würden. Der englische Gesandte führte eine nicht minder drohende Sprache. Da er selbst, Arbuthnot, durch das Fieber in seinem Sommerpalaste zurückgehalten wurde, so beauftragte er einen seiner Secretäre, William Wellesley-Pole, an seiner Stelle dem Divan seine Forderungen vorzulegen oder vielmehr aufzunöthigen. Der junge Engländer kam in Constantinopel in Galopp an, begab sich in den Divan mit der Reitpeitsche in der Hand und forderte mit gebieterischer Miene die Versammlung auf, sofort alle ihre letzten Maßregeln zu widerrufen. Im Weigerungsfalle würde eine englische Flotte die Fahrt durch die Dardanellen erzwingen und die Hauptstadt in Brand stecken.

Italinski und Arbuthnot hatten die Wirkung ihres doppelten Schrittes nur zu wohl berechnet. Er erfüllte den Divan und das Serail mit Entsetzen. Das Werk des Gesandten Frankreichs wurde noch einmal gestürzt; man vergaß seine Versprechungen wie seine Drohungen; man sah nur noch die drohende Gefahr eines Bruches mit zwei furchtbaren Mächten, welche das ottomanische Reich vernichten konnten, wenn die eine ihre Armeen, die andere ihre Flotten losließ. Selim wagte es nicht, so vielen Gefahren entgegen zu treten; er setzte Ypsilanti und Moruzzi in die Fürstenthümer wieder ein, widerrief den Hattischerif, welcher den russischen und englischen Kriegsschiffen die Einfahrt in den Bosporus und die Dardanellen untersagte,

und setzte dieser Schwäche die Krone auf, indem er ins Geheim unserm Gesandten versprach, sobald als die Umstände es erlauben würden, eine unauflösliche Verbindung mit dem Kaiser Napoleon einzugehen.

Der Hof von St. Petersburg hatte unterdeß die Absetzung seiner Schützlinge, der Hospodaren, erfahren und über den Bruch der Verträge geschrieen. Begierig benutzte er diesen Vorwand, um die Türkei anzugreifen, vereinigte 80,000 Mann unter den Befehlen des Generals Michelson und trug ihm auf, unmittelbar die Moldau und Wallachei zu besetzen. Bald darauf erfuhr er indeß, daß die Pforte ihr Unrecht gegen ihn wieder gut gemacht, die Fürsten Ypsilanti und Moruzzi in ihre Regierung wieder eingesetzt und den russischen und englischen Schiffen den Bosporus und die Dardanellen von Neuem geöffnet habe. Wenn die Türkei eine Macht gewesen wäre, die in dieser Zeit für etwas hätte gerechnet werden können, so würde Rußland ihre Unterwerfung mit inniger Freude angenommen, ihr einen Tag der Verirrung und der Beleidigung verziehen und sich für vollkommen befriedigt erklärt haben. Aber es kannte die Schwäche dieses Reiches und war entschlossen, dieselbe zu benutzen, um es anzugreifen und ihm neue Provinzen zu entreißen. Vergebens hatte der Divan allen Forderungen Italinski's nachgegeben und um die Verzeihung dieses Gesandten gebeten; Rußland wollte gar keine Reue, die ihm das Recht sich zu rächen entzog; es erklärte sich fortwährend für beleidigt und widerrief die Befehle nicht, welche der General Michelson erhalten hatte. Allerdings würde es einen doppelten Krieg zu führen haben, an der Weichsel und an der Donau. Aber in der unbedachten Hitze des Ehrgeizes wollte es den Ausgang des ersten Zusammenstoßes zwischen den Franzosen und Preußen nicht

abwarten, um loszubrechen. Die Erinnerung an die Katastrophe von Ulm hielt es nicht auf; es ging in die Schlinge, die ihm Frankreich gelegt hatte, fiel in die beiden Provinzen ein und verwendete dazu 80,000 Mann, die, mit der Armee in Polen vereiniget, ihm eine unbestreitbare Ueberlegenheit über die Franzosen gegeben haben würden. Nach dem Unglücke von Jena sah es freilich die ganze Größe seines Fehlers ein und wollte ihn wieder gut machen; es zog von seiner Armee an der Donau zwei Divisionen zurück und beorderte sie an die Narew, aber sie konnten unmöglich vor dem Monat Februar mit dem General Essen sich vereinigen. Es that also nichts Vollständiges und Fertiges. Es trennte seine Armee in der Moldau, lähmte dadurch die Operationen des Generals Michelson und begann den Feldzug in Polen mit solcher numerischer Schwäche, daß es an der Weichsel sich nicht halten konnte. England war über den Einfall der Russen in die Moldau und Wallachei nicht weniger betrübt, wagte es aber nicht sich zu beklagen. Es brauchte den Arm Rußlands, um Napoleon niederzustrecken, und mußte deshalb Gewaltthätigkeiten dulden, welche es zu jeder andern Zeit nicht geduldet haben würde.

Für Frankreich, das die unermeßlichen Gefahren über die Türkei herauf beschworen hatte, war es eine heilige Pflicht, überall Unterstützung für dieselbe zu suchen. Es wendete die Blicke auf Wien und bemühete sich, im dortigen Cabinet die Fürsorge für ein Reich zu wecken, dessen Existenz die Sicherheit Siebenbürgens und Ungarns verbürgt. Es vertraute ihm die eigenen Besorgnisse an. „Es „fürchte," sagte es, „die Russen möchten, nachdem sie die „Moldau und Walachei erobert, über den Balkan gehen „und sich Constantinopels bemächtigen. Wäre dies nicht

„ein ernstlicher Grund zur Beunruhigung für ganz Europa?
„Und wäre nicht die Zeit gekommen, daß Frankreich und
„Oesterreich sich vereinigten, um die Existenz der Türkei,
„wenn sie noch möglich, zu verbürgen und wenn sie nicht
„mehr möglich, über ihre Trümmer zu verfügen?" Vergeblich; der Wiener Hof beklagte bitter die gefährliche Lage, in welche wir die Türken gebracht hätten, erklärte aber, daß er sich keineswegs dem Bruche mit Rußland aussetzen würde, um jenen Staat zu retten.

Die große Armee, welche an die Weichsel rückte, um uns zu bekämpfen, war in zwei Hauptcorps unter den Generalen Benningsen und Burhowden getheilt, mit denen sich 16,000 Preußen unter dem General Lestocq vereinigten. Diese drei Corps waren 106,000 Mann stark und ihr Oberbefehlshaber war der General Kamenski, ein achtundachtzigjähriger Greis, welcher sich in den Kriegen Katharina's ausgezeichnet hatte, jetzt aber durch das Alter gebrochen und unfähig war, das Gewicht eines solchen Commandos zu tragen.

Am 15. November kam der General Benningsen mit seinem 55,000 Mann starken Armeecorps an der Weichsel an, nahm seine Stellung in Warschau und ließ die Brücke von Praga befestigen. Bald aber erschien die Spitze unserer Colonnen am linken Ufer des Flusses. In den Tagen des 30. November, 1. und 2. December erzwangen Murat, Davoust und Lannes den Uebergang über den Fluß. Das Land befand sich in Aufruhr und überall bildeten sich die Polen zu Parteigängerschaaren. Benningsen, der zu schwach war, um der aufgestandenen Bevölkerung die Spitze zu bieten, zog sich auf das heranrückende Corps Burhowdens zurück und überließ uns die beiden Ufer der Weichsel. Der Marschall Ney bemächtigte sich Thorns und eröffnete den

Marsch mit den Corps Bernadotte's und Bessières'. Augereau und Soult, welche das Centrum bildeten, gingen der erstere bei Zakroczym, der zweite bei Plock über den Fluß. Die Armee beherrschte die beiden Ufer und rückte an den Niemen vor.

Der Kaiser verließ Posen am 16. December und ehe er sich aus dieser Stadt entfernte, verrichtete er eine höchst wichtige Handlung. Er schloß (am 11. December) mit dem Kurfürsten von Sachsen, der bisher zu seinen Feinden gehört hatte, ein enges Bündniß. Dieser Fürst trat dem Rheinbunde bei und verpflichtete sich ein Contingent von 10,000 Mann für den Dienst Frankreichs zu stellen. Nach einer besondern Bestimmung kam man überein, daß dieses Contingent während des gegenwärtigen Krieges nur 6000 Mann betragen solle. Napoleon, der freigebig gegen seinen neuen Verbündeten war, vertauschte den Kurfürstenhut desselben mit einer Königskrone, ja er versprach, wenn das Glück seine Waffen begünstige, ihm nach dem Frieden die ganzen polnischen Provinzen abzutreten, welche Preußen entrissen werden könnten.

Von Posen begab sich Napoleon nach Warschau, wo er am 18. ankam, dann rückte er lebhaft gegen die Russen vor, welche den Raum zwischen der Ukra, dem Bug und der Narew besetzt hielten. Das Corps von Benningsen, das uns am nächsten war, lagerte um Nasielsk und Pultusk; das von Burhowden befand sich etwas weiter zurück, zwischen Gombin und Makow. Beider Rückzugslinie ging über Rozan nach Ostrolenka zu. Das preußische Corps des Generals Lestocq, der an der Drewenz stand, bildete den äußersten rechten Flügel des feindlichen Heeres.

Der Kaiser beschloß durch ein Manöver seines linken Flügels die Russen von ihrer Rückzugslinie abzuschneiden

und sie nach der österreichischen Grenze zu drängen. Während Lannes sie in der Front angriff, sollten sich Augereau und Soult durch einen schnellen Marsch an die rechte Flanke begeben und sie auf der Straße von Nozan zu umgehen suchen. Unsere Manöver schüchterten den alten Kamenski ein, welcher die ganze Armee nach Lomza und Ostrolenka zurückziehen ließ. Um seine rückgängige Bewegung zu beschleunigen, gab er in seiner Angst den Befehl, alle Kanonen im Stiche zu lassen, aber Benningsen und Burhowden lehnten sich gegen einen solchen Befehl auf und leisteten ihm keinen Gehorsam.

Der Marschall Lannes traf Benningsen in Nasielsk, nöthigte ihn zum Rückzuge und griff ihn am 26. December auf den Höhen von Pultusk an. Die Russen hatten für sich eine vortheilhaftere Stellung, mehr Mannschaft und mehr Geschütz. Lannes machte unerhörte Anstrengungen, um Pultusk zu nehmen, aber es gelang ihm nicht. Die Wege befanden sich in einem fürchterlichen Zustande. Die Narew war übergetreten und die Ebene an ihren Ufern in einen sumpfigen Morast verwandelt, in welchen Menschen und Pferde einsanken. Das Zusammentreffen war fürchterlich und auf beiden Seiten kämpfte man mit Ausdauer und Muth. Die Russen setzten unserm Ungestüme eine bewundernswürdige Festigkeit entgegen. Endlich wichen sie aber doch, räumten in der Nacht vom 26. zum 27. die Stadt Pultusk und zogen sich in guter Ordnung auf Ostrolenka zurück.

Die Schlacht von Pultusk war nur eine Episode des von Napoleon entworfenen großen Manövers. Die Hauptschläge sollten nicht das Corps Benningsens, sondern das Burhowdens treffen. Mürat, Davoust und Augereau griffen das letztere Armeecorps in Gombin an. Leider konnten

ihre Colonnen in dem ungeheuern Sumpfe, in welchem sie sich befanden, nicht mit der gehörigen Schnelligkeit manövriren. Das rettete die russische Armee. Welche Bewegung der Marschall Soult auch machte, um dem Feind durch Schnelligkeit in Makow zuvorzukommen und ihm jeden Ausgang zu versperren, er konnte nicht zu rechter Zeit ankommen. Burhowden, der am 26. in Gombin kräftig angegriffen wurde, hielt sich den ganzen Tag gut und konnte in der Nacht ungehindert seinen Rückzug bewerkstelligen. Auf unserm linken Flügel hatte der Marschall Ney den General Lestocq aus Soldau vertrieben, ihn von der russischen Armee abgeschnitten und nach Ostpreußen zurückgeworfen.

Die Jahreszeit war entsetzlich. Auf den überall tief zerrissenen Wegen konnten die Magazine und Geschütze nicht rtgeschafft werden. In Folge der Anstrengungen und der uchtigkeit litt die Armee viel. Die an der obern Narew rückgedrängten Russen konnten eben so wenig manövriren Napoleon entschloß sich in der Ueberzeugung, daß sie einiger Zeit mehr Entscheidendes zu versuchen wagen würden, seine Winterquartiere zu beziehen und eine günstigere Witterung abzuwarten, ehe er die großen Operationen wieder beginne. Demzufolge begab er sich selbst nach Warschau zurück, stellte seinen linken Flügel zwischen den Beiflüssen des Bug und der Weichsel, sein Centrum zwischen Mlawa und Neidenburg auf und stützte seinen linken Flügel auf das frische Haff, so daß er die ganze untere Weichsel deckte und Danzig wie Graudenz in Schach hielt. Die Russen ihrer Seits nahmen ihre Cantonnements bei Lomza.

Der Kaiser benutzte diese kurze Ruhe, um seine Armee zu verstärken. Sie hatte sich wie ein Bergstrom vom Rhein

nach der Weichsel gestürzt, in ihrem ungestümen Laufe alle Dämme und Hindernisse niedergeworfen, welche der Feind ihr entgegengestellt und ließ ein unermeßliches verwüstetes Land hinter sich. Hier muß man die wunderbare Verwendung anstaunen, welche der Kaiser von seinem großen Geiste machte. Das Organisationsgenie war bei ihm, wie man oft gesagt hat, eben so groß wie das Schlachtengenie; seine Klugheit kam seiner Kühnheit gleich und nichts entging seiner Wachsamkeit und Voraussicht. Frische Corps, aus Neuausgehobenen bestehend, füllten die Lücken aus, welche die Kämpfe und forcirten Märsche in den Reihen der großen Armee hervorgebracht hatten. Andere Reservecorps, die echolonsweise von dem Rheine bis zur Weichsel aufgestellt waren, bildeten eine ununterbrochene Kette, welche die feindlichen Völker in Unterwürfigkeit hielt. Unser Geschütz war dem der Russen in den letzten Kämpfen nicht gewachsen gewesen und der Kaiser ließ neue Batterien kommen. Er baute die Werke von Thorn und Praga wieder auf, deckte die Städte Modlin und Sieradz an der Weichsel mit Verschanzungen und organisirte ein neues Armeecorps, das zehnte, welches er unter die Befehle des Generals Lefebvre stellte. Es sollte Danzig und Kolberg belagern.

Die Sicherheit unserer Communicationslinien und der zweideutige Character unserer Verhältnisse mit Oesterreich machten es für uns unumgänglich nöthig, die schlesischen Festungen zu nehmen. Der General Vandamme, welcher beauftragt worden war sie zu unterwerfen, hatte sich bereits am 2. December Glogau's bemächtigt und dann Breslau belagert. Diese von vortrefflichen Festungswerken, von einer 6000 Mann starken Garnison und 300 Geschützen vertheidigte und mit Lebensmitteln wohl versehene große

Stadt konnte lange widerstehen. Sie wurde in ihrem Widerstande durch den Fürsten von Anhalt-Pleß unterstützt, welcher an der Spitze der in Regimenter geordneten Bauern von Oberschlesien durch plötzliche und wiederholte Angriffe die Belagerungsarbeiten störte. In einem Gefechte bei Strehlen aber wurde seine Schaar niedergemacht und verlor ihre sämmtlichen Kanonen. Die von Vandamme hart bedrängte Festung, die keine Hoffnung auf Ersatz mehr hatte und mit einem Sturm bedroht war, ergab sich am 8. Januar. Bald nachher fielen nach einander Brieg, Schweidnitz und Kosel. So blieben nur noch Neiße und Glatz zu unterwerfen, die beiden stärksten Plätze in Oberschlesien, die beide von bedeutenden Garnisonen vertheidigt wurden. Sie setzten unsern Angriffen einen tapfern und hartnäckigen Widerstand entgegen und ergaben sich erst zu Ende des Feldzugs, Neiße am 1. Juni und Glatz am 14., nachdem ihre Lebensmittelvorräthe völlig erschöpft waren.

Der Kaiser hatte darauf gerechnet, daß die Russen, durch die ungünstige Jahreszeit in ihren Cantonnirungen zurückgehalten, ihn in seinen Winterquartieren nicht stören würden, aber er sah sich bald eines Andern belehrt. Um seiner Armee Lebensmittel zu verschaffen, hatte er sich genöthigt gesehen, seinen linken Flügel unter Bernadotte bis Elbingen gehen zu lassen. Das in Mlawa liegende Armeecorps Neys verband den linken Flügel mit dem Centrum der Armee, Ney verließ aber seine Stellung und zog bis Heilsberg, entweder weil ihn die Nothwendigkeit, seinen Truppen Lebensmittel zu verschaffen, zwang, eine andere Gegend zu suchen, oder weil er sich mit Bernadotte beredet hatte Königsberg zu bedrohen.

Dieses excentrische Manöver zerriß die Kette unserer

Armeecorps und erregte die Aufmerksamkeit der Russen. Der alte Kamenski hatte das Commando niedergelegt und war durch Benningsen ersetzt worden, denselben, welcher bei dem tragischen Tode Pauls I. eine so grausame Rolle gespielt hatte. Dieser General erkannte in dem falschen Manöver des Marschalls Ney die Möglichkeit ihn zu vernichten und hoffte durch die Wälder und Seen, welche seine Linien deckten, uns seinen Marsch geheim zu halten. Er hob in der Stille alle seine Lager auf und ließ an der Narew nur eine einzige seiner Divisionen zurück, die des Generals Essen; dann rückte er mit 80,000 Mann vor und fiel unerwartet über die Corps Ney's und Bernadotte's her. Er hatte die Absicht, sie von der großen Armee abzuschneiden, an das Meer zu drängen und zu vernichten. Nachdem dieser große Schlag gelungen, wollte er über die Weichsel gehen, Danzig, Graudenz und Kolberg entsetzen, den Krieg nach Westpreußen spielen und uns so zwingen, ihm die ganze Weichsellinie zu überlassen. Statt sich aber in den durch das excentrische Manöver Ney's freigelassenen Raum zu werfen, stieß er gerade auf diesen Marschall, der alsbald umkehrte und die einen Augenblick zerrissene Kette unserer Linie wieder anknüpfte. Bernadotte seiner Seits, der am 25. in Mohrungen überrumpelt worden war, zog sich in aller Eile in der Richtung von Thorn nach Straßburg zurück. Diese rückgängige Bewegung machte Benningsen kühn, der sich durch das Feuer der Verfolgung fortreißen ließ, Bernadotte lebhaft gegen Thorn drängte und das Gros der französischen Armee hinter sich ließ. So ging er genau in dieselbe Schlinge, in welche Ney und Bernadotte beinahe gefallen wären.

Napoleon erkannte sofort die ganze Bedeutung des von seinem Gegner begangenen Fehlers und entschloß sich den

linken Flügel der Russen zu umgehen, sie von Königsberg abzuschneiden, an das Meer zu drängen und zu zwingen, sich zu ergeben oder zu sterben. Instructionen, welche dem Marschall Bernadotte gesandt wurden, weiheten ihn in das Geheimniß der großen Bewegung ein. Der Marschall empfing den Befehl, den Feind durch scheinbare Flucht zu täuschen und ihn an die Unterweichsel zu locken. Sobald diese Bewegung des Feindes erkennbar wurde, verließ die französische Armee am 1. Februar ihre Cantonnirungen und rückte gegen die linke Flanke der Russen, welche ihr Hauptquartier bereits in Mohrungen und ihren Vortrab in Osterode hatten. Wenn sie Bernadotte noch einen Tag lang an der Unterweichsel verfolgt hätten, würden sie, von unsern Colonnen eingeschlossen, von dem Niemen abgeschnitten und an das Meer gedrängt, sicherlich das Schicksal der Preußen bei Jena gehabt haben. Der Offizier aber, welcher die Befehle dem General Bernadotte überbringen sollte, hatte das doppelte Unglück, gefangen genommen zu werden, ohne Zeit zu haben, seine Depeschen zu vernichten. Sie wurden alsbald dem General Benningsen gesandt, der aus denselben ersah, daß er in sein Verderben ging, indem er so ungestüm gegen die Unterweichsel vordrängte. Er kehrte alsbald um und zog sich auf Jontowo zurück. Napoleon fühlte den tiefsten Schmerz, als er seine Beute sich entgehen sah, gab indeß die Hoffnung noch nicht auf, die Russen auf der Straße von Königsberg umgehen zu können. In dieser Absicht drängte er seine Colonnen vorwärts; vergebens, er konnte nur noch den Nachtrab des Feindes an der Brücke von Bergfried und dann nach einander bei Wolfsdorf, Hof und Landsberg erreichen. Am 9. Februar kam die russische Armee wohlbehalten in Preußisch-Eylau an und hatte bei diesem eiligen Rückzuge nur eines ihrer

Corps gefährdet, das des preußischen Generals Lestocq, welcher zu spät von der Frontveränderung Benningsens benachrichtiget worden war und von dem Marschall Ney überfallen wurde. Er entging ihm nur mit genauer Noth und indem er ein Drittel seiner Soldaten opferte.

Benningsen war so lebhaft verfolgt worden, daß er, um nicht an der linken Flanke überholt, von dem Pregel abgeschnitten und unter die Mauern Königsbergs zurückgedrängt zu werden, sich umkehren und uns eine Schlacht anbieten mußte. Demzufolge stellte er in Preußisch-Eylau und den umliegenden Dörfern die Divisionen Markow und Barclay de Tolly auf, während er selbst mit dem Gros seiner Colonnen etwas weiter zurück auf der Straße von Königsberg sich festsetzte.

Murat und Soult eröffneten den Marsch der französischen Armee. Am 7. Februar griffen sie lebhaft die Stellungen an, welche die beiden russischen Divisionen vor Eylau eingenommen hatten und nahmen sie nach einem großen Blutbade. Der in die Stadt zurückgedrängte Feind hielt sich da bis um zehn Uhr Abends. Als sie uns dieselbe überließen, war sie nur noch ein Trümmer- und Leichenhaufen. Napoleon verlegte sein Hauptquartier dahin und ließ in der Ueberzeugung, daß der Feind in vollem Rückzuge auf Königsberg sei, seine ermüdeten Colonnen einige Stunden ausruhen. Am andern Morgen früh aber mit Tagesanbruche zeigte ihm ein Hagel von Kugeln und Bomben, der auf die Stadt Eylau fiel, daß die Russen nahe bei ihm waren und daß er unter dem Feuer ihrer Batterien geschlafen habe.*) Es ließ sich nicht daran zwei-

*) Napoléon devant le tribunal de César et d'Alexandre, par le général Jomini. Tom. II. p. 358.

feln, Benningsen war entschlossen, uns eine große und entscheidende Schlacht zu liefern.

Die beiden Armeen waren ziemlich von gleicher Stärke; jede zählte 75 bis 80,000 Mann, aber die Russen hatten eine größere Anzahl Geschütze und in der Zeit, als sie den Kampf begannen, war die französische Armee auf ihren beiden Flügeln nicht gedeckt. Der rechte unter den Befehlen Davoust's hatte sich nach Domnau, der linke unter Ney gegen Kreuzburg gewendet. Der Marschall Bernadotte erhielt erst am 4. Februar die Nachricht, daß der Kaiser gegen Benningsen rücke. Am 6. war er erst in Osterode, so daß er am 6. unmöglich an der großen Schlacht Theil nehmen konnte. Bis ein Uhr Nachmittags war die französische Armee auf die Corps des Centrums, die Cavaleriereserve nnd die Garde beschränkt, welche zusammen kaum 50,000 Mann ausmachten. Napoleon beeilte sich seine beiden Flügel an sich zu ziehen, aber Davoust konnte erst um die Mitte des Tages in die Linie einrücken und der Marschall Ney kam erst Abends auf dem Schlachtfelde an. Benningsen dagegen verfügte schon am Morgen über seine gesammten Truppen mit Ausnahme des Corps von Lestocq, der übrigens auch ziemlich zu rechter Zeit ankam, um bedeutenden Antheil an der Schlacht zu nehmen.

Die russische Armee lehnte ihren rechten Flügel auf Schobitten und den linken auf Klein-Saußgarten; 150 Zwölfpfünder und 250 Mörser vertheidigten ihre furchtbaren Positionen. Bagration führte die Avantgarde, Sacken das Centrum und Doctorow die Reserve.

Das Soult'sche Corps wurde zuerst angegriffen. Es bestand aus kaum 18,000 Mann und hatte 70,000 Russen gegen sich. Man war in halber Kanonenschußweite von einander entfernt und alle Schüsse trafen. Tausende von

Tapfern fielen auf unsrer Seite. Soult befand sich in ernster Gefahr, aber Augereau kam ihm zu Hilfe und beide drangen ungestüm auf das Centrum der Russen ein. Der Schnee fiel in solcher Menge, daß die Luft dadurch verdunkelt wurde und der Nordwind trieb ihn unsern Soldaten in die Augen. Die Divisionen Augereau's verloren ihren Richtungspunkt und geriethen zwischen die Cavalerie- und Infanteriereserve der Russen. Mit außerordentlicher Kraft von vorn und an der Seite angegriffen, von vierzig Kanonen in größter Nähe niedergeschmettert, wurden sie zerrissen, fast vernichtet. Napoleon fühlte bei dieser traurigen Nachricht unbeschreiblichen Schmerz; er sah den Sieg weichen und mit ihm die Herrschaft über das Festland. Er machte also eine ungeheure Anstregung und trieb seine ganze Cavaleriereserve gegen den Feind. Murat und Bessières rückten an der Spitze von 70 Schwadronen vor, stürzten sich mit unglaublicher Wuth auf das Centrum der Russen, warfen die erste und zweite Linie und gelangten bis zur dritten. Die Feder vermag das gräßliche und zugleich großartige Schauspiel dieses gewaltigen Zusammenstoßes nicht zu schildern. Das Geschrei der Angreifenden mischte sich mit dem Hurrah der Russen, mit dem Wehklagen der Sterbenden und dem Donner der Geschütze. Die russischen Linien, welche anfangs vor dem ungestümen Anprall Murats und Bessières zurückgewichen waren, bildeten sich von Neuem und als unsere Schwadronen umkehrten, trafen sie auf eine furchtbare Mauer, die sie noch ein Mal niederwerfen mußten. Der Heldenmuth war in beiden Heeren gleich groß und das Blutbad fürchterlich. Auf der Seite des Feindes fielen ganze Reihen Infanterie, um nie wieder aufzustehen und französische Schwadronen verschwanden bis auf den letzten Mann. Der General Hautpoult,

welcher die große Colonne der Cürassiere befehligte, war eines der Opfer dieses verderblichen Tages.

Es war schon Mittag vorüber und noch erschien weder das Corps Davousts noch das des Marschalls Ney. Der Kaiser befand sich in der heftigsten Unruhe. Endlich wurde die Ankunft Davousts signalisirt; er rückte sofort in die Linie ein, stürzte auf den linken Flügel der Russen und Alles wich vor ihm zurück. Die Divisionen Ostermann, Kamenski und Bagavouth wurden mit Gewalt auf das Dorf Kutschitten zurückgeworfen und obwohl sie unerhörte Anstrengungen machten, diese Stellung zu behaupten, wurde sie ihnen doch genommen. Auf dieser Seite war der Feind gänzlich geworfen, als der preußische General Lestocq seinerseits ankam, dem linken Flügel der Russen zu Hilfe eilte, ihn wieder festhielt, mit ihm die Position von Kutschitten von Neuem nahm und Davoust nöthigte sich auf Anklapen zurückzuziehen. Der Tag neigte sich zu Ende, schon breitete die Nacht ihren Schleier aus und die Russen standen unbeweglich in ihren geschwächten Reihen, als der Marschall Ney erschien. Die Anwesenheit eines frischen Corps unter einem solchen Führer änderte die Lage der beiden Heere gänzlich. Benningsen wagte es nicht, den Kampf zu verlängern und überließ uns das Schlachtfeld, das mehr ein Blut- als Siegesfeld war. Das war die schreckliche Schlacht von Eylau, eine der mörderischesten und doch am wenigsten entscheidenden der neuern Kriege. Sie kostete jeder der beiden Armeen ungefähr 30,000 Todte und Verwundete.

Die Russen erwarteten von den Franzosen verfolgt zu werden, aber die beiden Heere, die gleich gelitten hatten, waren nicht im Stande die Operationen fortzusetzen. Napoleon zog alle seine Corps zurück und ließ sie hinter der Passarge und Alle wieder Winterquartiere beziehen. Er

selbst begab sich zuerst nach Osterode, dann in das Schloß Finkenstein. Benningsen erfuhr diese rückgängige Bewegung erst am 19. Februar, täuschte sich über die Absichten Napoleons, bildete sich ein, die französische Armee sei außer Stande, sich im Felde zu halten, und schickte sich an, wieder über die Weichsel zu gehen; er zog uns also nach. Da stellte sich der Kaiser, als wolle er selbst an seiner ganzen Linie die Offensive wieder ergreifen und dieses Manöver zeigte Benningsen, daß er sich über die Lage und die Absichten seines Gegners getäuscht habe; er hielt deshalb in seiner Bewegung ein, bezog nach Napoleons Beispiele seine Winterquartiere wieder und stellte seine Corps zwischen der Alle, dem Pregel und dem frischen Haff auf.

Während die beiden erschöpften und geschwächten Armeen die Kämpfe einstellten, griff der russische General Essen, welcher zur Beobachtung an der Narew zurückgelassen worden und durch eine von der Moldau-Armee detachirte Division verstärkt worden war, am 15. Februar das französische Corps an, welches die obere Weichsel zu decken hatte. Der General Savary befehligte dasselbe in Abwesenheit des Marschall Lannes, der krank war. Dieses Armeecorps befand sich in sehr gefährlicher Lage; es war nur 12,000 Mann stark, während Essen 22,000 hatte. Aber ein glücklicher unvorhergesehener Umstand stellte das Gleichgewicht wieder her. Der General Oudinot marschirte mit 9000 Grenadieren auf Willenberg, um sich der großen Armee anzuschließen, als er Kenntniß von der offensiven Bewegung des Generals Essen erhielt. Er eilte sogleich Savary zu Hilfe. Die beiden Generale, die in Uebereinstimmung manövrirten, trugen bei Ostrolenka einen vollständigen Sieg über die Russen davon und dieser war von großer strategischer Wichtigkeit. Wenn Savary ge-

schlagen worden wäre, würde die ganze französische Armee in die rückgängige Bewegung ihres linken Flügels hineingezogen worden sein. Die Schlacht von Ostrolenka befestigte sie auf ihrer ganzen Linie. Die beiden Enden stützten sich das eine am frischen Haff auf die Ostsee und das andere auf die Narew; das Centrum war durch die Alle und Passarge gedeckt. Da Massena aus Italien angekommen war, übertrug ihm Napoleon das Commando des Armeecorps, welches die Divisionen des Generals Essen an der Narew zurückzuhalten hatte.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Napoleon im Schlosse Finkenstein. — Abschluß eines Waffenstillstandes zwischen den Franzosen und Schweden. — Belagerung und Einnahme von Danzig. — Kritische Lage der französischen Armee. — Beunruhigende Haltung Oesterreichs. — Die Angelegenheiten der Türkei. — Bestrebungen Napoleons dieses Reich neu zugestalten. — Englands Stellung in Constantinopel. — Der Admiral Duckworth, der General Sebastiani und Herr Ruffin. — Rüstungen in Constantinopel. — Berechneter Rückzug Duckworths. — Er begiebt sich nach Alexandrien. — Schlappe der Engländer vor Rosette. — Sie räumen Alexandrien. — Verlegenheiten Napoleons. — Er trägt Preußen den Frieden und sein Bündniß an. — Schreiben Napoleons an den König. — Friedrich Wilhelm schlägt den Frieden und das Bündniß aus. — Er schließt seine Verbindung mit England und Rußland enger. — Uebereinkunft von Bartenstein. — Napoleon trägt Oesterreich zum dritten Male sein Bündniß an. — Wiederholte ablehnende Antwort dieser Krone. — Sie schickt sich an als bewaffnete Vermittlerin einzuschreiten. — Von ihr den kriegführenden Mächten vorgeschlagene Unterhandlungsgrundlagen. — Antworten Frankreichs, Englands, Rußlands und Preußens. — Wiederaufnahme der großen Operationen. — Stärke der beiden Armeen. — Kühner Plan Napoleons. — Schlacht bei Friedland. — Unglück der Russen. — Sie ziehen sich hinter den Niemen zurück. — Einnahme von Königsberg.

Der Kaiser benutzte die nothwendige Unterbrechung der großen Operationen, um seinen geschwächten Corps Ruhe

zu gönnen, den Fall Danzigs und der Festungen Pommerns zu betreiben, seine Stellungen an der Weichsel und Oder zu sichern und sich in den Stand zu setzen, bei dem Wiederbeginne der Feindseligkeiten entscheidende Schläge gegen die Russen zu führen. Nie wurden Augenblicke durch größere Arbeiten ausgefüllt als die, welche er in dem Schlosse Finkenstein verbrachte.

Der Marschall Mortier hatte den Befehl, das schwedische Pommern zu besetzen und Stralsund zu belagern, wo eine Garnison von 15,000 Mann unter dem schwedischen General Essen unsere Verbindungen mit den Elb- und Rheinprovinzen bedrohete. Die Schweden, die in die Festung hineingedrängt waren, wurden da bald eng eingeschlossen und die eine kurze Zeit gefährdete Oderlinie war wieder frei. Napoleon beklagte den Krieg, in welchen Gustav IV. sein Land gestürzt hatte und wartete auf die Gelegenheit einer Annäherung. „Kommt es uns zu, Schweden Schaden zu thun?" schrieb er an den Marschall Mortier. „Thun Sie ihm so wenig als es Ihnen möglich ist. Schlagen Sie den Gouverneur eine Einstellung der Feindseligkeiten vor und machen Sie einen Krieg minder verderblich, den ich für verbrecherisch halte, weil er unpolitisch ist."

Es war uns unmöglich alle Festungen einzuschließen, die sich noch hielten. So hatten wir Kolberg noch nicht regelmäßig belagern können. Die nicht sehr zahlreiche aber aufopfernde Garnison dieses Platzes machte häufig Ausfälle und überfiel unsere Convois. Der Kaiser, dem mehr daran lag, dieser Feste sich zu bemächtigen als Stralsunds, das er zu schonen wünschte, befahl Mortier, nur eine Division, die des Generals Grandjean, vor der letztern Stadt zu lassen und mit seinen übrigen Corps vor Kolberg zu rücken.

Der General Essen aber machte, als er Nachricht von dem Aufbruche des Marschall Mortier erhielt, einen Ausfall an der Spitze seiner 15,000 Mann, überfiel die Division Grandjean und warf sie zurück auf Anklam, dann auf Stettin, wo sie am 7. April in großer Unordnung ankam. Auf diese Nachricht vertagte Mortier die Belagerung von Kolberg, kehrte um, nahm die Division Grandjean auf, griff die Schweden bei dem Dorfe Baling an und schlug sie. Er hätte seinen Sieg benutzen, die Schweden bis nach Stralsund treiben und den Platz nehmen können. Er ließ sich aber durch den Wunsch, die Schweden zu schonen, bestimmen und ging zu bereitwillig in den Antrag auf einen Waffenstillstand ein, den ihm der General Essen machte. Am 18. April 1807 unterzeichnete er einen Vertrag, nach welchem die Feindseligkeiten erst dann wieder beginnen sollten, nachdem die Führer der beiden Armeen einander zehn Tage vorher davon Nachricht gegeben hätten. So lange der Waffenstillstand dauerte, sollten weder in Stralsund, noch auf der Insel Rügen, noch an irgend einem Punkte von Schwedisch-Pommern Truppen gelandet werden.

Der Kaiser tadelte Mortier streng, daß er seine Vortheile nicht besser benutzt habe, weigerte sich, den Vertrag vom 18. April zu ratifiziren und befahl dem Marschall sofort die Feindseligkeiten von Neuem zu beginnen, wenn der General Essen nicht einwillige, die Zeit von zehn Tagen, welche der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten vorausgehen sollte, auf einen Monat auszudehnen. Der General Essen berichtete an den König. Derselbe war gerade gegen die Engländer aufgebracht, welche ihm schon längst die Zusendung einer Armee angekündigt hatten. Tage und Monate vergingen aber, ohne daß die versprochene Armee ankam. Auf der andern Seite klagte ganz Schweden sei-

nen König an, er habe es in einen unklugen Krieg mit seinem ältesten Verbündeten gestürzt. Alles dies wirkte auf Gustav IV., der seinem Zorne gegen England, wie der lauten Stimme der öffentlichen Meinung nachgab und den Waffenstillstand nach den Bestimmungen Napoleons annahm.

Der Marschall Mortier konnte nun einen Theil seiner Streitkräfte auf die Belagerung von Kolberg wenden. Der übrige Theil sollte sich mit dem Beobachtungscorps vereinigen, welches in diesem Augenblicke an der Elbe und Weser organisirt wurde und die berühmte englische Armee bekämpfen sollte, die mit so vielem Lärm von den Ministern und der Presse in London angekündiget war und von den verbündeten Mächten so ungeduldig und vergeblich erwartet wurde. Sie sollte, sagte man, aus 20,000 Engländern und Hannoveranern, 15,000 Russen und allen versprengten preußischen Soldaten bestehen, die man wieder würde sammeln können. England gab bei dieser Gelegenheit wieder einen neuen Beweis von seiner Gleichgültigkeit bei dem Unglücke des Festlandes. Es ertheilte seinen Verbündeten pomphafte Versprechungen, die es nicht hielt, und schlug riesenhafte Pläne vor, deren Nichtausführbarkeit es recht wohl kannte und als die Nachfolger des Lords Granville und Howick endlich ernstlich daran dachten, Truppen in die Ostsee zu schicken, war es nicht mehr Zeit. Napoleon hatte alle seine Maßregeln getroffen, um sie zurückzuweisen; 50,000 Mann unter dem Marschall Brune warteten festen Fußes auf die Ankunft der Engländer. Diese Armee sollte gleichzeitig die Küsten der Nord- und Ostsee, Curhaven, Hamburg, Lübeck und Stralsund beobachten. 15,000 Spanier unter dem Marquis von La Romana, welche Karl IV. dem Kaiser als Pfand seiner Treue geschickt hatte, gehörten dazu.

Unter allen Festungen, die zur Zeit noch nicht capitulirt hatten, als die Armeen die Winterquartiere bezogen, lag uns am meisten an dem Besitz von Danzig. Es hatte treffliche Festungswerke, eine Besatzung von 20,000 Mann und stand durch das Fort Weichselmünde mit dem Meere in Verbindung. So lange es sich hielt, war die Weichsellinie bedroht und wir konnten nicht ohne Gefahr bis an den Niemen hinaufgehen. Der Befehlshaber der Festungen war einer der ersten Kriegsmänner Preußens, der Feldmarschall Kalkreuth, der sich mit einigen tausend Mann, welche dem Unglück von Jena und Prenzlau entgangen waren, hineingeworfen hatte. Seine Characterstärke, sein Talent, seine Anhänglichkeit an König und Vaterland standen seiner hohen Aufgabe gleich. Wir mußten erwarten, daß die Wegnahme eines solchen Platzes unter einem solchen Befehlshaber eine schwere Arbeit sein würde. Es gehörte fast eine Armee dazu, sie auszuführen. Der Kaiser bot das ganze zehnte Armeecorps auf, das aus zwei polnischen Divisionen unter dem General Dombrowski, dem badenschen und sächsischen Contingent und einer italienischen Division bestand. Diese Streitkräfte reichten indeß noch nicht aus und er ließ sie durch die Grenadiere Oudinots, so wie durch einen Theil des Corps Mortier unterstützen. Die Ausführung des großen Unternehmens übertrug er dem Marschall Lefebvre.

Am 1. April wurde der Platz von der Landseite eingeschlossen. Nach fünfwöchentlichen Anstrengungen und Kämpfen, am 6. Mai, gelang es Lefebvre sich der Insel Holm zu bemächtigen, welche Danzig von dem Fort Weichselmünde trennt und er schnitt so die Verbindung des Ortes mit dem Meere ab. Die Festung, die kräftig bedrängt wurde und nun auf sich selbst angewiesen war, mußte un-

vermeidlich unterliegen. Gleichwohl entschlossen sich die Verbündeten, eine große Anstrengung zu machen, um sie zu befreien. Der junge General Kamenski verließ den Hafen Pillau mit 10,000 Mann und landete bei dem Fort Weichselmünde, während 4000 Preußen unter dem General Bülow am Meere her vorrückten. Benningsen selbst stellte sich, um die Aufmerksamkeit und die Truppen des Kaisers auf sich zu ziehen, als bräche er auf und rücke gegen uns. Napoleon ließ sich aber durch dieses Manöver nicht täuschen; er blieb unbeweglich in seinen Stellungen und entzog der Belagerungsarmee auch nicht ein Bataillon. Kamenski und Bülow griffen unsere Linien mit größerer Tapferkeit als Klugheit an, wurden geschlagen, zurückgetrieben und genöthiget, der erstere sich wieder einzuschiffen, der zweite am Meere sich zurückzuziehen. Die zerschossene und ausgehungerte Festung war auf's Aeußerste gebracht. Am 23. Mai machte der Marschall Lefebvre alle Anstalten zur Erstürmung und ließ am 24. früh die Besatzung auffordern, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Kalkreuth antwortete, er sei geneigt mit dem Marschall über die Bedingungen einer ehrenvollen Capitulation zu unterhandeln, würde sich aber lieber unter den Trümmern begraben, als die ihm vorgelegten annehmen. Es gehörte weder zu den Pflichten noch zu den Instructionen des Marschalls Lefebvre, den preußischen General auf's Aeußerste zu treiben und er milderte die Bedingungen. Nach einer am 24. Mai unterzeichneten Uebereinkunft sollte sich die Besatzung mit den Waffen, dem Gepäck und den Fahnen auf Pillau zurückziehen, sich aber verpflichten, binnen einem Jahre nicht gegen Frankreich zu dienen. Weichselmünde, dessen Wichtigkeit nur von Danzig abhing, ergab sich an dem Tage, an welchem Kalkreuth capitulirte. Die Einnahme von Danzig

war ein bedeutendes Ereigniß, sie befestigte unsere Stellungen an der Weichsel, sicherte unsere Verbindungslinien mit der Oder, der Elbe und dem Rhein und gestattete eine freie Bewegung in dem Raume zwischen der Weichsel und dem Niemen.

Wenn man unsere Lage nur nach der augenfälligen Seite beurtheilte, war sie nie sicherer und glänzender gewesen. Die ganze preußische Monarchie war erobert und ihr ganzes Heer vernichtet; Polen stand auf den Ruf Napoleons gleichsam aus seinem Grabe auf; Lithauen zitterte und wartete nur auf die Ankunft unserer Adler, um sich ebenfalls zu erheben; Schweden war gelähmt; die Türkei gegen Rußland bewaffnet; Oesterreich durch die Furcht in der Neutralität festgehalten, — dieses Bild stellten unsere Bülletins jeden Tag den Augen des geblendeten Europa vor. Aber die Wirklichkeit entsprach diesem glänzenden Scheine keineswegs. Der Tag von Eylau hatte einen großen Theil des Wunderglanzes erbleichen sehen. Die Armee ging aus dieser schrecklichen Schlacht nicht nur sehr geschwächt, sondern auch traurig und entmuthiget hervor. Seit funfzehn Jahren führte sie in Italien und Deutschland, reichen, fruchtbaren Ländern mit prächtigen Städten, Krieg. Polen dagegen gewährte ihr nur einen rauhen, undankbaren, sumpfigen Boden, wo der Siegesruhm durchaus nicht über den Mangel an allem Wohlergehen trösten konnte. Der Soldat hatte seine Heiterkeit, seine Sorglosigkeit und auch etwas von dem festen Vertrauen verloren, das ihm der Kaiser einflößte. Er sehnte sich nach dem Ende eines Krieges, dessen Zweck er nicht deutlich erkannte. Die Offiziere dachten in dieser Art wie die Soldaten. Die Festigkeit, welche die Russen bei Pultusk, bei Golim und besonders bei Eylau bewiesen hatten, brachte selbst die Unerschrockensten zum Nachdenken. Alle sagten,

daß sie endlich ihrer würdige Gegner gefunden hätten und daß es eine langwierige und harte Aufgabe sein dürfte, sie zu besiegen. Mehrere Feldherren des Kaisers riethen ihm, sich hinter die Weichsel zurückzuziehen und Frieden zu schließen. Selbst Talleyrand verband seine Sarkasmen mit dem Murren im Lager. „Nichts," schrieb er am 20. April an den General Clarke, „entschädiget für unsern Aufenthalt „in diesem Lande, wo es schneit und regnet und wo man „sich langweilt und ganz Polen ist auch nicht einen Tropfen „von all' dem Blute werth, das wir für dasselbe vergießen."

Auf der andern Seite nahm Oesterreich eine von Tag zu Tage drohendere Haltung an. Seine Sprache freilich war noch friedfertig, als es seine Handlungen schon nicht mehr waren und es rüstete sich mit Macht. Der russische Gesandte, der Fürst Razumowski, welcher dem Kaiser Franz meldete, daß die Russen die Franzosen bei Eylau geschlagen hätten und ihn beschwören sollte, seine Anstrengungen mit den ihrigen zu vereinigen, erhielt von dem Kaiser die Antwort: „Schlagen Sie die Franzosen noch zweimal und „ich erkläre mich." Oesterreich hatte den militärischen Plan der Russen getadelt und sein Erstaunen darüber ausgedrückt, daß sie statt uns das Haff und das alte Polen Fuß für Fuß streitig zu machen, nicht vielmehr versuchten, uns über den Niemen zu locken. Es hatte angedeutet, daß in diesem Falle seine Armeen in den Raum, welcher uns von dem Rheine trennen würde, einrücken, die Ketten Preußens brechen, dies Volk zum Aufstande bringen und uns den Rückzug abschneiden könnten. Diese Macht war also eine fortdauernde Gefahr für uns. Der General Andreossy schrieb am 20. März an Napoleon: „ich sehe kein politi-„sches Mittel, um uns diese Regierung wieder näher zu „bringen. Ihr Entschluß ist gefaßt, diese Thatsache steht

„fest. Ich bemerke in ihren Absichten den Wunsch und „die Hoffnung unserer Vernichtung, sowie den festen Vor„satz, sobald als möglich an derselben mitzuwirken*).“

Die Nachrichten aus der Türkei wurden nicht beruhigender. Die Russen waren, wie bereits erwähnt, in die Moldau und Wallachei eingefallen und hatten dieselben besetzt. Eine solche Gewaltthat schien der Pforte gar keine Wahl in ihren Entschlüssen zu lassen. Das Gefühl ihrer Würde und Selbsterhaltung gebot ihr zu den Waffen zu greifen, um sich für so viele Beleidigungen zu rächen, aber der Schrecken, welchen ihr die Russen einflößten, war so groß, daß sie sich demüthigen und sich ihnen ganz zur Verfügung stellen wollte. Zum Glück gab ihr unser siegreicher Marsch an die Weichsel wieder einiges Vertrauen auf ihre Macht und das Zureden des Generals Sebastiani machte sie vollends kühn. Am 30. December 1806 erklärte Selim Rußland förmlich den Krieg. Alsbald rief diese Macht die Mitwirkung der Engländer gegen die Türkei an; aber diese Forderung brachte das Londoner Cabinet in große Verlegenheit. Es ließ sich durch die angeblichen Beschwerden Rußlands gegen den schwachen Nachbar nicht täuschen und erkannte in dem erheuchelten Zorne recht wohl den unbegrenzten Ehrgeiz. Es hätte Rußland gern zurückgehalten, aber seine Interessen in der Levante waren denen untergeordnet, welche es im Abendlande gegen Frankreich bewaffneten. Es zögerte deshalb nicht, die Türkei der Habsucht seines Verbündeten zu opfern. Am 25. begab sich Arbuthnot zu dem Reis-Effendi, hielt ihm mit Bitterkeit seinen Abfall vor und forderte ihn auf, ein neues Bündniß mit England und Rußland zu unterzeichnen und den

*) Im Archiv der auswärtigen Angelegenheiten.

französischen Gesandten sofort aus Constantinopel zu vertreiben. Er erklärte überdies, Selim werde, wenn er in diese Forderungen nicht willige, die Rache der verbündeten Mächte reizen und das größte Unglück über seine Krone und seine Völker bringen. England hatte sich auch in den Stand gesetzt, die Maßregeln seines Gesandten durch eine furchtbare Demonstration zu unterstützen. Der Admiral Duckworth, der mit sieben Linienschiffen und mehreren Fregatten an der jonischen Küste kreuzte, hatte Befehl erhalten, sich in die Gewässer von Tenedos zu begeben und sich da mit dem Admiral Thomas Louis zu vereinigen, welcher sich mit einem Linienschiffe und drei Fregatten bereits dort befand. Duckworth kam in den nächsten Tagen des Februar bei Tenedos an.

Die stolzen Erklärungen Arbuthnots versetzten den Divan in Schrecken; die Entschlossensten wankten. Selim, der von allen seinen Umgebungen bestürmt wurde, stand auf dem Punkte, sich unter die gebieterischen Forderungen Rußlands und Englands zu beugen. Der Augenblick war ein entscheidender. Der General Sebastiani sah ein, daß die Pforte ihm noch einmal entgehen würde, wenn er nicht einen letzten Versuch mache, sie unter seinem Einflusse zu erhalten. Er bot deshalb alle seine Hilfsmittel auf, begab sich zu den bedeutendsten Mitgliedern des Divan, sprach gegen die Unentschlossenen die glänzendsten Versprechungen und lebhaftesten Bitten, wie gegen die Furchtsamen Drohungen aus, brauchte Gold gegen alle, die zu bestechen waren und bestimmte endlich die Mehrheit, die unverschämten Forderungen des englischen Gesandten zu verwerfen. Arbuthnot hatte dies vorausgesehen. Der Admiral Thomas Louis lag mit seiner Fregatte „Endymion" vor Constantinopel. Es wurde am Bord desselben ein Fest gegeben, er

kündigte dasselbe an und lud zu demselben nicht nur das ganze Personal der englischen Gesandtschaft, sondern auch die ersten Handelsleute seiner Nation ein. Alle am Bord, mit Ausnahme des Admirals und des Gesandten, wußten nicht, wie dieses Fest endigen sollte. Abends kappte man auf ein gegebenes Zeichen die Taue und spannte die Segel aus; die Fregatte entfernte sich, vereinigte sich mit der Flotte des Admirals Duckworth und ließ den Sultan, die Minister und die Familien der englischen Kaufleute in ängstlicher Bestürzung zurück. Diese seltsame und eilige Abfahrt war das Anzeichen, daß ein äußerster Entschluß gefaßt worden sei. Der General Sebastiani sagte den ottomanischen Ministern einen wüthenden Angriff in der nächsten Zukunft voraus und beschwor sie, ohne Verzug die Dardanellen stärker zu bewaffnen, sowie die Hauptstadt vor einer Beschießung zu sichern. „Die Gefahr drängt," sagte er zu ihnen; „die Stunden sind gezählt; das englische Ge„schwader wird die Fahrt durch die Meerenge erzwingen. „Die Energie der Vertheidigung muß der Energie des An„griffs entsprechen." Vergeblicher Rath! Die Eitelkeit, die Tochter der Unwissenheit, verblendete die Räthe Selims. Sie sahen die Gefahr nicht und wollten nicht zugeben, daß ein englisches Geschwader die Tollkühnheit haben könne, in die Dardanellenstraße sich zu wagen. Aber bald entriß sie eine schreckliche Nachricht ihrer verderblichen Sorglosigkeit: die englische Flotte war nicht nur in die Straße eingedrungen, sondern mit Gewalt hindurchgefahren und kam mit vollen Segeln in das Marmora-Meer.

Der Erfolg dieses kühnen Handstreichs war weniger dem Muthe des Admirals Duckworth, als der Sorglosigkeit der Beamten der Pforte zuzuschreiben. Der Capitan-Pascha und Fezzi-Effendi, welche den Eingang in die Dardanellen

vertheidigen sollten, hatten sich durch den englischen Gesandten täuschen lassen. Um ihre Wachsamkeit sicherer einzuschläfern, hatte er nämlich zum Schein eine Unterhandlung mit ihnen angeknüpft und der Admiral diesen Augenblick benutzt, um in die Straße einzudringen. Die äußern Forts, die am Eingange derselben liegen und zweitausend Toisen von einander entfernt sind, hielten sie nicht auf. Ernstere Hindernisse erwarteten sie bei den Schlössern Europa's und Asiens, die nur eine Entfernung von 800 Toisen trennt. Wären sie vertheidiget worden, wie es hätte geschehen sollen, so würde ihr Kreuzfeuer das Geschwader Duckworths vernichtet haben; aber die Türken hatten nichts vorausgesehen. Die Forts fielen in Trümmer und ihre Werke waren nur eine Skizze des gelehrten Systems, welches in Europa auf die Vertheidigung fester Plätze angewendet wird. Die Geschütze, welche auf den Wällen standen, waren entweder von schlechtem Caliber oder lagen auf alten Lafetten. Die Kanoniere hatten kein Augenmaß und unter den Anführern herrschte die gröbste Unwissenheit. Das geschickt gerichtete Feuer des englischen Geschwaders hatte bald alle türkischen Batterien demontirt. Die Kanoniere eines der Schlösser ergriff panische Furcht und sie entflohen. Der Capitan-Pascha selbst verlor den Kopf, verließ seinen Posten und überließ den Engländern ein Kriegsschiff und mehrere Fregatten. Der siegreiche Duckworth rückte stolz in das Marmora-Meer vor und ging am 20. Februar an der Prinzeninsel, die nur wenige Stunden von Constantinopel liegt, vor Anker. Ohne Zeitverlust schickte er einen Parlementär an den Sultan, um ihm folgende Bedingungen vorlegen zu lassen:

Die Pforte vertreibt sofort den französischen Gesandten.

Sie erneuert ihr Bündniß mit England und Rußland.

Sie bewilliget den russischen Kriegsschiffen von Neuem die freie Durchfahrt durch den Bosporus und die Dardanellen.

Sie überliefert alle ihre Kriegsschiffe ohne Ausnahme, welche bis zum Abschlusse des Seefriedens in einem englischen Hafen in Verwahrung bleiben.

Endlich zieht sie ihre Truppen aus den Dardanellenschlössern zurück und williget ein, daß die letztern, so lange als der Seekrieg dauert, von englischen Garnisonen besetzt werden.

Wenn sie nicht augenblicklich alle diese Bedingungen annimmt, wird die englische Flotte sich nähern und Constantinopel in einen Aschenhaufen verwandeln.

Die Verzweiflung und die Angst, welche sich nach Anhörung dieses Ultimatums des Divans und Serails bemächtigten, lassen sich nicht beschreiben. Die Frauen und die Eunuchen weinten, jammerten und beschworen Selim, durch schnelle Unterwerfung seinen Palast und seine Hauptstadt vor den Brande zu bewahren. Die gleichzeitig feigen und grausamen Minister ihrer Seits konnten nur klagen und strafen. Fezzi-Effendi, welcher im Verdachte des Verraths stand', verlor seinen Kopf; dem Capitan-Pascha wurden alle seine Würden entzogen und er mußte in die Verbannung gehen. Statt aber so die subalternen Werkzeuge ihrer verblendeten Politik zu strafen, hätten sie darauf denken sollen, Constantinopel zu retten. Dazu hatten sie den Muth nicht. Da sie keine Vorsichtsmaßregel gegen eine Gefahr gebraucht hatten, die sie für unmöglich hielten, so sahen sie jeden Widerstandsversuch für eine Thorheit an. Der Oberstallmeister des Sultans wurde an den französischen Gesandten geschickt, gegen den er sich in traurigen und machtlosen Worten aussprach. Er erklärte, die Mini-

ster Sr. Hoheit wagten nicht die Hauptstadt des Reiches den Zerstörungen einer Beschießung auszusetzen und sie hätten sich entschlossen, die Bedingungen des englischen Admirals anzunehmen. Der Oberstallmeister setzte hinzu, das Volk beschuldige den französischen Gesandten und sehe in ihm die Ursache des Krieges. „Es ist so aufgebracht,“ sagte er, „daß die Regierung kaum für das Leben des Ge„nerals stehen kann.“ Der Gesandte gab ihm die schöne Antwort: „ich bin hier auf Befehl meines Souverains und „werde mich nur auf seinen Befehl entfernen, wenn man „mich nicht mit Gewalt fortbringt. Es handelt sich um „nichts Geringeres als die Ehre, die Sicherheit und die „Unabhängigkeit des ottomanischen Reiches. Die Flotte „des Admirals Duckworth kann einen Theil der Stadt in „Brand stecken und eine gewisse Anzahl Menschen um das Le„ben bringen, vermag sich aber der Hauptstadt nicht zu „bemächtigen, da sie von keiner Landarmee unterstützt wird. „Der Kaiser Selim wird keineswegs in einer seiner un„würdigen Schwäche von dem hohen Range herabsteigen „wollen, auf den ihn seine ruhmvollen Vorfahren gestellt „haben. Ihre Mauern sind nicht bewaffnet, aber Sie „haben Eisen, Kriegs- und Mundvorrath und Arme; fügen „Sie Muth hinzu und Sie werden über Ihre Feinde trium„phiren. Ich bitte Ihrem erhabenen Gebieter zu sagen, „daß ich mit Vertrauen auf einen Entschluß warte, der „seiner und des von ihm beherrschten Reiches würdig ist.“

Diese Worte verriethen stärkeres Vertrauen, als der General Sebastiani wirklich hatte. Im Grunde war er in hohem Grade besorgt. Am 18. Februar schrieb er an seinen Hof: „Nichts kann eine Vorstellung von der Sorg„losigkeit der türkischen Regierung geben. Man arbeitet „in diesem Augenblicke an der Aufstellung der Batterien,

„aber ich fürchte, daß sie nicht hinreichen, das Geschwader „und die Marineanstalten zu decken. Wenn das englische „Geschwader durch den Canal segelt, wird der französische „Gesandte wahrscheinlich in die sieben Thürme wandern. „Indessen der Muth vermag viel und ich werde mit gutem „Beispiele vorangehen*)".

Ein Mann, den alle Geschichtsschreiber aus Leichtfertigkeit oder Unkunde unbeachtet gelassen haben, Herr Ruffin, unterstützte die kühnen Entschlüsse des Gesandten mit großer Thätigkeit. Durch langen Aufenthalt in Constantinopel hatte er das ganze Personal der Regierung genau kennen gelernt. Er war in die Intriguen Peras und des Serails eingeweihet, kannte gewissermaßen den Tarif aller Gewissen und wußte die Geschäfte und die Menschen mit gleicher Gewandtheit zu behandeln. Er war nicht nur ein arbeitsamer und eifriger Agent, sondern auch unter bescheidenem Aeußern ein sehr scharfblickender Diplomat. Niemand kannte die Politik der Levante und die Verschiedenheit der Interessen, die sich da durchkreuzten, besser als er. Er wußte, welche Verlegenheiten die Stellung der Engländer in Constantinopel umgab und mit welchem Argwohn und Mißtrauen sie trotz der Harmonie, welche in diesem Augenblicke zwischen ihrer Regierung und Rußland herrschte, diese Krone beobachteten. Er hielt den gewaltigen Zorn, den sie gegen die Pforte zur Schau trugen, nicht für ernstlich gemeint und glaubte, man könne ihren Drohungen nicht besser trotzen, als wenn man sie auffordere, dieselben zu verwirklichen. Als der junge General, der improvisirte Ge-

*) Correspondenz des Generals Sebastiani. (Im Archiv der auswärtigen Angelegenheiten.)

sandte Napoleons, in Constantinopel ankam, leitete Ruffin mit seiner Erfahrung die ersten Schritte desselben in dem Labyrinthe der Intriguen, welche sich in Pera jeden Tag nach allen Richtungen hin kreuzten. Er hielt in dem entscheidenden Augenblicke die wankende Festigkeit des Gesandten aufrecht und bestimmte den Führer der Ulemas und Janitscharen, die unverschämten Forderungen des englischen Admirals zurückzuweisen.

Der General Sebastiani hatte, wenn auch noch jung, einen glänzenden Namen und Rang in der französischen Armee. Die Pforte empfand seine Ueberlegenheit. Einmüthig übertrug man ihm die Sorge, die Hauptstadt zu vertheidigen, zu retten. Selim, seine Minister, die Militärchefs, die Ulemas, das Volk, kurz alle gehorchten ohne Murren seinen Anweisungen. Zuerst waren an der Küste Schanzen aufzuwerfen und mit Geschütz zu besetzen. Die Zeit drängte und Alle in Constantinopel, die ein Gewehr oder eine Hacke handhaben konnten, Janitscharen, Bostandschis, reguläre Truppen, Griechen, Juden, Armenier und Türken eilten zu den Schanzen. Ein Mann leitete diese ganze großartige Rüstung und dieser Mann war kein Anhänger Mahomeds, sondern ein Christ, der Gesandte Frankreichs. In dem Garten des Serails war ein Zelt aufgestellt worden; dahin begab sich Sebastiani mit seiner ganzen Gesandtschaft und von da ertheilte er seine Befehle. Er vervielfältigte sich gewissermaßen, er durcheilte alle Reihen, schonte weder Gold noch Lobsprüche und entflammte die ganze Bevölkerung mit kriegerischem Eifer. Nie glänzte die geistige Ueberlegenheit eines Mannes aus dem Occidente in der Unwissenheit und Sorglosigkeit der Orientalen gleich sehr.

Der englische Gesandte hatte indeß der Pforte nur

einige Stunden Bedenkzeit zur Annahme oder Verwerfung seines Ultimatums gegeben und man brauchte einige Tage, um die Vertheidigungsarbeiten zu vollenden. Man kam deshalb überein, daß die Pforte sich stellen solle als demüthige sie sich und wolle deshalb eine Unterhandlung mit Duckworth beginnen. Der Reis=Effendi, der schlaue Halet, erhielt den Auftrag, diese Unterhandlung zu leiten. Er reisete ab, kam auf der Prinzeninsel an und hatte Unterredungen mit dem Admiral Duckworth selbst, nicht mit dem englischen Gesandten, der krank im Bette lag. Halet=Effendi verbrachte einen ganzen Tag in vorläufigen Erörterungen. Ein Tag gewonnen, war schon viel gewonnen, aber noch nicht genug. Am 23. Februar erklärte der Admiral, dem die Geduld ausging, wenn die Pforte sich nicht sofort unterwerfe, werde er sich der Hauptstadt nähern und sie in Brand schießen. Man blieb taub bei seinen Drohungen und betrieb die Vertheidigungsarbeiten mit unglaublichem Eifer. An der Küste Europa's und Asiens erhoben sich wie durch Zauberkraft Schanzen, die man mit Kanonen besetzte. Alte Schiffe schlossen den Hafen und schützten so gleichzeitig die Stadt und die Schiffbauwerfte. Jeden Augenblick erwartete man angegriffen zu werden, aber die Flotte blieb unbeweglich an der Prinzeninsel. Duckworth erließ drohende Noten, die aber ohne Wirkung blieben. Die Vorsicht des Generals Sebastiani hatte sich auch auf die Bewaffnung der Schlösser auf der europäischen und asiatischen Seite erstreckt und die Pforte nach seinem Rathe eine Batterie da aufgestellt, deren Vertheidigung französischen Offizieren anvertraut wurde. Das brachte den Admiral Duckworth zum Nachdenken; er sah ein, daß eine Rückfahrt, wenn er noch länger an der Prinzeninsel bleibe, unmöglich oder doch sehr schwierig werden dürfte und ent=

schloß sich deshalb, ohne Zögern die Meerenge zu verlassen. Ehe er sich entfernte, wollte er indeß noch einmal versuchen, die Pforte zu beugen. Um seine Bedingungen annehmlicher zu machen, ließ er viel von ihrer Strenge nach. Er drang nicht mehr auf die Vertreibung des französischen Gesandten aus Constantinopel und forderte auch die Uebergabe der ottomanischen Flotte nicht. Aber die Zeit der Zugeständisse war vorüber. Constantinopel, das die Schiffe im Hafen, die Landbatterien und die ganze bewaffnete Bevölkerung vertheidigten, war vor einem Handstreiche sicher. Die letzten Forderungen des Admirals wurden verworfen und Duckworth hatte nur zwischen zwei Entschlüssen zu wählen: entweder sich dem Ausgange eines für ihn sehr gefährlich gewordenen Kampfes auszusetzen oder so schnell als möglich sich zu entfernen. Er wählte das letztere. Am 2. März lichtete er die Anker und verließ das Marmora-Meer. In dem schmalsten Theile des Canals mußte die Flotte noch das Kreuzfeuer der Schlösser aushalten, das ihm einige Leute tödtete, zwei seiner Corvetten in Grund bohrte und sein Mastwerk sehr beschädigte; doch kam sie aus der Straße hinaus.

Das Verhalten des Admirals Duckworth ist streng getadelt worden. Sein kühner Handstreich, der zu nichts führte; seine schrecklichen Drohungen, die wirkungslos blieben; die unthätig hingebrachte Zeit, wähend er am Tage seiner Ankunft an der Prinzeninsel Constantinopel hätte angreifen und sich unterwerfen können und endlich die Mischung von Tollkühnheit und Schwäche, welche eine eilige Flucht krönte, alles dies erschien den Zeitgenossen seltsam und unerklärlich. Der Ruf des Admirals litt sehr darunter; er konnte dem Verlachtwerden nicht entgehen und man sparte den bittersten Spott gegen ihn nicht. Aber diese

Beschuldigungen verrathen eine große Ungerechtigkeit und völlige Unkenntniß.

Der Admiral wußte nicht genau, was an dem Tage, da seine Flotte an der Prinzeninsel ankam, in Constantinopel vorging. Er wußte, daß man sich dort in Vertheidigungsstand setzte und daß Selim und dessen Minister auf den Antrieb des französischen Gesandten und Ruffins entschlossen waren, jedem Zufalle einer verzweifelten Gegenwehr sich auszusetzen. Alle Wahrscheinlichkeit des Sieges war damals allerdings auf Seiten des englischen Admirals, er richtete aber seine Kanonen nicht auf die Mauern des Serails, weil er fürchtete, eine reiche Hauptstadt, deren Zerstörung den Untergang der Türkei beschleuniget haben würde, den Flammen zu übergeben. Ein solcher Sieg wäre ein unermeßliches Wagstück und ein Gegenstand der Trauer für ganz England gewesen, wie es zwanzig Jahre später die Schlacht von Navarin wurde. Ohne Zweifel wird einmal ein Tag kommen, an welchem man sich in die Zerstückelung und Theilung des ottomanischen Reiches fügen muß; aber dieser Tag war 1807 noch nicht gekommen. Als England dem Admiral Duckworth befohlen, die Fahrt durch die Dardanellen zu erzwingen, hatte es nicht vermuthet, daß Selim widerstehen würde. Es hatte die Türken bedrohen, sie nicht wirklich züchtigen wollen; Selim sollte erschreckt werden, man wollte aber keineswegs den Grund seines wankenden Thrones untergraben. Das Verhalten Duckworths im Marmora-Meere war also keineswegs, wie man allgemein geglaubt hatte, Mangel an Muth, sondern berechnete Unthätigkeit. Der General Sebastiani und Ruffin mußten, als sie die Pforte zum Widerstande vermochten, den kühnen Plan des englischen Admirals vereiteln und sie zeigten dabei noch mehr Geist als Kühnheit.

Nachdem der Admiral Duckworth die Dardanellenstraße verlassen hatte, vereinigte er sich mit dem russischen Admiral Siniawin, der ihm vorschlug, im Verein zurückzukehren und dem Divan Gesetze zu dictiren. Der Engländer hütete sich wohl einen solchen Vorschlag anzunehmen, nicht aus Furcht, wie man gesagt hat, sondern um den Russen die Freude nicht zu machen, den Halbmond zu demüthigen und Constantinopel in Asche zu legen. Er verließ diese Gewässer und segelte an die Küsten Aegyptens.

Aegypten wurde durch die Sorgfalt, die Thätigkeit und den Muth eines überlegnen Mannes der anarchischen Herrschaft der Mamelucken entzogen. England, das ein Interesse bei der Fortdauer dieser Anarchie hatte, wollte die Macht Mehemed Ali's im Keime ersticken, die Macht der Mamelucken wieder heben, an ihre Spitze den Bei Elfy setzen, den es für sich gewonnen hatte, Aegypten unter den Namen dieses verhüllten Präfecten regieren, das Land allmälig an die englische Herrschaft gewöhnen und sich so in den Stand setzen, sich desselben zu bemächtigen, wenn das ottomanische Reich zerfalle. Zu diesem Zwecke hatte es einen Handstreich gegen Alexandrien versucht, wohin es 5000 Mann unter dem General Mackenzie geworfen. Die Stadt hatte seit einigen Tagen capitulirt, als vom Hafen aus die Ankunft eines englischen Geschwaders signalisirt wurde, — die des Admirals Duckworth. Alle Truppen, welche dieselbe an Bord hatte, landeten und vereinigten sich mit denen Mackenzie's. Der General Frazer übernahm das Commando und schickte sofort 1500 Mann nach Rosette, um dasselbe besetzen zu lassen. Diese Stadt wurde durch eine Anzahl Albanesen vertheidigt, die sich mit großem Muthe schlugen und die Engländer zurücktrieben. Am 19. April erneuerten diese 3500 Mann stark den Angriff.

Diesmal kam Mehemed Ali selbst an der Spitze ansehnlicher Streitkräfte auf dem Nile herunter und Rosette zu Hilfe. Er überfiel am 22. die Engländer, tödtete ihnen fast 1500 Mann und trieb die Uebrigen in die Flucht. Sie erlangten dadurch die Ueberzeugung, daß die Herrschaft dieses Führers nur durch eine Armee, nicht aber durch einige tausend Mann gebrochen werden könnte, räumten Alexandrien, begaben sich auf die Schiffe Duckworths und erreichten entmuthiget die Häfen Malta's und Siciliens.

In Constantinopel schien Alles nach Frankreichs Wunsche zu gelingen. Das Ansehen Moruzzi's war vernichtet, die russische Partei besiegt. Der General Sebastiani war der Freund und Rathgeber Selims geworden und der Divan entschied nichts mehr, ohne den Rath dieses Gesandten gehört zu haben; sein Einfluß war unbeschränkt. Napoleon hatte gehofft, die Pforte werde, nachdem er sie mit Rußland veruneiniget, mit Begierde diese einzige Gelegenheit ergreifen, um sich für eine lange Reihe von Beleidigungen und Unfällen zu rächen und deshalb außerordentliche Anstrengungen machen, um die Krimm und Bessarabien wieder zu erobern. Er wollte ihr ein großes Geschick eröffnen und so vielleicht die Neubelebung dieses Reiches an die Polens knüpfen.

Talleyrand schrieb unter dem Dictate des Kaisers am 20. Januar 1807 an den General Sebastiani: „Die Russen haben nicht genug Truppen in der Moldau und Wallachei, um im Stande zu sein, über die Donau zu gehen; „sie haben höchstens 35,000 Mann und sie werden geschwächt, wenn sie eine zweite Armee in der Krimm haben „müssen. Das türkische Geschwader muß deshalb im schwarzen Meere agiren, wo die Russen ihm nicht widerstehen „können. Auch Persien muß angetrieben werden, damit

„es seine Anstrengungen gegen Georgien richte. Vermögen „Sie die Pforte, daß sie dem Pascha von Erzerum den „Befehl ertheilt, mit allen seinen Truppen gegen diese „Provinz zu rücken. Erhalten Sie die gute Meinung des „Fürsten der Abchasen und tragen Sie ihm an, an der „großen Diversion gegen den gemeinsamen Feind Theil zu „nehmen. Dieser Fürst, der Pascha von Erzerum, die „Perser und die Pforte müssen gleichzeitig Georgien, die „Krimm und Bessarabien angreifen*).“

Am 30. Januar schrieb der Kaiser Napoleon persönlich an den Sultan Selim, um ihm die Mitwirkung von sechs französischen Linienschiffen anzubieten, welche mit vierzehn türkischen Kriegsschiffen in dem schwarzen Meere thätig sein sollten. Er erbot sich auch, ihm mehrere Kompagnien Kanoniere zur Vertheidigung des Bosporus und der Dardanellen zu schicken. An den Marschall Marmont, der in Illyrien commandirte, schrieb er: „ich bin nicht sehr abgeneigt, Sie mit 25,000 Mann gegen Weddin zu schicken „und Sie würden dann in das System der großen Armee eintreten, weil Sie in diesem Falle den äußersten rechten Flügel „bildeten. 25,000 Franzosen, welche 60,000 Türken unstützten, würden Rußland nöthigen, nicht mehr blos 30,000 „Mann an der Donau zu lassen, sondern noch einmal so „viel dahin zu schicken, was für meine Operationen eine „sehr günstige Diversion wäre.“

Aber der Kaiser hatte sich über die Hilfsmittel eines schwachen und hinsterbenden Reiches getäuscht, welches eben so wenig große Dinge verstehen als ausführen konnte. Zwei gleich furchtbare Parteien stritten in Constantinopel um die Regierung des Staates. Auf der einen Seite waren der

*) Im Archiv der auswärtigen Angelegenheiten.

Sultan, seine Minister, die Mehrheit des Divans und eine kleine Anzahl treuer Paschas entschlossen, die Militäreinrichtungen Europa's in der Türkei einzuführen. Unter dem entgegengesetzten Banner befanden sich alle Gegner der Reformen, zuerst die mächtige Körperschaft der Ulemas, die geweiheten Erklärer der Bücher des Gesetzes und des Glaubens, dann die Janitscharen, die alleinige organisirte Streitkraft des Reiches, eine zugleich verweichlichte und unruhige Miliz, welche weder zu kämpfen noch zu gehorchen wußte und immer bereit zur Empörung war, sobald sie vermuthete, sie sollte an die Grenzen geführt werden. Im Staate allgemeine Verderbtheit; unwissende, feige oder verkaufte Minister; ein zwar einigermaßen gebildeter, aber energieloser Fürst; zerrüttete Finanzen; entwaffnete Festungen; vertheidigungslose und den Angriffen der Nachbarländer ausgesetzte Grenzen, kurz überall Schwäche, Anarchie und Verwirrung, — das war die Türkei im Jahre 1807 und diese Macht wollte Napoleon umgestalten!

Die Nachrichten von der Donau waren verzweiflungsvoll. Die türkische Armee bestand in einem Haufen zusammengeraffter Rekruten ohne alle Ausbildung und Disciplin, welche völlig unfähig waren, in freiem Felde den Angriff einer russischen Armee auszuhalten. Die Paschas, welche sie befehligten, wußten selbst von den ersten Elementen der Taktik nichts. Die meisten standen entweder mit den Russen, deren Bewegung sie durch ihre Unthätigkeit oder ihren berechneten Rückzug erleichterten, oder mit den Janitscharen in Einverständniß. Deshalb hatten sich auch die Russen fast aller Plätze in der Moldau und Wallachei bemächtiget. Bender, Jassy, Choczim, Bucharest waren nach einander in ihre Hände gefallen. Die Armee des Generals Michelson, welche beim Einrücken in der Moldau

80,000 Mann gezählt hatte, war durch die Absendung von zwei Divisionen an die Narew auf 35,000 Mann vermindert worden und gleichwohl reichte sie hin, die beiden Provinzen, sowie die Festungen, welche capitulirt hatten, zu besetzen und die türkischen Truppen in allen Treffen zu schlagen.

Selim und seine Minister schämten sich dieser Ohnmacht. Als der General Sebastiani darüber klagte, daß sie die Chancen, welche ihnen der Krieg in Polen und die Mitwirkung der französischen Armeen biete, nicht besser benutzten, antworteten sie in Verlegenheit, „der Krieg hätte „sie unerwartet überrascht; sie hätten nicht Zeit gehabt sich „vorzubereiten; das Reich besäße unermeßliche Hilfsquellen; „sie wollten dieselben anwenden, die ganze muselmännische „Bevölkerung zu den Waffen rufen und den heiligen Krieg „erklären;" aber es blieben dies leere Versprechungen, die nur der gedemüthigte Stolz eingab, große Worte, welche von der Geringfügigkeit der Resultate abstachen.

Den Kaiser beschäftigte dieser Zustand der Dinge sehr. Dadurch, daß er die Türkei für seine Sache gewonnen, hatte er einen bedeutenden Vortheil errungen, weil er Rußland genöthiget, seine Kräfte zu theilen. Er verdankte es vorzugsweise dem Kriege zwischen den Russen und Türken, daß er fest an der Weichsel stand; aber er hatte diesen Vortheil auf Kosten eines Verbündeten erhalten, den er in unabsehbare Gefahren gestürzt. Er konnte, wenn er sich nicht entehren wollte, die Pforte der Rache einer furchtbaren Macht nicht preisgeben, die er mit ihr in den Kampf gebracht hatte, um sich selbst aus einer Verlegenheit zu ziehen. Das Unglück der Türkei war sein Werk.

Unsere Lage verwickelte sich demnach durch neue und gewissermaßen unlösliche Schwierigkeiten. Wohin sich auch

unsere Blicke wendeten, wir sahen nur drohende Gefahren: vor unserer Front die russische Armee, die gleich der unsrigen aus der Schlacht von Eylau sehr geschwächt aber nicht besiegt hervorgegangen war; im Rücken Preußen, vernichtet, niedergeworfen, aber nach Rache dürstend; an der rechten Flanke Oesterreich, bewaffnet und drohend; weiterhin die Türkei, mit uns verbündet und in ihrer Existenz gefährdet, weil sie sich unserer Sache angenommen; das war unsere Lage. Napoleon wurde von Besorgniß gepeiniget und er hat sich allerdings selten in einer so schwierigen Stellung befunden. Kämpfen und siegen hieß offenbar die ruhmvollste Art aus ihr herauszukommen; aber die Erfahrung von Eylau nöthigte zu ernstem Nachdenken. Er fürchtete einen halben Sieg fast eben so sehr als eine Niederlage, weil er überzeugt war, daß Oesterreich nur auf diese Gelegenheit warte, um sich zu erklären und die Waffen gegen ihn zu ergreifen.

Sein Verstand nicht minder als sein Interesse ließ ihn vor Allem einen allgemeinen Frieden wünschen. Er hatte die Unbeständigkeit einzelner Verträge kennen gelernt. Wenn der Friede geschlossen wurde, ohne daß England Theil daran nahm, blieb man in dem ungewissen Zustande, welcher die vorhergegangenen Uebel hervorgebracht hatte. Wenn aber dieser allgemeine Friede zu Stande kommen sollte, mußte sich das Londoner Cabinet aufrichtig dabei betheiligen und die Grundlagen mußten bei einem Congresse, an welchem alle kriegführenden Mächte vertreten waren, besprochen und festgesetzt werden. Welche verschiedene Interessen aber waren zu vereinigen, welche schwierige Punkte zu lösen! Wie sollten die Unterhandlungen auf festen Grundlagen aufgebaut werden, wenn die Wechselfälle des Krieges jeden Tag die Lage der Dinge umgestalten konnten? Sollte also ein

Waffenstillstand vorausgehen? Aber selbst dieser hatte nicht zu Stande gebracht werden können. Die Feindseligkeiten waren nur zufällig durch die rauheste Witterung unterbrochen worden; sie mußten binnen kurzer Zeit ihren weitern Verlauf nehmen. Napoleon fühlte also recht wohl die Unmöglichkeit, durch Unterhandlungen zu einem allgemeinen Frieden zu gelangen.

Nach der Schlacht bei Jena hatte er Friedrich Wilhelm den Frieden verweigert und dies bereute er jetzt. Dieses Mittel, das er in dem Siegesstolze von sich gewiesen hatte, stellte sich ihm jetzt als das einfachste dar, schnell aus der Verlegenheit zu kommen. Wie schwer es auch seinem Stolze werden mochte, er entschloß sich vierzehn Tage vor der Schlacht von Eylau dem Könige von Preußen eine erste friedliche Eröffnung zu machen. Am 29. Januar hatte Talleyrand zu diesem Zwecke an den General Zastrow, den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, geschrieben: „der „Kaiser Napoleon, welcher unmittelbar die Streitkräfte der „preußischen Monarchie zur Vertheidigung und Erhaltung „des ottomanischen Reiches zu verwenden wünscht, trägt „dem Könige nicht nur den Frieden, sondern auch ein „Bündniß an, das auf der Stelle unterzeichnet werden „soll. Die Zeit drängt; die Ereignisse jedes Tages nöthigen den Kaiser Napoleon einen Entschluß zu fassen und „wenn er einmal gefaßt ist, wird er weder durch Rußland „noch sonst Jemanden erschüttert werden. Ich darf Ew. „Excellenz nicht verschweigen, daß wenn das Bündniß nicht „zu Stande käme, Se. kais. Majestät die Ausführung seiner Pläne durch eine Maßregel fortsetzen würde, welche „das Haus Brandenburg für immer von dem Throne entfernen dürfte.“

Aber die Zeit war vorüber, in welcher ein Bündniß

zwischen Preußen und Frankreich geschlossen werden konnte. Nach der Weigerung Napoleons ihm den Frieden zu bewilligen, um den er so flehendlich bat, hatte Friedrich Wilhelm sein Schicksal in die Hände des Kaisers Alexander gelegt und sich diesem ganz hingegeben. Bis jetzt hatte er dies nicht zu bereuen gehabt. Alexander hatte sich selbst aufgeopfert, um das Glück Preußens wieder zu heben. Die Schlacht von Pultusk und bald nachher das bei Eylau vergossene Blut zeugten laut genug für seine Hingebung an die Sache seines unglücklichen Bundesgenossen. Die Ehre verbot es dem Könige, einen edelsinnigen Freund zu verlassen. Uebrigens hatte er auch keine Armee, kein Land, kein Geld mehr. Er selbst befand sich persönlich mitten unter den Russen, gehörte gewissermaßen sich selbst nicht mehr an, war nicht mehr frei. Sein Unglück nicht weniger als die Dankbarkeit hatte ihn in gänzliche Abhängigkeit von dem Kaiser Alexander gestellt. Er verwarf deshalb den Antrag Frankreichs und antwortete am 17. Febr. dem Kaiser Napoleon selbst, um ihm die Gründe seines Entschlusses aus einander zu setzen.

Die Weigerung Friedrich Wilhelms entmuthigte Napoleon nicht, der selbst die Feder ergriff und am 26. Februar direct an den König nachstehenden Brief schrieb, den er ihm durch den General Bertrand überbringen ließ*).

*) Dieser Brief, der in der „Geschichte der Friedensverträge" von Schöll (tom. VIII. p. 405) angeführt wird, ist aus einem halb offiziellen Werke genommen, das 1810 in Stockholm erschien. Den Originalbrief haben wir im Archiv nicht gefunden; wir theilen ihn so mit, wie er sich in der Sammlung von Schöll befindet, da wir keinen Grund haben, an der Aechtheit zu zweifeln.

„Mein Herr Bruder, ich habe das Schreiben Ew. „Majestät vom 17. Februar erhalten, das mir Ihr Adju= „tant, der Oberst Kleist, überbrachte und ihm meine Ideen „über die gegenwärtige Lage der Angelegenheiten mit= „getheilt. Ich wünsche dem Unglücke Ihrer Familie ein „Ziel zu setzen und so schnell als möglich die preußische „Monarchie zu organisiren, deren Macht für die Ruhe ganz „Europa's nöthig ist. Ich wünsche den Frieden mit Ruß= „land und ich meine, daß wir uns leicht verständigen kön= „nen, wenn diese Macht keine Absichten auf die Türkei „hat. Der Frieden mit England ist nicht minder für alle „Nationen nothwendig und ich werde keine Schwierigkeiten „machen, einen Abgesandten nach Memel zu senden, um „Theil an einem Congresse zwischen Frankreich, England, „Rußland, Preußen und der Türkei zu nehmen. Aber „Ew. Majestät wird überzeugt sein, wie es die Erfahrung „schon bewiesen hat, daß ein solcher Congreß mehrere Jahre „dauern könnte. Der westphälische dauerte, glaube ich, acht= „zehn Jahre. Die lange Zeit, welche nöthig sein würde, „die gegenseitigen Interessen der unterhandelnden Mächte „zu prüfen, abzuwägen und festzustellen, so wie der unbe= „stimmte und unsichere Zustand, welcher die Folge davon „sein würde, passen nicht für die gegenwärtige Lage Preu= „ßens. Ich glaube deshalb, Ew. Majestät werden mir „bald anzeigen, daß Sie sich für das Einfachste und „Schnellste entschlossen haben, was zu gleicher Zeit dem „Wohle Ihrer Völker am Besten entspricht. In jedem „Falle bitte ich Ew. Majestät, sich überzeugt zu halten, „daß ich aufrichtig geneigt bin, meine frühern Beziehun= „gen wiederherzustellen und daß ich eine Ausgleichung mit „Rußland und England wünsche, wenn sie es wirklich wol= „len. Ich würde mich selbst verabscheuen, wenn ich die

„Ursache so großen Blutvergießens wäre; aber was kann „ich thun? Ich bitte Ew. Majestät ꝛc.

„26. Februar 1807. Napoleon.“

Es war ein gewaltiger Abstand zwischen dem sanften und versöhnenden Sinne dieses Briefes und dem drohenden Tone, durch welchen der Kaiser in dem Briefe vom 29. Januar Friedrich Wilhelm den Frieden und sein Bündniß aufnöthigen wollte; aber am 29. Januar glänzte sein militärisches Glück noch ungetrübt, während am 26. Februar seine Armee die Verheerung noch nicht ausgeglichen, welche die blutige Schlacht von Eylau in ihren Reihen angerichtet hatte.

Der Brief vom 26. Februar änderte nichts in den Entschlüssen des Königs. Einen Monat vorher, am 28. Januar, hatte er sich durch einen Bundes- und Subsidienvertrag unauflöslich mit England vereiniget. Er hatte Hannover förmlich entsagt und versprochen, dasselbe im Namen des Königs von England zu besetzen, wenn seine Truppen wieder in das Kurfürstenthum gelangten. Seiner Seits hatte sich dieser Fürst verpflichtet, Sr. Majestät von Preußen eine Beihilfe von 300,000 Pf. St. außer derjenigen zu zahlen, welche er ihm im Verlaufe des jetzigen Krieges vorgeschossen hatte und die sich, wie man sagt, auf 80,000 Pf. St. belief.

Am 26. April schloß Friedrich Wilhelm in Bartenstein mit dem Kaiser Alexander einen Vertrag von noch weit höherer Wichtigkeit. Durch diesen Vertrag, einen der kühnsten dieses Jahrhunderts, erklärten die hohen Verbündeten, daß sie sich nicht vornähmen, Frankreich zu demüthigen oder sich in die innere Regierung desselben zu mischen. Sie wünschten nur den fortwährend wachsenden Vergrößerungen ein Ziel zu setzen, die Unabhängigkeit der andern Staaten

durch ein besseres Grenz- und Gleichgewichtssystem zu sichern und die zu entschädigen, welche Verluste erlitten hätten. (Art. I. II. und III.)

Rußland verpflichtete sich, Alles aufzubieten, um die preußische Monarchie in ihrer sonstigen Macht wiederherzustellen. Es verbürgte ihm ein Aequivalent für die Provinzen, welche ihm nicht wiedergegeben werden könnten und eine bessere Militärgrenze. (Art. IV.)

Die Verbündeten sprachen laut den Entschluß aus, Frankreich den Besitz der Rheinlinie zu entziehen, welche sich, wie sie sagten, mit der Unabhängigkeit Deutschlands nicht vertrüge. Wenn sie auch nicht gerade die alte Constitution Deutschlands wieder einführen wollten, so gedachten sie doch einen Föderativstaat zu schaffen, der durch eine gute Militärgrenze und eine mit dem Rheine parallel laufende Vertheidigungslinie geschützt werde. Dieses System sollte in Verein mit Oesterreich begründet werden, welches große Interessen dabei hatte. (Art. V.)

In der Uebereinkunft von Bartenstein wurden, wie in dem Vertrage vom 11. April 1805, den betreffenden Mächten als Aufmunterung große Vortheile versprochen. Man garantirte Oesterreich, wenn es an den gemeinschaftlichen Bestrebungen Antheil nehmen wollte und der Krieg glücklich ausgehen sollte, die Zurückgabe Tyrols, die Grenze des Mincio und die Festung Mantua. (Art. VI.)

Man wollte England auffordern, den Verbündeten Subsidien, Waffen und Munition zu gewähren, sowie Diversionen im Rücken der französischen Armeen zu machen. Dafür verpflichtete man sich, Sr. britannischen Majestät eine Gebietsvergrößerung in Deutschland zu verschaffen. (Art. VII.)

Schweden war auch nicht vergessen; man wollte sich mit ihm verständigen, um ihm Vortheile zuzusichern, die

ihm werden sollten, wenn es dem Vertrage beiträte. (Art. VIII.)

Man wollte sich mit England, Oesterreich und Schweden verständigen, um Dänemark zu zwingen, dem Bunde beizutreten. (Art. IX.)

Man versprach dem Prinzen von Oranien nicht nur für das zu entschädigen, was er in Deutschland verloren hatte, sondern auch für seine Besitzungen in Holland. (Art. X.)

Oesterreich und England sollten wegen der Organisation Italiens zu Rathe gezogen werden. In jedem Falle wollte man sich für das Schicksal der Könige von Sardinien und Neapel lebhaft interessiren und auf die Trennung der Kronen Frankreichs und Italiens dringen. (Art. XI.)

Die Unabhängigkeit und Integrität der ottomanischen Pforte sollte erhalten werden. (Art. XII.)

Die beiden Mächte verpflichteten sich, in dem gegenwärtigen Kriege keine Eroberung für sich selbst zu machen. Erst nach dem Frieden wollten sie über die Verwendung derjenigen beschließen, welche dem gemeinsamen Feinde und dessen Verbündeten vielleicht abgenommen worden. (Art. XIII.)

Es läßt sich nicht zweifeln, daß sich Rußland durch die letztere Clausel stillschweigend vorbehalten hatte, sich später die Moldau und Wallachei abtreten zu lassen. Die beiden Mächte erklärten nichtsdestoweniger, daß sie vollkommen uneigennützig wären, daß sie edelsinnig den Krieg im Interesse der Völker führten und nach nichts strebten. Später, beim Wiener Congresse, konnte man den Werth dieser pomphaften Erklärungen, namentlich von Seiten Rußlands, erkennen, das nahm, was es nehmen konnte.

Der Vertrag von Bartenstein beweist mehr als alle möglichen Räsonnements, wie sehr die Schlacht von Eylau die Hoffnungen unserer Feinde wieder aufgerichtet und un-

sere Lage verschlimmert hatte. England trat nicht nur der Uebereinkunft von Bartenstein bei, sondern schloß auch am 27. Mai 1807 mit Preußen einen zweiten Vertrag ab, in welchem es versprach, seinem Verbündeten im Laufe des Jahres 1807 eine Million Pfd. St. zu zahlen.

Als Napoleon jede Hoffnung verloren hatte, Preußen von Rußland zu trennen, wendete er sich nochmals an Oesterreich. Es hatte dies den General von Vincent mit dem offiziellen Auftrage an ihn gesendet, Erklärungen über die Rüstungen zu geben, in der Wirklichkeit aber um auf dem Kriegsschauplatze selbst einen Beobachter zu haben, welcher über den eigentlichen Zustand der Dinge berichte. Der General von Vincent war ein Mann von einfachem Wesen, von Scharfsinn und Gewandtheit. Dem Kaiser, bei dem er schon mehrmals in ähnlichen Aufträgen gewesen war, gefiel er sehr wohl und er bot seine ganze Kunst auf, um ihn zu verlocken. Er nahm ihn nicht nur herzlich und freundlich auf, er bemühete sich auch ihn zu überzeugen, daß der Weltfriede im Allgemeinen und die Sicherheit Oesterreichs im Besondern verlangten, daß die letztere Macht sich durch ein enges Bündniß mit Frankreich vereinige. Am 11. März hatte er in dem Schlosse Finkenstein eine lange und ernste Unterredung mit dem General*).

„Seit lange schon, sagte er, sei man darüber einver„standen, daß in Europa keine dauernde Ruhe eintreten „würde, wenn nicht zwei der ersten Mächte des Festlandes „sich vereinigten, die Ruhe zu garantiren. Eine dieser „Mächte werde Frankreich sein, aber welches die andere? „Er wünsche sehr, daß es Oesterreich sei. Man könne in

*) Correspondenz des Herrn von Talleyrand mit dem General Andreossy. (Im Archiv der auswärtigen Angelegenheiten.)

„Wien nicht wünschen, daß es Rußland sei; nur eine die-
„ser beiden Mächte könnte es sein. Ein Bündniß Frank-
„reichs mit Oesterreich oder mit Rußland würde das un-
„vermeidliche Resultat jenes Bedürfnisses der Ruhe sein,
„welches alle Völker fühlten. Die langen Unruhen in Eu-
„ropa müßten ein Ende nehmen und dieses Ende könnte
„sich aus einem solchen Bündnisse finden. Er hätte es
„Oesterreich bereits angetragen und trüge es ihm noch-
„mals an. Wenn es aber zögerte in dasselbe einzugehen,
„wenn es durch seine Unentschlossenheit und Langsamkeit ihn
„in die Nothwendigkeit versetze, sich mit den Russen zu
„verständigen, dürfte die Folge bitteres aber nutzloses Be-
„dauern sein. Nichts von seiner Seite verdiene eine ern-
„stere Aufmerksamkeit. Er erbiete sich, dem Könige von
„Preußen den Thron und die Staaten zurückzugeben; na-
„türlich würde dieser Fürst die Kriegskosten durch Gebiets-
„abtretungen an beiden Elbufern ausgleichen. Die Integrität
„der Türkei würde anerkannt und garantirt werden. Wenn
„diese Grundlagen von dem Hofe von Wien genehmiget
„würden, wäre er bereit sich mit ihm zu verständigen."

Oesterreich ließ sich durch die Drohung einer innigen Wiedervereinigung zwischen Frankreich und Rußland nicht schrecken und blieb bei dem wiederholten Andrängen des Kaisers Napoleon taub. Obwohl es noch aus den Wunden blutete, die es in dem Vertrage von Preßburg erhalten hatte, glaubte es doch noch nicht so tief gefallen zu sein, um sein Heil in unsern Armen suchen zu müssen. Lieber wollte es als bewaffneter Vermittler auftreten. Man hat ihm die Absicht untergelegt, schon 1807 die Rolle zu spielen, welche es 1813 mit so kluger Doppelzüngigkeit spielte. Es wollte, sagte man, durch diese angebliche Vermittelung nicht den Krieg beendigen, sondern ihn noch einige

Zeit hindurch unterbrochen erhalten, einen Congreß eröffnen und die Unterhandlung bis dahin in die Länge ziehen, daß es selbst mit in die Schranken würde treten können und dann gegen uns rücken. Diese Absicht mag allerdings die Oesterreichs im Grunde gewesen sein, aber es war nicht die alleinige. Wenn Frankreich es im Westen beunruhigte, flößte ihm Rußland fast eben so große Besorgnisse für seine östlichen Grenzen ein. Es sah mit großem Mißtrauen die zunehmenden Fortschritte der russischen Armeen in der Moldau und Wallachei und zweifelte nicht, daß der Kaiser Alexander diese beiden Provinzen mit seinem Reiche zu vereinigen gedenke. Es erschrak über eine Machtausdehnung, welche ihm die Abzugsstraße nach dem schwarzen Meere verschließen und den Sturz des ottomanischen Reiches beschleunigen würde. Diese Besorgniß war eine der Hauptursachen, welche Oesterreich bisher gehindert hatten, sich mit unsern Feinden zu vereinigen und es beschäftigte sich sorgsam mit den Mitteln, die beiden griechischen Provinzen der russischen Herrschaft zu entziehen. Seine Besorgnisse darüber waren so groß wie die unsrigen, wie sehr es sich auch bestrebte, sie geheim zu halten.

Am 3. April hatte Oesterreich Frankreich, Rußland, Preußen und England Eröffnungen gemacht und verlangt, daß sofort Unterhandlungen zwischen ihm und allen diesen Mächten auf folgenden Grundlagen begonnen würden:

„1) Die Angelegenheiten Deutschlands werden der Gegenstand einer ganz neuen Vereinbarung;"

„2) Auch der Zustand Italiens ist einer neuen Prüfung zu unterwerfen;"

„3) Die Angelegenheiten der Türkei werden nach dem Fuße der frühern Verträge geordnet;"

„4) Polen bleibt in dem Zustande, in welchem es sich „vor dem Kriege befand;“

„5) England wird als Theilnehmer bei der Unterhand„lung zugelassen.“

Napoleon hatte ein zu großes Interesse Oesterreich zu schonen, als daß er die Vermittelung hätte zurückweisen sollen; er nahm sie deshalb mit verstellter Beeiferung an, ohne indeß zu verheimlichen, daß England seiner Meinung nach an der Unterhandlung nur Theil nehmen wolle, um die bestehenden Streitigkeiten noch streitiger zu machen, neue Veranlassung zur Erbitterung hervorzurufen und die Unruhen auf dem festen Lande in's Unendliche zu verlängern*).

England gab auf die Mittheilung Oesterreichs eine sehr zurückhaltende Antwort und sagte, daß es ganz geneigt sei, an der Herstellung des allgemeinen Friedens mit zu arbeiten, daß es sich aber vorher überzeugen müsse, ob seine Verbündeten ihre Einwilligung dazu gäben.

Rußland erklärte, es sei ebenfalls bereit, die vorgeschlagene Vermittelung anzunehmen, es wünsche aber zu wissen, ehe die Unterhandlungen begännen, auf welchen Grundlagen Frankreich zu unterhandeln gedenke.

Preußen, das die Uebereinkunft von Bartenstein unterzeichnet hatte, drückte sich weit weniger zweideutig aus und in der Antwort desselben ist der eigentliche Gedanke der Verbündeten zu suchen.

„Es glaube nicht,“ sagte es, „daß die Grundlagen, „auf denen Napoleon zu unterhandeln wünschen werde, „solche seien, welche man mit Ehren annehmen könnte. „Se. Majestät von Preußen sei weit entfernt, durch ihr „Unglück sich haben einschüchtern zu lassen und beharre,

*) Brief Talleyrands vom 19. April 1807.

„stark durch den eigenen Willen und die Unterstützung „seines erhabenen Verbündeten, des Kaisers Alexander, „auf denselben Grundsätzen, nach welchen sie die heilige „Sache der europäischen Freiheit zu der ihrigen gemacht. „Se. Majestät der Kaiser Alexander theile die Gesinnun„gen des Königs. Aus dieser glücklichen Uebereinstimmung „sei eine Verabredung hervorgegangen, welche zugleich den „Zweck des Krieges und die Grundlagen des künftigen „Friedens bestimme. Se. Majestät von Preußen beeile „sich deshalb den Vertrag von Bartenstein Sr. Majestät „dem Kaiser von Oesterreich mitzutheilen. Se. kaiserl. „Majestät würden sich leicht überzeugen, daß der „edle Zweck, welchen Sie sich vorgesetzt hätten, „als Sie Ihre Vermittelung anboten, früher „und sicherer durch den Beitritt zu der genann„ten Uebereinkunft als durch die Ausführung „Ihrer Anerbietungen erreicht werde."

Napoleon hatte einen Augenblick fürchten können, die von dem Wiener Cabinet vorgeschlagene Vermittelung möge von den verbündeten Souverainen verabredet worden sein. Die Antwort Rußlands, namentlich aber die Preußens zerstreuten diese Besorgniß. Keine der im Kriege befindlichen Mächte war demnach geneigt, die österreichische Vermittelung anzunehmen. Frankreich sah darin den geheimen Gedanken ihm Gesetze vorzuschreiben, England eine Aufforderung an seine Freigebigkeit, Rußland ein Mittel, aus der Moldau und Wallachei entfernt zu werden und Preußen eine Vertagung seiner Leiden auf unbestimmte Zeit.

Frankreich würde es tausend Mal vorgezogen haben, wenn es möglich gewesen wäre, direct mit seinen Gegnern sich auszugleichen. Die Communicationen zwischen dem französischen Hauptquartiere und dem der Verbündeten wa-

ren immer ziemlich lebhaft gewesen. Man hatte von beiden Seiten Noten ausgetauscht, um den Ort zu bestimmen, wo der Congreß abgehalten werden solle, sowie diejenigen Mächte, welche ein Recht hätten daran Theil zu nehmen und endlich den Geist, in welchem die Unterhandlungen eröffnet werden sollten. Man war überein gekommen:

1) daß der allgemeine Pacificationscongreß in Kopenhagen zusammentrete;

2) daß alle Verbündeten der kriegführenden Mächte und namentlich die Türkei das Recht hätten, dabei sich vertreten zu lassen;

3) daß die Grundlagen der Unterhandlungen die Gleichheit, die Gegenseitigkeit und ein gemeinschaftliches Entschädigungssystem unter den kriegführenden Mächten sein sollten.

Aber es waren vergebliche Bemühungen. In beiden Lagern überzeugte man sich endlich, daß die Wiederherstellung des allgemeinen Friedens durch Vermittelung eines Congresses ein unausführbares Unternehmen sei; es gab sich eine gleiche Ungeduld zu erkennen, durch einen entscheidenden Schlag eine Lage zu beendigen, die für alle unerträglich geworden war. Benningsen und Napoleon bereiteten sich seit drei Monaten mit größtem Eifer darauf vor. Die russische Armee war um eine Infanteriedivision, die Garden unter der Anführung des Großfürsten Constantin und mehrere Batterien vermehrt worden. Sie hatte in diesem Augenblicke mit Einrechnung der Preußen unter Lestocq eine Stärke von 120,000 Mann, mit denen sich noch ein Reservecorps von 30,000 Mann unter dem General Fürsten Labanow vereinigen sollte. Benningsen mußte also bald im Stande sein, mit 150,000 Mann in die Linie zu rücken. Der Fürst Labanow war aber noch mehrere Tagemärsche von der russischen Armee entfernt, die dem-

nach ein Interesse daran hatte, die Feindseligkeiten erst nach bewirkter Vereinigung zu beginnen. Ihre Cantonnirungen, die durch ein großes verschanztes Lager an der Alle gedeckt waren, nahmen den Raum zwischen Heilsberg und Bartenstein ein.

Napoleons Lage war so kritisch und ein Sieg, ein vollständiger, entscheidender so nöthig für ihn, daß er unerhörte Anstrengungen machen mußte, um ihn zu erhalten. Er hatte deshalb alle seine verfügbaren Corps an sich gezogen, besonders aber sich bestrebt, seine Cavalerie und Artillerie zu verstärken. Sein Heer war furchtbar; es bestand aus 160 bis 170,000 Mann und hatte demnach in diesem Augenblicke eine bedeutende Ueberlegenheit über seine Gegner. Seine Corps standen noch an der Alle und der Passarge. Ney befehligte die Avantgarde. Da dieser Marschall eine Bewegung bis Guttstadt gemacht hatte, um den Feind zu prüfen, so faßte Benningsen die Hoffnung ihn zu überfallen, von dem Centrum abzuschneiden, zu umgehen und zu vernichten. Er ergriff demnach die Offensive, — ein tollkühner Entschluß, weil er seine Reserve noch nicht mit sich vereiniget hatte. Am 4. Mai früh gab er seine Befehle und seine ganze Armee setzte sich in Bewegung. Sein linker Flügel stürzte sich auf unsere Avantgarde, während sein Centrum und der rechte Flügel so manövrirten, um die Truppen Davousts und Soults zurückzuhalten. Ney bedeckte sich in diesem ungleichen und schrecklichen Kampfe mit Ruhm. Obgleich zwei Tage lang von einem Schwarme von Feinden angegriffen, ließ er sich doch an keinem Punkte fassen, sondern erhielt fortwährend die Gleichheit des Marsches seiner Colonne und zog sich in guter Ordnung nach der Brücke von Deppen zurück. Auf die Nachricht von der Gefahr, welche den Marschall Ney bedrohe, hatte Napoleon alle seine Lager aufbrechen lassen.

Soult erhielt den Befehl, auf Wolfsdorf zu gehen, sich gegen die rechte Flanke des Feindes zu werfen und dessen Verbindung mit Königsberg zu bedrohen. Die beiden Armeen hatten die Rollen getauscht; die Franzosen ergriffen jetzt auf allen Punkten die Offensive. Die eingeschüchterten Russen hatten sich in ihr verschanztes Lager von Heilsberg zurückgezogen und es kam also darauf an, sie herauszulocken und ihnen eine Schlacht zu liefern, ehe sie ihre Verbindung mit dem Fürsten Labanow bewerkstelliget hätten. Der Kaiser entschloß sich auf dem geraden Wege von Landsberg und Eylau nach Königsberg zu gehen. Die Verbündeten hatten in dieser letztern Stadt ungeheure Magazine aufgehäuft. Von den Engländern waren erst vor Kurzem 160,000 Gewehre da gelandet worden und endlich war sie der letzte Zufluchtsort der preußischen Behörden. Napoleon zweifelte nicht daran, daß Benningsen lieber eine Schlacht wagen, als Königsberg in unsere Hände fallen lassen würde. So faßte also Napoleon einen unglaublich kühnen Entschluß. Er überließ den Russen alle seine Communicationen mit der untern Weichsel, stellte sich absichtlich zwischen sie und das Meer und brachte sich in die Nothwendigkeit, siegen oder sterben zu müssen. Welchen Glauben mußte dieser Mann an sein Genie, an die Stärke und Tapferkeit seiner Armee haben!

Am 10. Juni griff er mit Ungestüm die Verschanzungen von Heilsberg an, um die Russen auf das rechte Ufer der Alle zurückzuwerfen. Er konnte seinen Zweck nicht ganz erreichen, erlangte aber ein großes Resultat, indem er das preußische Corps Lestocqs von der russischen Armee trennte und jenen General nöthigte, sich unter die Kanonen von Königsberg zu flüchten. Benningsen, der von den Preußen unter Lestocq getrennt war, hatte nur noch 100,000 Mann.

Am 11. Juni setzte Napoleon seine offensive Bewegung fort. Am 12. schlief er in Preußisch-Eylau. Hier theilte er seine Armee in zwei Theile; die Corps Soults, Murats und Davousts schickte er nach Königsberg und mit dem Reste seiner Truppen wendete er sich über Domnau nach Friedland, Benningsen entgegen.

Dieser General befand sich in schrecklicher Verlegenheit. Auf dem rechten Flügel war ihm bereits die ganze französische Armee voraus, die gegen Königsberg rückte und er mußte fürchten, von dieser Stadt abgeschnitten zu werden. Wenn er dem Kaiser folgte, brachte er sich in die Nothwendigkeit, eine Schlacht mit so geringen Kräften zu liefern, daß er erdrückt werden mußte. Auf der andern Seite konnte er nicht länger in den Stellungen bleiben, die er inne hatte, denn dadurch hätte er Alles auf einmal gefährdet, Königsberg, die Truppen Lestocqs, die des Fürsten Labanow und seine eigene Armee. Er faßte den klügsten Entschluß, nämlich die Verschanzungen von Heilsberg zu räumen, dem Fürsten Labanow entgegenzuziehen, der ihn bald erreichen mußte und gleich nach der Vereinigung zur Vertheidigung Königsberg zu eilen. Am 11. früh verließ er seine Stellungen von Heilsberg, ging auf das rechte Ufer der Alle und begab sich über Bartenstein und Friedland auf Wehlau. Am 13. erfuhr er in Schippenbeil, daß die französische Armee sich in zwei Hälften getheilt habe. Da entschloß er sich den Marsch seiner Colonnen gegen Wehlau einzustellen, von Friedland aus gegen die französischen Corps zu rücken, die sich dieser Stadt näherten und ihnen eine entscheidende Schlacht zu liefern. In dem Augenblicke, als seine Avantgardencolonnen an dem Thore von Friedland ankamen, war die Stadt bereits von einem französischen Husarenregimente besetzt, welches als-

bald dem Gros der Armee meldete, daß die Russen vorrückten. Benningsen nahm Besitz von Friedland; seine Truppen zogen die ganze Nacht vom 13. zum 14. durch diese Stadt und nahmen eine Stellung vor ihren Mauern an der Straße von Domnau.

Friedland liegt in einem langen Defilé, welches auf der einen Seite durch eine Biegung der Alle, welche die Stadt von Süden und Westen umschließt und auf der andern durch einen Teich gebildet wird, dessen Wasser sich in die Alle ergießt. Benningsen nahm sich vor, den Besitz dieser Stadt den Franzosen streitig zu machen. Er lehnte seinen linken Flügel unter dem Fürsten Bagration an die Alle und entfaltete den rechten unter den Fürsten Gortschakow in der Ebene, welche sich zwischen der Alle und dem Dorfe Heinrichsdorf hinzieht. Da er sich um zwei Divisionen geschwächt, welche er unter dem General Kamenski Lestocq zu Hilfe geschickt hatte, so war er in Friedland nur 60,000 Mann stark.

Als Napoleon erfuhr, daß Benningsen ihn festen Fußes in Friedland erwarte, rief er Murat und Davoust zu sich, die er gegen Königsberg geschickt hatte; aber der Kampf begann so heftig und rasch, daß jene beiden Marschälle nicht daran Theil nehmen konnten und Napoleon dem Gegner nicht 80,000, sondern nur 60,000 Mann entgegenstellen konnte. Die beiden Armeen waren also von gleicher Stärke.

Am Morgen des 14., als die russischen Colonnen aus Friedland vollends herausmarschirten, kam der Marschall Lannes von Domnau bei dem Dorfe Posthene mit 12,000 Mann nur einige Stunden vor dem Gros der französischen Armee an. Er manövrirte so geschickt und kräftig, daß er den Feind über seine wirkliche Stärke täuschte und ihn bis zur Ankunft der andern Corps aufhielt. Um drei Uhr

Nachmittags war die ganze französische Armee aufgestellt. Ney commandirte den rechten, Mortier den linken Flügel und Lannes das Centrum. Die Garde und die Reserven, die etwas hinter dem Dorfe Posthenen standen, wurden von Victor befehliget.

Wir haben erwähnt, daß sich der linke Flügel der Russen unkluger Weise an die Alle gelehnt hatte. Diese Position bildete den Knoten der Schlacht. Wenn es uns gelang sie zu nehmen, war es um die russische Armee geschehen. Der Kaiser theilte dem unerschrockenen Ney die Ehre zu, dieses entscheidende Manöver auszuführen. Mortier und Lannes, welche den linken Flügel und das Centrum führten, mußten ihr Feuer mäßigen, den Feind in Athem halten und sich wohl hüten, ihn zu lebhaft auf Friedland zu treiben. Der Held von Elchingen übertraf an diesem großen Tage sich selbst. Auf Bagration stürzen, seine in dem Defilé zwischen der Alle und dem Teiche eingekeilten Massen niederschmettern, sie auf die Brücken von Friedland werfen und sie bis innerhalb der Mauern dieser Stadt verfolgen, war das Werk einiger Stunden. Nie wurde eine ebenso einfache als tiefsinnige Combination mit bewunderungswürdigerem Verständniß und ungestümerem Eifer ausgeführt. Als Benningsen jede Hoffnung aufgeben mußte, unsere siegreichen Massen aufzuhalten, ließ er die Trümmer seines linken Flügels wieder auf das rechte Ufer der Alle gehen und zerstörte sodann die Brücken. Während sein linker Flügel unterlag und floh, kämpfte der rechte, welcher die Niederlage Bagrations nicht kannte, mit ziemlich gleichem Glücke gegen Lannes und Mortier; aber bald verbreitete sich die schreckliche Nachricht, die Anfangs nur den Führern bekannt wurde, in den Reihen der Russen. Gortschakow wollte sich auf Friedland zurückziehen, aber die

Flammen, die aus der Stadt aufstiegen, zeigten ihm an, daß die Franzosen bereits hineingedrungen waren. Er wollte die Brücken zu erreichen suchen, aber die Brücken waren abgebrochen und zwar auf Befehl Benningsens selbst. Er wußte nicht mehr, auf welchem Wege er aus dem Sacke herauskommen sollte, in dem er eingeschlossen war. Mortier, Lannes und Oudinot stürzten sich auf seine Colonnen, verbreiteten Entsetzen und Tod unter ihnen und warfen sie in die Alle. Lange hielten sie sich fest und gedrängt, aber endlich gaben sie nach, die Reihen löseten sich auf, alle zerstreuten sich, alle flohen nach dem Flusse zu. Einige wateten hindurch, andere schwammen hinüber und viele, welche von dem Schwerdte und den Kugeln des Feindes geschont worden waren, versanken in den Fluten. Selbst die Artillerie wagte sich in den Fluß und sie verlor daselbst alle ihre Kanonen. Nur die Cavalerie entkam diesem großen Unglücke. Sie folgte dem linken Ufer der Alle und vereinigte sich in Allenburg wieder mit Benningsen. Der Tag neigte sich zu Ende. Die besiegte, desorganisirte russische Armee floh in schrecklicher Unordnung nach Wehlau zu und ließ auf dem Schlachtfelde oder in unsern Händen 10,000 Todte, 15,000 Verwundete, 80 Geschütze, eine große Menge Fahnen und ein unermeßliches Material zurück. Am 15. ging sie über den Pregel und begab sich nach Tilsit.

Die Generale Lestocq und Kamenski waren, von Soult und Davoust gedrängt, genöthiget worden, sich nach Königsberg zu werfen. Als sie die Niederlage Benningsens erfuhren, hegten sie nur noch einen Gedanken, die Ueberreste der russischen Armee zu erreichen. In der Nacht vom 15. zum 16. räumten sie die Stadt in dem Augenblicke, als Soult einrückte. Dieser Marschall nahm von ihr Be-

sitz und eilte, ohne seinen Truppen Ruhe zu gönnen, Lestocq nach, dessen Nachtrab er noch erreichte.

Napoleon hatte seine ganze Cavalerie der besiegten Armee nachgesandt. Benningsen, der Alles aufbot, um ihr zu entkommen, erreichte am 18. Juni Tilsit, marschirte in Geschwindschritt durch diese Stadt und zog sich auf das rechte Ufer des Niemen zurück. Am andern Tage nahm Napoleon Besitz von Tilsit und verlegte sein Hauptquartier dahin. Er hatte endlich die Grenze erreicht, welche das alte Preußen von Lithauen trennt, das civilisirte Europa von dem noch halb wilden. Am 19. Juni pflanzte er seine Adler am linken Ufer des Niemen auf; es war ein großer Tag.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Zustand der russischen Armee nach der Schlacht von Friedland. — Der Kaiser Alexander nähert sich Frankreich wieder. — Beweggründe dieses Entschlusses. — Seine Klagen über Oesterreich und England. — Sendung des Fürsten Labanow in das französische Lager. — Gesuch um Waffenstillstand. — Gründe, welche Napoleon hinderten, die Wiederherstellung Polens zu unternehmen. — Er sucht das Bündniß Rußlands. — Continentalsystem. — Befehle des britischen geheimen Rathes. — Decret von Berlin. — Angelegenheiten des Orientes. — Revolution in Constantinopel. — Absetzung Selims. — Erhebung Mustapha's zum Sultan. — Waffenstillstand zwischen den kriegführenden Armeen. — Zusammenkunft der beiden Kaiser. — Alexander. — Napoleon. — Friedrich Wilhelm. — Die Königin von Preußen. — Rührende Scenen. — Unterhandlungen. — Friedensvertrag mit Rußland. — Friedensvertrag mit Preußen. — Bundesvertrag zwischen Frankreich und Rußland. — Geheime Artikel. — Betrachtungen.

Das Unglück, welches die Verbündeten bei Friedland betroffen hatte, war unermeßlich, wenn auch nur gegen Preußen entscheidend, dessen letzte Hilfsquellen es vernichtete. Es blieb ihm nur noch das kleine Memel, das Fort Silberberg in Schlesien, Graudenz an der Weichsel und Kolberg an der Ostsee. Mit Ausnahme dieser Punkte von

geringer militärischer Bedeutung war Alles in dem Schiffbruche seiner Macht untergegangen.

Die Lage Rußlands dagegen war eine ganz andere; sein Gebiet war noch unberührt; der Krieg hatte den Niemen noch nicht überschritten. Seine Armee gewährte, obgleich sehr geschwächt und in ihrem Muthe gebrochen, noch immer eine imposante Masse. Die 25,000 Mann, welche von Königsberg kamen, hatten fast gar nicht gelitten. Der Fürst Labanow hatte sich mit den Reserven Benningsen angeschlossen. Rußland hätte sonach den Kampf wohl fortsetzen können und dies war auch die Meinung der meisten Generale, namentlich des Generalissimus. „Das Geheim-„niß die Franzosen zu besiegen,“ sagte Benningsen, „liegt „darin, daß man die Entfernung vergrößert, welche sie „vom Rheine trennt, und sie an dem Dniester tödet.“

Der Kaiser Alexander widerstand diesem muthvollen Rathe. Er fürchtete, daß Napoleon, auf's Aeußerste getrieben, die polnische Insurrection bis in das Herz Lithauens und Volhyniens verbreite und in diesen Provinzen einen Brand anfache, den dann der Friede nicht wieder zu löschen vermöchte. Uebrigens war er es müde, allein die Last eines so grausamen Krieges zu tragen und verdrießlich über Oesterreich und England. Er zürnte dem erstern, daß es ihn am Tage nach der Schlacht von Austerlitz verlassen und durch diesen Abfall Preußen an den Rand des Verderbens gebracht habe und demselben dann doch nicht zu Hilfe geeilt sei; England dagegen grollte er, weil es im vorigen Jahre, als er mit erschöpften Finanzen einen neuen Krieg hatte anfangen wollen, sich geweigert, eine Anleihe von 6 Millionen Pfd. St. zu 5 Procent zu garantiren und ihm sogleich eine Million Pfd. St. vorzuschießen. Nach den Ansichten des Whig-Ministeriums

mußte England seinen Verbündeten auf dem Festlande die gewissenhafteste Treue bewahren, durfte aber weder seinen Credit zu oft anwenden, noch den Reichthum der künftigen Generationen aufwenden, um immer Armeen in Sold zu nehmen, die nicht zu siegen verständen. Die Minister begnügten sich nicht die Forderung Rußlands zu verwerfen, sie sprachen die Weigerung auch in beleidigender Form aus. „Es sei zu gefährlich," sagte Lord Howick, „eine Anleihe zu garantiren, weil man fürchten müßte, „daß, wenn die Regierungen sich veruneinigten, der Wunsch, „dem Feinde zu schaden, größer sei, als die Treue gegen „übernommene Verpflichtungen."

Den Kaiser Alexander verletzte diese Weigerung sehr, mehr aber noch der Grund, den man zur Rechtfertigung anführte. Er sah darin sowohl ein beleidigendes Mißtrauen gegen Rußland, als eine Knickerei, die eines großen Volkes unwürdig sei.

Bald hatte er sich noch mehr zu beklagen. Nach dem Unglücke von Jena ersuchte er England in Verein mit den Königen von Preußen und Schweden sich den gemeinsamen Anstrengungen anzuschließen und eine Armee nach Norddeutschland oder an die Küsten Hollands zu senden. Das englische Cabinet setzte Anfangs den Bitten seiner in Noth befindlichen Verbündeten nur eitele Versprechungen entgegen. Die öffentliche Meinung und das Parlament mußten sich aussprechen, um es zu bestimmen, eine Expedition vorzubereiten; aber nach seiner knickerigen Gewohnheit erklärte es, daß es nur eine kleine Truppenzahl dazu verwenden könnte. Während es die Preußen und Russen vernichten ließ, verwendete es seine Kräfte zu rein englischen Operationen; es befahl dem Admiral Duckworth, einen Handstreich gegen Aegypten zu versuchen, griff Buenos

Ayres an und dehnte maßlos seine Herrschaft in Indien aus.

Die Majorität des Parlaments, die in der großartigen und kräftigen Politik Pitts gebildet war, konnte das engherzige System der Lords Granville und Howick nicht annehmen. Sie hatten ihr Vertrauen verloren und sie suchte nur einen Vorwand, um sie zu stürzen. Bei der Bill, nach welcher jedem englischen Unterthanen, der in den Land- und Seetruppen dienen wollte, der Religionseid erlassen werden sollte, gab sie ihre Abneigung zu erkennen. Sie machte diese Bill zu einer Cabinetsfrage und stimmte in Masse gegen die Minister. Nach einer solchen Kundgebung wagten es diese nicht dem Parlamente die Spitze zu bieten und nahmen alle ihre Entlassung. Den Whigs folgte eine Tory-Verwaltung, welche aus den Freunden und eifrigen Schülern Pitts bestand. Perceval, Castlereagh und Canning waren die hervorragendsten Persönlichkeiten darunter.

Das neue Ministerium betrachtete seine Pflichten gegen das Festland in ganz anderer Weise als die Lords Granville und Howick. Es nahm die Schweden und Rußland gemachten Versprechungen einer Mitwirkung ernstlich und betrieb mit außerordentlichem Eifer die Vorbereitungen zu der nach Deutschland bestimmten Expedition. In Folge einer Uebereinkunft, die es am 17. Juni mit dem Könige von Schweden schloß, verpflichtete es sich, sogleich eine Armee von 20,000 Mann, die sich mit den schwedischen Truppen vereinigen sollten, auf die Insel Rügen zu schicken. Aber es war zu spät als diese Unterhandlung erfolgte; die Franzosen hatten die Schlacht von Friedland gewonnen. Nichtsdestoweniger wurden 10,000 Anglo-Hannoveraner unter Lord Cathcart sofort nach Schwedisch-Pommern gesandt.

6*

Der Kaiser Alexander glaubte reichlich die Ehrenschuld abgetragen zu haben, welche ihn an Preußen band. Er hatte, um dasselbe zu retten, das Blut seiner tapfersten Soldaten geopfert und den Ruhm seiner Armee wie die Sicherheit seines Reiches gefährdet. Alle seine Bemühungen waren vergeblich gewesen und die Schuld lag nicht an ihm. Es war nun der Zeitpunkt gekommen, seinen Völkern die Wohlthat des Friedens wieder zu geben. Preußen freilich mußte das Opfer sein und er beklagte es herzlich, aber selbst unsere edelsten Plane stehen unter den Bestimmungen der Vorsehung. Der Kaiser Alexander beugte sich vor seinem glücklichen Nebenbuhler. Am 18. Juni erschien der Fürst Labanow-Rostowski in seinem Auftrage bei unsern Vorposten und trug auf den Abschluß eines Waffenstillstandes an, in welchem Unterhandlungen über den Frieden gepflogen werden sollten.

Napoleon hatte zu bestimmen, welchen Gebrauch er von seinem letzten Siege machen wollte. Sollte er die Waffen niederlegen oder auf der Bahn des Sieges weitergehen? Eine unermeßlich bedeutungsvolle Frage, welche die ganze Zukunft der Welt in sich schloß.

Der Gedanke, einen europäischen Congreß zu eröffnen, alle kriegführenden Mächte zu demselben zu berufen und da die Bedingungen eines allgemeinen Friedens zu verhandeln, war definitiv aufgegeben. Wir hätten unfehlbar die Stellung, welche uns die Schlacht von Friedland gegeben, in endlosen Unterhandlungen gefährdet. Oesterreich hätte vielleicht, gedrängt durch die Vorstellungen seiner Verbündeten, das Gewicht seiner 200,000 Mann endlich in die Wagschale geworfen. Rußland und Preußen, jetzt durch die Niederlage gedemüthiget, hätten wieder Muth gefaßt, England der Expedition, welche es in seinen Häfen

vorbereitete, eine furchtbare Entwickelung gegeben, unsere Feinde alle hätten die Fasces des allgemeinen Bundes nochmals vereiniget und nach einigen Monaten würden wir den Krieg unter schlimmern Bedingungen als vor dem preußischen Feldzuge von Neuem haben beginnen müssen.

Nach den wiederholten Weigerungen Friedrich Wilhelms, einzeln mit ihm zu verhandeln, hatte Napoleon nur eine doppelte Wahl: er mußte Polen wiederherstellen oder sich mit Rußland verständigen.

Wir waren endlich durch langes Kämpfen und Siegen bis in das Herz Polens gelangt. Diese unglückliche Nation hatte uns mit offenen Armen als Befreier empfangen und begrüßt. Lithauen, Volhynien und die Ukraine zitterten vor Ungeduld und warteten nur auf das Erscheinen unserer Fahne, um sich zu erheben. Die Schlacht von Friedland öffnete unsern siegreichen Colonnen den Weg nach Wilna. Napoleon brauchte, wie es schien, nur vorzurücken, um das Vaterland Sobieski's zu neuem Leben zu erwecken. Europa würde diesen edeln Plan mit Begeisterung begrüßt haben, alle Völker würden von Bewunderung bei dem Anblicke des großen Frankreichs und seines Kaisers ergriffen worden sein, welche ihre Macht und ihr Genie aufboten, nicht um Eroberungen zu machen, sondern um das Verbrechen Katharina's II. zu rächen.

Die Kühnheit Napoleons wich vor den Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens zurück. Diese Schwierigkeiten waren unermeßlich groß. Er hätte sich zu einem endlosen Kriege verurtheilen müssen. Erhob sich Polen wieder stark und mächtig, so verlor Rußland die Frucht von hundertjährigen Anstrengungen und Kämpfen; es hörte auf dem civilisirten Europa anzugehören und es blieben ihm nur die Geschicke einer asiatischen Macht. Ehe es sich in einen

solchen Fall fügte, hätte es gewiß, das mußte man erwarten, bis zur gänzlichen Erschöpfung seiner Kräfte gekämpft. Napoleon scheute sich sein Vaterland in einen so schrecklichen und so langwierigen Krieg hineinzuziehen. Er durfte nicht hoffen, daß Oesterreich lange gleichgiltig zusehen würde. Vielleicht wagte es in der nächsten Zeit noch nicht sich zu erklären, aber bald mußte es durch den unwiderstehlichen Verlauf der Dinge von Neuem auf die Schlachtfelder geführt werden. Waren einmal Lithauen und Volhynien genommen, so verbreitete sich der Aufstand sicherlich schnell über Galizien und der Hof von Wien war nicht mehr Herr seiner Entschlüsse.

Der Krieg endlich, der 400 Stunden von unsern Grenzen unter einem schrecklichen Klima geführt wurde, begann, wie bereits erwähnt, auch den festesten Muth zu ermüden. Der französische Soldat, der auf dem Schlachtfelde Feuer und Flamme ist, liebt die Siege nicht, die er durch Geduld und Anstrengungen erkaufen muß. Die Gefahr erschreckt ihn weniger als die Entbehrung; er bedarf rascher glänzender Siege, die ihn elektrisiren und seinen Eifer aufrecht erhalten. In der dreimonatlichen Unthätigkeit nach der Metzelei von Eylau hatte die Armee ihrem Widerwillen und ihrer Ermattung in dumpfem Murren Luft gemacht. Wenn sie nach der Schlacht von Friedland in die Ebenen Lithauens hätte vorrücken und alle Tage, fern von der Heimath, von der sie das feindlich gesinnte Deutschland trennte, kämpfen sollen, wer weiß ob ihre Festigkeit so starken Prüfungen widerstanden hätte.

Der Kaiser sah also für diesen Augenblick von der Wiederherstellung Polens als einer zu gefährlichen Unternehmung ab und es blieb ihm nichts Anderes übrig, als sich Rußland zu nähern.

Aber hier bot sich eine neue Frage dar. Welche Art Uebereinkunft sollte er mit dieser Macht treffen? Sollte es blos einfacher Friede sein oder ein Bündniß?

Der Friede ohne Bündniß beendigte nichts. Er ließ alle großen Kronen in dem Zustande des Mißtrauens und der Besorgniß, der sie so oft schon gegen uns verbündet und bewaffnet hatte. Der unter solchen Bedingungen abgeschlossene Friede mußte denselben Character der Unbeständigkeit haben, welchen alle frühern Verträge gehabt hatten. Es wäre eigentlich kein wirklicher Friede gewesen, sondern wie die von Campo Formio, Luneville, Amiens und Preßburg, ein einfacher Waffenstillstand, eine Ruhe von einigen Jahren, die unumgänglich geworden, um den besiegten Mächten Zeit und Mittel zu geben, ihre Wunden vernarben zu lassen, ihre Armeen neu zu organisiren und sie in den Stand zu setzen, den Kampf neu zu beginnen. Das wollte der Kaiser nicht. Seine schönsten Triumphe waren bisher unfruchtbar gewesen, weil es ihm nicht gelungen war, das moralische Band zu lösen, welches die nordischen Monarchien vereinigte. Und gerade dieses Band wollte er zerreißen; er wollte ein großes Bündniß aufstellen, das gleichzeitig jede Feindseligkeit zurückhielt und ihm beistand, England zu bändigen und zu nöthigen, um den Frieden zu bitten.

Die Engländer hatten längst schon jede Handelsmarine Europa's vernichtet und sich das ausschließliche Recht angemaßt, allen Völkern die Colonialwaaren zu verkaufen, die sie nicht mehr entbehren konnten. Es war eine Schande für Frankreich und dessen Verbündete, diese Producte aus den Händen ihrer erbittertsten Feinde empfangen zu müssen. Vergebens hatte sich Napoleon an die Nordamerikaner gewendet, um sie zu bestimmen, ihrer Neutralität Achtung zu

verschaffen und sich des Monopols des Colonialwaarenhandels in Europa zu bemächtigen. Die gewaltthätige Politik Englands und die Habsucht der amerikanischen Kaufleute hatten alle seine Pläne vereitelt. Ein Geheimrathsbefehl vom 5. Septbr. 1805 hatte das Anhalten jedes amerikanischen Schiffes gefordert, das Waaren führte, welche kein Erzeugniß der Vereinigten Staaten waren. Bald ging England sogar noch weiter. Es erklärte durch seinen berühmten Geheimrathsbefehl vom 16. Mai 1806 die ganze Küste von der Elbe bis Brest in Blockadestand und jedes neutrale Schiff, das nach einem Hafen an dieser Küstenlinie bestimmt war, für gute Prise. Nie hatte es gewagt, den Mißbrauch der fictiven Blockade so weit zu treiben. Es begnügte sich nicht, durch seine gewaltthätigen Maßregeln den Handel der Amerikaner zu lähmen; es überhäufte auch die Flagge derselben mit Schimpf und Beleidigungen. Es überfiel, wie vor dem Frieden von Amiens, die Schiffe derselben, nahm sie auf offenem Meere weg oder verbrannte sie auf den kleinsten Verdacht hin, daß sie aus einer feindlichen Colonie kämen oder nach einem feindlichen Hafen segelten.

Die durch diese Beleidigungen auf's Aeußerste gebrachte amerikanische Regierung war geneigt, muthige Entschlüsse zu fassen. Sie legte eine Bill vor, nach welcher nicht nur Jeder mit dem Tode bestraft werden sollte, welcher überführt würde, einen amerikanischen Matrosen gepreßt zu haben, sondern die auch alle Seeleute der Union ermächtigte, die Personen zu tödten, welche sie am Bord ihrer Schiffe pressen wollten. Leider wußten die amerikanischen Kaufleute sich nicht zu der Höhe der Gedanken ihrer Regierung zu erheben. Die meisten zeigten sich schwach und feig vor der Tyrannei Englands. Sie fügten sich in

alle Forderungen, schändeten ihre Flagge, machten sich zu Schmugglern und sicherten ihm das Monopol des Seehandels. Colonialwaaren, Fabrikate und Alles ging von ihm, wie von einem unermeßlichen Strome aus und fand auf tausend Canälen den Weg auf die Märkte des Festlandes. Da, wo die englische Flagge geächtet war, erschienen die Producte unter der amerikanischen, denn die Blockade galt nicht für diese Neutralen, welche für die Rechnung Englands schifften. In dieser Weise entzog es Europa unermeßliche Reichthümer, die es ihm unter der Gestalt von Subsidien zurückgab, um unsere Feinde zu bewaffnen und zu bezahlen. So war der Krieg, welcher das Festland verödete, die Freude und die Ursache der Größe Englands. Die Schlacht von Trafalgar hatte seiner Macht die Krone aufgesetzt, ihm die unbeschränkte Herrschaft auf dem Meere gegeben und seinen Feinden die einzigen Mittel genommen, durch welche sie England hätten direct angreifen können. Die Allmacht Napoleons endete an den Küsten des Ozeans. Ihm gehörte die Hälfte des Continents, den Engländern aber gehörte das Meer und mit dem Meere der Welthandel.

Da erdachte das Genie Napoleons den wunderbaren Plan, welcher den Zweck hatte, mit einem Male alle Bande der Industrie, des Handels und der Politik, welche die britische Macht an das Festland fesselten, durchzuschneiden und aufzulösen.

England hatte den Colonialwaarenhandel in Europa monopolisirt und in diesem Monopol, der Quelle seiner Reichthümer, wollte es Napoleon angreifen. Alle Völker des Continents waren England zinspflichtig geworden, alle Neutralen trieben für dasselbe Schmuggelhandel. So sollte das ganze Festland ihm verschlossen und die Neutralen, die

ihre Flagge schändeten, sollten gleich ihm behandelt werden. So war es in die Acht Europa's erklärt, von allen Märkten ausgeschlossen, mit seinen Producten auf die eigene Insel angewiesen und mußte gezwungen werden, an Ueberfüllung unterzugehen oder sich als besiegt zu erklären.

Unter dem Einflusse dieses großartigen Gedankens erließ er in Berlin sein berühmtes Decret vom 12. November 1806. Dieses Decret enthält im Keime das ganze Continentalsystem.

Die britischen Inseln wurden in Blockadestand erklärt und aller Handel und alle Correspondenz mit denselben förmlich verboten. (Art. I. und II.)

Alle Magazine, alle Waaren, alles Eigenthum im Besitze von Personen englischer Herkunft wurde für gute Prise erklärt. (Art. IV. und V.)

Die Häfen Frankreichs und die seiner Verbündeten wurden jedem Schiffe verschlossen, das direct von England kam oder seit Erlaß des Decrets daselbst gewesen. (Art. VII.)

Jedes Schiff, das durch falsche Declaration der erwähnten Bestimmung zuwider handelte, sollte nebst der Ladung mit Beschlag belegt werden, so gut als wäre es englisches Eigenthum.

Als der Kaiser dieses Decret erließ, dachte er noch nicht daran, die Anwendung desselben auf das ganze Festland auszudehnen. So groß auch damals seine Macht war, sie reichte nicht hin, in allen Häfen, auf allen Märkten Europa's Gesetze vorschreiben zu können. Er bedurfte nothwendig der Unterstützung, der aufrichtigen und energischen Mitwirkung einer großen Continentalmacht. Eine einzige konnte allen Erfordernissen eines solchen Bündnisses entsprechen, Rußland. Dieses Reich war einer der reichsten

Märkte, welche die englische Industrie ausbeutete. Wenn dieser Markt unsern Feinden geschlossen wurde, so erlitt ihr Glück sofort einen sehr empfindlichen Schlag. Dann hielten wir durch Rußland Wien und Berlin im Schach; wir beherrschten Schweden und Dänemark und sicherten uns unsere Suprematie über den ganzen Süden Europa's. Da Mecklenburg, die Hansestädte, Hannover, Holland, Italien und Spanien unserm Einflusse bereits unterworfen waren, so mußte das unfehlbare, unmittelbare Resultat eines redlich geschlossenen und ausgeführten Bündnisses der Kaiser von Frankreich und Rußland die plötzliche und unbedingte Ausschließung der Waaren Englands von allen Märkten und Häfen des Festlandes sein.

Das war die glänzende Seite dieses kühnen und fruchtbaren Planes, aber er hatte auch eine andere, sehr verschiedene.

Bei der Lage, in welche das Unglück von Friedland den Kaiser von Rußland gebracht hatte, mußte er den Frieden wünschen, aber nichts nöthigte ihn, sich ein Bündniß Frankreichs auflegen zu lassen. Ein Bündniß kann dem Souverain eines so mächtigen Reiches selbst nicht nach einer Schlacht von Friedland auferlegt werden. Es wird angetragen; er nimmt es an oder schlägt es aus; sein Entschluß, wie er auch denken mag, ist immer eine Handlung seines freien Willens. Wenn also Frankreich die Mitwirkung der Macht dieses Monarchen gegen England erlangen wollte, mußte es sich entschließen, dieselbe zu bezahlen und selbst theuer zu bezahlen. Den Preis, den Alexander verlangen würde, konnte man errathen.

Seit einem Jahrhunderte verfolgte die russische Politik drei große Zwecke. Der erste war: in das Herz des civilisirten Europa einzudringen und die Schranken niederzu-

werfen, die es davon trennten; der zweite: seine Herrschaft über das schwarze Meer und bis auf den Bosporus auszudehnen und der dritte: von seiner Hauptstadt die Nähe Schwedens zu entfernen und dies über den bothnischen Meerbusen zurückzudrängen. Der erste dieser Zwecke war erreicht. Das Hinderniß, welches Rußland von Deutschland trennte, war gestürzt, Polen bestand nicht mehr. Es blieben also die beiden andern zu erreichen. Offenbar verlangte der Kaiser Alexander für seine Mitwirkung gegen die Engländer von dem Kaiser Napoleon, daß er ihm eventuell die Interessen Schwedens und der Türkei opfere.

Schweden gegenüber waren wir frei; es hatte sich im Interesse seines Handels und wegen seiner geographischen Lage, die es von Seiten der englischen Schiffe und der russischen Heere verwundbar machte, für immer der Sphäre unseres Einflusses entzogen. Gleichgiltigkeit und Verachtung waren an die Stelle der Vertraulichkeit getreten, welche uns sonst mit dieser Krone verband. Napoleon konnte sie ohne Unredlichkeit den Händen Rußlands überliefern. Die Schmach traf nicht ihn, sondern den Souverain, welcher eventuell die Hinterlassenschaft seines Verbündeten annahm.

Nicht so war es mit der Türkei. Sie war in diesem Augenblicke allen Gefahren eines ungleichen Kampfes mit Rußland ausgesetzt und zwar durch Napoleon, der sie durch seine Aufreizungen und Drohungen dahin gebracht und für sich selbst unberechenbare Vortheile davon gezogen hatte. Hatte er nicht dem von ihm entzündeten Kriege seine größten Erfolge in dem polnischen Feldzuge zu verdanken? Sollte er nun die Türken, zum Lohne für die blinde Hingebung, die sie ihm bewiesen hatten, der Habsucht einer Macht opfern, die noch gestern der gemeinsame Feind war? Machte er sich dadurch nicht des unredlichsten und schwär-

zesten Undanks schuldig? Und doch ist es nur zu wahr, daß er sie geopfert hat. In moralischer Hinsicht ist dieses Vergehen gewiß sehr groß und ein Flecken, ein unvertilgbarer, an seinem glänzenden Andenken. Aber die Ereignisse rissen ihn in ihrem ungestümen und unwiderstehlichen Laufe mit fort. Sie machten ihm das Bündniß mit Rußland zu einer Nothwendigkeit und zwangen ihn, dasselbe mit allen Folgen anzunehmen.

Und dann (dies ist seine beste und in Wahrheit seine einzige Entschuldigung) hatte auch eine in ihrem Wirken ebenso barbarische als in ihren Mitteln grausame Revolution den Fürsten, mit welchem er vertrauensvolle und freundschaftliche Verhältnisse angeknüpft, den Sultan Selim, von dem Throne gestürzt und statt desselben Mustapha zum Sultan erhoben.

Selim ist der erste ottomanische Souverain, welcher die militärischen Einrichtungen Europa's in seinem Reiche einzuführen und an die Stelle der undisciplinirten Schaaren der Janitscharen regelmäßige Truppen zu setzen wagte. Im Jahre 1806 hatte er bereits ein Corps von 30,000 Mann organisirt. Diese Reformversuche zogen ihm aber den Haß der Janitscharen und Ulemas zu und er hatte somit die beiden werkthätigen Kräfte des Reiches gegen sich, die Truppen und die Erklärer des Gesetzes. Sie vereinigten sich gegen seine Gewalt und schon im August 1806 brach ein erster Aufstand aus. Die Aufrührer verließen die Hauptstadt, warfen sich in den Balkan, riefen die Janitscharen Rumeliens und Bulgariens auf und griffen in Adrianopel die regelmäßigen Truppen an, schlugen dieselben in die Flucht und rückten dann, trunken von Stolz und Rachsucht, gegen Constantinopel.

Selim, dem der Verlust des Thrones und Lebens dro-

hete, gab für den Augenblick dem Geschrei seiner Feinde nach, entließ seine Minister und vertagte alle seine Entwürfe. Um diese Zeit etwa brach der Krieg zwischen Rußland und der Türkei aus. Dieses wichtige Ereigniß und der Angriff des Admirals Duckworth unterbrachen auf einige Monate die innern Zwistigkeiten. Selim redete sich ein, daß der Haß der Janitscharen erloschen sei und nahm mit Eifer das Reformwerk wieder auf. Aber sie achteten auf seine geringfügigsten Bewegungen und waren entschlossen, lieber Alles zu wagen als sich unterdrücken zu lassen. Ein Befehl des Sultans, das Yamackcorps den regelmäßigen Truppen einzuverleiben, wurde das Signal zu einem schrecklichen Aufstande. Alle Janitscharen griffen zu den Waffen und der Erste der Ulemas, der Mufti selbst, leitete die Ausführung des Complots. Die regulären Truppen waren nicht zahlreich genug, um der Masse der aufrührerischen Janitscharen widerstehen zu können; sie kämpften aber wenigstens wie muthige Männer und fielen fast alle mit den Waffen in der Hand. Constantinopel war nun einer entfesselten Miliz anheimgefallen, welche ihren Sieg durch gräßliche Ausschweifungen befleckte. Noch naß von dem Blute ihrer Feinde, wendete sie sich nach dem Palaste und verlangte mit gewaltigem Geschrei den Tod der Räthe des Sultans. Selim weigerte sich Anfangs, diese Forderung zu gewähren, aber die Flut der Aufrührer wuchs von Stunde zu Stunde und drohete in seinen Palast einzudringen. Alle seine Umgebungen, seine weinenden Frauen, seine Eunuchen, bestürmten ihn, die Wuth der Empörer dadurch zu stillen, daß er ihnen die Köpfe der Minister hinwerfe. Er gab endlich nach und unterzeichnete den Befehl, welcher die zum Tode verurtheilte, welche kein anderes Verbrechen begangen, als seine Gebote vollzogen hatten. Durch diese feige That

glaubte er seine Feinde entwaffnet zu haben, aber er machte sie nur noch kühner. Sie nahmen sich vor, das Haupt der Reform in seiner eigenen Person zu treffen. Die Ulemas versammelten sich, zogen mit der erheuchelten tiefsten Ehrfurcht vor dem religiösen Gesetze den Koran zu Rathe und lasen darin, daß ein Fürst, der sieben Jahre regiert habe, ohne daß ihm der Himmel Nachkommen gegeben, des Thrones unwürdig, daß ein Sultan, unter welchem die Pilgerfahrt nach Mecca unterbrochen worden, ein glaubensschänderischer Mensch sei und daß endlich jede Neuerung für ein unerlaßliches Verbrechen erklärt werde. Der Mufti begab sich in den Palast, erschien vor Selim III. und las ihm den Ausspruch vor, der ihn des Thrones entsetzte; dann kündigte er dem Vetter des unglücklichen Fürsten, Mustapha, dem Sohne des Sultan Abdulhamed, an, daß er vom Volke erwählt worden sei, den Thron einzunehmen und rief ihn zum Kaiser aus. Selim ergab sich in sein Schicksal mit der dem Orientalen eigenen Resignation und zog sich in das Dunkel des Serails zurück, wo ihn bald ein klägliches Ende erwartete.

Die Revolution vom 30. Mai war durch die Ulemas und Janitscharen angezettelt und ausgeführt worden, aber die Anhänger Rußlands und Englands waren ihr nicht fremd geblieben. Sie hatten die Unwissenheit und den Fanatismus der Rädelsführer nur zu wohl zu benutzen gewußt und ihnen gesagt, Selim sei der Freund Napoleons, alle Neuerungen in den Militäreinrichtungen der Türkei gingen von diesem Kaiser aus, der verderbliche Rath desselben habe die Geißel des Krieges über die Türkei gebracht und wenn sie die Partei der Reform vernichteten, würden sie das Joch Frankreichs abschütteln und den Frieden nach Außen wie die Sicherheit und Ruhe im Innern wiederfinden. Durch

diese perfiden Rathschläge hatten sie ihren Eifer entflammt und die Krisis beschleuniget.

Die ersten Handlungen des neuen Sultans verriethen eine vollständige Veränderung in der Politik der Pforte. Alle vertraulichen Mittheilungen zwischen diesem Hofe und dem französischen Gesandten hörten auf. Napoleon hatte Selim ein Corps von 600 Kanonieren zur Verfügung gestellt, welche sich von Illyrien nach Constantinopel begeben sollten. Sultan Mustapha weigerte sich sie anzunehmen und der französische Gesandte mußte Courriere abschicken, um sie zur Umkehr zu veranlassen, wenn sie schon auf dem Marsche sein sollten oder ihre Abreise zu verhindern, wenn sie Illyrien noch nicht verlassen hätten. Der General Sebastiani hatte jede Hoffnung verloren, den Einfluß auf den Divan, den er vor der letzten Revolution ausgeübt hatte, wieder zu erlangen und er schrieb unter dem 1. Juni an den Kaiser: „Der neue Sultan schließt sich sowohl aus „Neigung als aus Religion den alten Gebräuchen an, „welche Selim oft verletzt hatte. Er kann nur Uebelwollen „gegen Ew. Majestät hegen, da er weiß, daß Sie der Freund „Selims waren.“

Als Napoleon diese bedeutungsvollen und traurigen Nachrichten erhielt, hatte er eben die Schlacht von Friedland gewonnen. Er theilte die Ansichten des Generals Sebastiani und glaubte wie sein Gesandter, daß die Pforte ihm für immer verloren sei und der neue, feindselig gegen Frankreich gesinnte Sultan mit seinen Feinden Verträge schließe. Er verabscheute tief eine Regierung, welche nicht die Kraft hatte, gegen eine unwissende und fanatische Miliz und einen ehrgeizigen Priester zu kämpfen. Er hielt die Türkei für einen verlorenen und in Auflösung begriffenen Staat. Kein Vertrag band ihn an die Pforte. Dieser

Hof hatte den unbegreiflichen Fehler begangen, Krieg mit Rußland anzufangen, ohne sich vorher durch einen förmlichen Vertrag mit Frankreich vereiniget zu haben. Im Anfange dieses Jahres hatte er Emir-Effendi zu dem Kaiser gesandt; aber dieser Gesandte war erst zu Ende des Monat Mai im Lager der Franzosen angekommen, als die großen Operationen neu begonnen werden sollten. Es fanden Unterhandlungen statt und der Kaiser hatte Caulaincourt beauftragt, den Gesandten seiner Seits, jenen Vertrag auf folgenden Grundlagen abzuschließen: ein Bündniß, das offensiv und defensiv sein sollte; Vereinigung der beiden Mächte, mit Rußland nicht Frieden zu schließen, ohne einander vorher gehört zu haben; Garantirung der Eroberung der Krimm durch Frankreich, wenn sich die Türken dieser Provinz bemächtigen sollten, wie des Besitzes der Moldau und Wallachei und der Integrität des Gebietes. Am 28. Mai wurde dieser Vorschlag von Caulaincourt dem Gesandten Emir-Effendi vorgelegt, der aber, entweder aus Unkenntniß der Sachlage, oder weil seine Instructionen unzureichend waren, nichts unterzeichnen wollte. Aus allen diesen Gründen glaubte Napoleon die Freiheit zu haben, ganz nach seinem Willen handeln zu können und jeder Verpflichtung gegen einen Souverain entbunden zu sein, welcher das Werkzeug seiner Feinde zu sein schien. Auch nahm er die Hypothese des Verfallens und der Theilung der Türkei unter die Zahl der Elemente der Unterhandlung auf, welche beginnen sollte.

Er empfing mit lebhafter Freude den Friedensantrag, der ihm durch den Fürsten Labanow von Seiten des Kaisers Alexander gemacht wurde. Ein Waffenstillstandsvertrag wurde am 21. Juni unterzeichnet, doch galt er nur den russischen und französischen Armeen. Als Friedrich Wil-

helm Kenntniß davon erhielt, empfand er tiefen Schmerz und er sah ein, daß sein Unglück die Aufopferung seines Verbündeten ermüdet hätte und seine Sache verloren wäre; er demüthigte sich also und schloß ebenfalls am 25. Juni einen Waffenstillstand mit Frankreich ab.

Die beiden Kaiser waren über eine Zusammenkunft übereingekommen und sie fand am 25. auf einem großen Floß statt, das zu diesem Zwecke auf dem Niemen erbaut worden war. Sie verließen gleichzeitig die Ufer des Flusses unter den Augen ihrer überraschten und begeisterten Armeen und umarmten einander. Das erste Wort Alexanders war ein Freundeswort. „Ich hasse die Engländer so „sehr, als Sie dieselben hassen," sagte er zu Napoleon, „und will Sie in Allem unterstützen, was Sie gegen sie „thun." — „In diesem Falle," antwortete der Kaiser der Franzosen, „kann sich Alles ausgleichen lassen und der „Friede ist so gut als geschlossen." Diese erste Zusammenkunft dauerte zwei Stunden. Sie wurde am nächsten Tage auf demselben Flosse wiederholt und diesmal wohnte ihr der König von Preußen bei. Es wurde beschlossen, daß die Hälfte der Stadt Tilsit für neutral erklärt werde und daß die Bevollmächtigten der drei Mächte da zusammenkämen, um die Bedingungen des Friedens zu regeln. Alexander und Friedrich Wilhelm begaben sich dahin und Napoleon machte die Honneurs, als wenn die Stadt zu seinem Reiche gehörte.

Die Unterhandlungen von Tilsit bilden vielleicht die glänzendste Episode in der Geschichte der modernen Diplomatie. Niemals standen einander so große Personen und so große Interessen gegenüber. Die Kaiser von Frankreich und Rußland besprachen persönlich alle Bedingungen des Friedens und des Bündnisses, das sie schließen wollten und

die Bevollmächtigten nahmen nur insofern daran Theil, als sie die Beschlüsse ihrer Souveraine zu Verträgen formulirten.

Napoleon und Alexander waren in jeder Hinsicht würdig, auf diesem neuen Kampfplatze, welcher auf den des Waffenkampfes folgte, sich mit einander zu messen. Alexander besaß Alles, was fesselt und anzieht, ein edeles und schönes Gesicht, große Gewandtheit in der Sprache und im Benehmen, die Würde und die Ungezwungenheit eines auf den Stufen des Thrones geborenen Fürsten und den unwiderstehlichen Reiz, den die Leidenschaft und Gewohnheit zu gefallen einem jungen schönen Souverain geben. Er hatte ferner eine bewundernswürdige Kunst, die größten Angelegenheiten zu behandeln und einen Scharfblick, der um so gefährlicher war, als er unter dem Wesen natürlicher Aufrichtigkeit sich verbarg. Bei Napoleon war die Anmuth gewissermaßen eine Luxuseigenschaft. Er war im Lager gebildet, immer mit den beschwerlichen Arbeiten des Krieges und der Politik beschäftiget, mußte durch die Strenge seiner Haltung diejenigen von sich fern halten, welche sonst seines Gleichen gewesen und nun seine Unterthanen waren und wendete also selten jene sanften fesselnden Formen an, welche die Herzen gewinnen. Im Allgemeinen erregte er mehr Ehrfurcht und Bewunderung als Zuneigung; gleichwohl aber stand er in den wenigen Augenblicken, in denen er gefallen wollte, an Verführungskunst Niemandem nach. Seine bilderreiche lebhafte Redeweise, die Macht und Erhabenheit seiner Gedanken fesselten und rissen mit fort. Der Kaiser Alexander selbst konnte sich dem Einflusse dieses großen Geistes nicht entziehen. Kaum standen die beiden Fürsten einander gegenüber, als sie die lebhafteste Zuneigung für einander zu fassen schienen. Sie

verließen von da an einander kaum; sie hatten eine und dieselbe Tafel, fast ein und dasselbe Zimmer. Alle Augenblicke, welche nicht für die Geschäfte bestimmt waren, widmeten sie den militärischen Festlichkeiten oder dem vertraulichen Beisammensein. Man hätte sie zwei unzertrennliche Freunde nennen können, die von jeher das Geld, die Vergnügungen und die Leiden mit einander getheilt hatten. Die Gesinnungen, welche sie für einander hegten, gingen auch auf ihre Armeen über. Die Avantgarden fraternisirten mit einander; man sah Soldaten und Offiziere ihre Uniformen tauschen und bei lustigen Gelagen den Frieden und die Freundschaft feiern, welche ihre Fürsten vereinigen sollten. Nie folgten so lebendige, versöhnliche und freundschaftliche Gesinnungen auf glühenden Haß und blutigen Kampf.

Der König von Preußen wohnte diesen Zusammenkünften der Kaiser bei, aber nur als lästiger und unglücklicher Zeuge. In seiner Gegenwart legten sie sich die strengste Zurückhaltung auf und immer warteten sie bis er sich entfernt hatte, um ihre geheimsten Gedanken einander mitzutheilen. Napoleon hegte eine unüberwindliche Abneigung gegen jenen Fürsten und ließ sie leider sehen. Die natürliche Schüchternheit Friedrich Wilhelms steigerte sich in dem Gefühl seiner falschen Stellung. Die tiefe Trauer drückte ihn zwischen einem unversöhnlichen Feinde und einem Bundesgenossen, dem er zur Last war, wie er wohl bemerkte; der Ausdruck seines Gesichts, sein Benehmen und sein ganzes Wesen deuteten diese Traurigkeit an. Napoleon hatte Anfangs die Absicht gehabt, ihn von den Conferenzen in Tilsit auszuschließen, aber Alexander drang darauf, daß sein unglücklicher Verbündeter zugelassen werde.

Die Königin kam auch nach Tilsit, traf aber erst am 26. Juni ein, als die Sachen schon weit vorgeschritten

waren. Wäre sie früher angelangt, so würden ihre Thränen, ihre Schönheit, die Bitten des Kaisers Alexander den gereizten Sieger vielleicht besänftiget und in gewissem Grade die in Beziehung auf Preußen gefaßten Entschlüsse geändert haben. Sobald die Ankunft dieser Fürstin gemeldet wurde, machte ihr der Kaiser der Franzosen einen Besuch. Sie empfing ihn mit steifer tragischer Haltung*). „Preu„ßen," sagte sie, „hätte sich über seine Macht getäuscht; „es hätte gewagt, einen Helden zu bekämpfen, sich den „Geschicken Frankreichs zu widersetzen und die glückliche „Freundschaft desselben zu vernachlässigen; dafür sei es „schmerzlich bestraft worden. Der Ruhm des großen Fried„rich und die Erinnerung an ihn hätten seinen Stolz auf„gebläht und es nun in's Verderben gestürzt." Nach diesem pathetischen Eingange wendete sie sich an die Gnade des Kaisers und sie sprach wirklich mit ergreifender Beredtsamkeit. Sie beschwur ihn, seinem Ruhme dadurch die Krone aufzusetzen, daß er sich großmüthig zeige und einen gebeugten und reuigen Feind nicht zur Verzweiflung treibe. Sie berührte mit großer Kunst einige der Punkte, welche zwischen den beiden Kaisern verhandelt worden waren und bestand besonders darauf, daß die Festung Magdeburg nicht zu den Gebieten gehöre, welche Preußen entzogen wurden. Napoleon verlor unter diesen eindringlichen Bitten und Vorstellungen beinahe die Fassung, als der König zum großen Verdrusse der Königin eintrat, welche mit ausdrucks-

---

*) Mémorial de Saint-Hélène, par le comte de Las Cases. IV. p. 257 ff. Wir können nicht besser thun, als der Sache nach die Erzählung zu wiederholen, welche der Gefangene von St. Helena selbst von seiner Unterredung mit der Königin von Preußen gegeben hat.

vollem Blicke diese unzeitige Ankunft tadelte. Er wollte auch sprechen, verdarb aber Alles, was die Königin gut gemacht hatte und der Kaiser sah sich befreit. Noch an diesem Tage sah er die Königin an seiner Tafel und hatte neue Bestürmungen auszuhalten. Er mußte außerordentlich auf sich aufmerksam sein, um keine Verbindlichkeit zu übernehmen und kein zweifelhaftes Wort sich entschlüpfen zu lassen, denn er hatte an dem Kaiser Alexander einen Zeugen, dem zuviel daran lag, bei ihm einen Augenblick der Schwäche zu bemerken, als daß er nicht auf seine unbedeutendsten Worte und Geberden hätte achten sollen. Einen Augenblick vorher, ehe man zur Tafel ging, trat Napoleon zu einer Console, nahm da eine sehr schöne Rose und bot sie der Königin an. Anfangs wollte diese Fürstin die Blume ausschlagen, aber sie besann sich bald eines Bessern und sagte: „ja, Sire, mit Magdeburg," worauf der Kaiser hart antwortete: „aber ich mache Ew. Majestät „darauf aufmerksam, daß ich sie gebe und Sie dieselbe „nur empfangen."

Der Tag war ein beschwerlicher gewesen und es kostete Napoleon Anstrengung, unbeugsam bei den Bitten der schönen Königin zu bleiben. Um der Sache ein Ende zu machen, gab er Befehle, daß Alles sofort geordnet und unterzeichnet werde. Als die Königin am andern Tage davon hörte, zeigte sie wahrhafte Verzweiflung. Weinend sagte sie, Napoleon habe ihr Versprechungen gemacht und sie getäuscht und sie erklärte, ihn nicht wiedersehen zu wollen. Der Kaiser Alexander mußte gewissermaßen gegen sie zeugen und sie bewegen, zum zweiten Male an der Tafel Napoleons zu erscheinen. Gleich nach Beendigung dieses Mahles äußerte sie den Wunsch sich zurückzuziehen und Napoleon führte sie aus dem Zimmer. In der

Mitte der Treppe, wo er stehen blieb, faßte sie seine Hand, drückte sie und sagte in einem Tone, in welchem noch mehr Schmerz als Bitterkeit lag: „ist es möglich, „daß ich das Glück gehabt habe, dem Manne des Jahr„hunderts und der Geschichte so nahe zu stehen und daß „er mir die Möglichkeit und das Vergnügen nicht gewährt, „ihm sagen zu können, daß er mich für das ganze Leben „gefesselt habe?" — „Madame, ich bin sehr zu beklagen," antwortete ihr der Kaiser ernst; „es ist die Wirkung mei„nes bösen Sternes." Weinend warf sie sich in ihren Wagen, fragte nach Duroc, den sie besonders achtete, wiederholte gegen ihn alle ihre Klagen und sagte, indem sie auf Napoleons Wohnung zeigte: „in diesem Hause hat „man mich grausam getäuscht."

Die Verhandlungen zu Tilsit zerfallen in drei verschiedene Theile:

die Friedensverträge zwischen Frankreich, Rußland und Preußen;

der Bundesvertrag zwischen Frankreich und Rußland und endlich

die geheimen Bestimmungen, zu welchen sich die beiden Kaiser vereinigten.

Frankreich war durch den Fürsten von Talleyrand vertreten,

Rußland durch den Fürsten Kurakin und den Fürsten Labanow,

Preußen durch den Feldmarschall Kalkreuth und den Grafen von Golz.

Die erste Frage, die in den Conferenzen zu Tilsit verhandelt wurde, war die preußische. Keine war von größerer Bedeutung; die Lösung keiner andern konnte einen größern Einfluß auf die Geschicke Europa's ausüben, bei

keiner standen einander unversöhnlicherer Haß und heiligere Pflichten der Treue gegenüber. Seit der Schlacht von Jena bis zu der von Friedland war Preußen wirklich der Einsatz des Kriegsspieles gewesen. Napoleon, der nach unbarmherziger Logik handelte und wohl wußte, daß er ihm zu großes Leid zugefügt hatte, als daß es ihm jemals verzeihen könnte, wollte es ganz vernichten. Alexander dagegen konnte aus Politik und nach seiner Ehre in die völlige Vernichtung einer Macht nicht willigen, die ihm als Bollwerk gegen Frankreich diente und die sich nur dadurch in's Verderben gestürzt hatte, daß sie seinem Rathe zu bereitwillig nachgegeben. Die beiden Kaiser mußten ihren ganzen Geist und ihre ganze Beredtsamkeit aufbieten, der eine um das Recht zu erhalten, Preußen seinem Hasse zu opfern, der andere um es vor dem gänzlichen Untergange zu bewahren. Da Napoleon demnach seinen Feind nicht ganz vernichten konnte, so machte er sich wenigstens die Freude, ihn vor der Welt zu demüthigen. Um es kund zu machen, daß Friedrich Wilhelm nicht selbst unterhandelt, daß vielmehr der Kaiser Alexander im Namen desselben gehandelt und von der Gnade des Siegers die Zurückgabe eines Theiles der eroberten Provinzen erlangt habe, verlangte er, daß die Clauseln in Bezug auf Preußen in dem Vertrage aufgenommen würden, der am 7. Juli mit Rußland unterzeichnet wurde. Er that sogar noch mehr; er verlangte, daß der Abschluß dieses Vertrages dem seines Vertrages mit Preußen um zwei Tage vorausgehe.

Preußen verlor alle Gebietstheile, die es vor dem Kriege am linken Elbufer besessen hatte, sowie fast alle polnischen Provinzen, die ihm bei den drei Theilungen zugefallen waren. Als ob es nicht genug sei, daß der Kaiser Alexander Preußen in dem Vertrage, den er mit Frankreich geschlos-

sen, hatte herabwürdigen lassen, machte er sich überdies zum Mitschuldigen der Rache des Siegers von Jena und Friedland; er nahm einen Theil der Besitzungen des unglücklichen Fürsten an, dessen Freund und Verbündeter er kurz vorher gewesen und dessen Leiden er allein veranlaßt hatte. Er verleibte seinem Reiche die Stadt und das Gebiet Bialystock ein.

Die Stadt Danzig erhielt ihre Unabhängigkeit wieder.

Preußen hatte vor dem Kriege 9 Millionen Einwohner; durch den Vertrag von Tilsit verlor es davon vier Millionen und zweimalhunderttausend.

Die Zerstückelung der preußischen Monarchie mußte eine große Lücke in Deutschland hervorbringen und es kam nun darauf an, sie dadurch wieder auszufüllen, daß man von den verfügbar gewordenen Gebietstheilen den vortheilhaftesten Gebrauch machte.

Napoleon entwarf den Plan, zwischen dem Rhein und der Oder einen neuen Staat zu gründen, der zwar durch seine allgemeinen Pflichten mit dem deutschen Reiche verbunden sei, wegen seiner Entstehung aber von Frankreich abhänge und durch das Interesse gemeinsamer Selbsterhaltung mit diesem vereiniget sei. Er wollte dadurch die Verschmelzung der französischen und deutschen Interessen beschleunigen und die Bande fester ziehen, welche den Rheinbund an seine Politik knüpften. Er schuf demnach das Königreich Westphalen und bildete dasselbe aus dem größern Theile der preußischen Provinzen am linken Ufer der Elbe und aus dem Kurfürstenthum Hessen. Auf diesen durch den Sieg improvisirten Thron setzte er den jüngsten seiner Brüder, Hieronymus Bonaparte. (Art. XVIII. und XIX.)

Aus den Provinzen, welche Preußen bei den letzten Theilungen Polens zugefallen waren, machte er einen be-

sondern Staat unter dem Namen des Herzogthums Warschau, gab ihm eine ganz verschiedene und ganz polnische Einrichtung und verband dasselbe mit der Krone Sachsen. (Art. V.)

Durch die Art. XIV., XV., XVII., XVIII. und XIX. erkannte der Kaiser von Rußland die von Napoleon geschaffenen neuen Dynastien an, die Josephs in Neapel, die Ludwigs in Holland und die des Hieronymus in Westphalen. Ebenso erkannte er den Rheinbund an. Der Friedensvertrag sollte für alle Verbündete Frankreichs Giltigkeit haben.

Durch den Art. XVI. trat der Kaiser von Rußland die Herrschaft Jever an der Nordsee zwischen dem Fürstenthume Ostfriesland und dem Herzogthume Oldenburg als vollständiges Eigenthum mit voller Souverainetät ab.

Der Art. XIII. lautete: Se. Majestät der Kaiser Napoleon nimmt die Vermittelung Sr. Majestät des Kaisers aller Reussen zu dem Zwecke an, einen definitiven Friedensvertrag zwischen Frankreich und England zu unterhandeln und abzuschließen in der Voraussetzung, daß diese Vermittelung auch von England einen Monat nach dem Austausche der Ratificationen des gegenwärtigen Vertrages angenommen wird.

Aehnliche Bestimmungen wurden in Bezug auf Rußland und die Türkei festgesetzt. Der Kaiser Alexander nahm die Vermittelung des Kaisers Napoleon bei der Unterhandlung des Friedens mit der ottomanischen Pforte an. Man kam überein, daß, wenn die letztere Macht die Vermittelung Frankreichs angenommen haben würde, die Feindseligkeiten zwischen den Russen und Türken aufhören und sie gleichzeitig die Moldau und Wallachei räumen sollten. (Art. XXI., XXII., XXIII. und XXIV.)

Diese Bestimmungen, sowie die des Art. XIII. wurden, wie wir sehen werden, in dem Bundesvertrage wiederholt und weiter entwickelt.

Der zwischen Frankreich und Preußen abgeschlossene Friedensvertrag wurde am 9. Juli unterzeichnet. Alle Opfer, alle Leiden, jede Schmach, welche Preußen durch den vorhergehenden Vertrag aufgelegt worden waren, wurden in diesem wiederum aufgezählt und es kamen noch neue erschwerende Clauseln hinzu.

So wurde bestimmt, daß durch die preußischen Staaten hindurch eine militärische Communicationsstraße eröffnet werden solle, welche Sachsen mit dem Herzogthume Warschau verbinde. (Art. XVI.)

Bis zum Tage des Austausches des künftigen definitiven Friedensvertrages zwischen Frankreich und England sollten alle Länder unter preußischer Herrschaft der Schifffahrt und dem Handel der Engländer verschlossen bleiben und aller Verkehr zwischen den preußischen Häfen und den britischen Inseln aufhören. (Art. XXVIII.)

In einem besondern und geheimen Artikel versprach Preußen, förmlich England den Krieg zu erklären, wenn die letztere Macht am 1. December 1807 nicht Frieden mit Frankreich geschlossen habe.

Dieser Vertrag, welcher die Interessen der beiden Reiche vereinigen sollte, wurde in Tilsit an demselben Tage wie der Friedensvertrag unterzeichnet.

Die beiden Mächte verpflichteten sich, in jedem europäischen Kriege, den sie unternehmen oder fortführen könnten, zu Lande und zur See, gemeinschaftliche Sache zu machen. Rußland sollte England seine Vermittelung antragen. Wenn England sie nicht annähme oder, wenn es dieselbe angenommen, am 1. November 1807 den Frieden

noch nicht abgeschlossen, den Grundsatz, daß die Flaggen aller Mächte auf dem Meere vollkommen gleich und unabhängig sein müßten, nicht anerkannt, nicht Alles zurückgegeben hätte, was es Frankreich und dessen Verbündeten seit 1805 abgenommen, sollte Rußland ihm im Laufe des Novembers seinen Entschluß mittheilen, mit Frankreich gemeinschaftliche Sache zu machen. (Art. IV.)

Wenn am 1. December desselben Jahres England auf diese russische Mittheilung nicht genügend geantwortet hätte, wollten Frankreich und Rußland die drei Höfe von Stockholm, Kopenhagen und Lissabon auffordern, den Engländern ihre Häfen zu verschließen und ihnen den Krieg zu erklären. (Art. V.) Ohne an Oesterreich eine ähnliche Aufforderung zu richten, wollten sie dasselbe einladen, sich ebenfalls von England zu trennen und ihm seine Häfen zu schließen.

Wenn England die von den Verbündeten gebotenen Bedingungen annähme, sollte ihm Hannover als Entschädigung für die französischen und holländischen Colonien zurückgegeben werden, deren es sich im Laufe des gegenwärtigen Krieges bemächtiget. (Art. VII.)

Der Art. VIII. bildete den Gegensatz der vorhergehenden Artikel. Sowie Rußland seine Vermittelung England anbieten sollte, wollte Frankreich die seinige der ottomanischen Pforte antragen. Wenn in Folge der Revolution, die in Constantinopel vorgekommen war, die Pforte die Vermittelung Frankreichs nicht annähme, oder wenn, nach Annahme derselben, der Friede nicht binnen drei Monaten, vom Beginne der Unterhandlungen an, abgeschlossen wäre, wollte Frankreich gemeinschaftliche Sache mit Rußland gegen die Türkei machen, auch sich mit Rußland verständigen, um alle europäischen Provinzen des ottomanischen

Reiches, die Stadt Constantinopel und die Provinz Rumelien ausgenommen, dem Joche der Türkei zu entziehen.

Dem offenen Vertrage wurden geheime Artikel beigefügt.

Rußland verpflichtete sich, Frankreich den Platz und das Gebiet Cattaro zu übergeben (Art. I.) und willigte ein, daß Frankreich die sieben Inseln mit voller Souverainetät besitze. (Art. II.) Es versprach, Joseph nicht nur als König von Neapel, sondern auch als König von Sicilien anzuerkennen, sobald Ferdinand für diese Insel die Insel Candia und die Balearen erhalten haben würde.

Auch ein Theilungsplan in Bezug auf die europäische Türkei wurde zwischen den beiden Kaisern verabredet. Der Bosporus, der Hellespont, Rumelien und Thrazien sollten unter der Herrschaft der Pforte verbleiben; die Moldau, die Wallachei, ganz Bulgarien bis an das linke Ufer der Maruzza sollten an Rußland fallen, Serbien an Oesterreich, Bosnien dagegen, Albanien, Epirus, der Peloponnes, Attica und Thessalonien an Frankreich. Dieser Theilungsplan sollte indeß nur in dem durch Art. VIII. des Bundesvertrags vorgesehenen Falle, d. h. wenn die Pforte die Vermittelung Frankreichs ablehnte, zur Ausführung gebracht werden. Napoleon theilte ihn dem General Sebastiani mit, der ihn indeß sehr energisch mit guten Gründen bekämpfte.

Auch andere Punkte wurden in Tilsit besprochen, der Fall z. B., daß die Russen Besitz von Finnland nähmen, oder daß Frankreich genöthiget würde, seine Armeen durch Spanien marschiren zu lassen, um Portugal zu unterwerfen und sich Bürgschaften gegen die zweifelhafte Treue Karls IV. zu sichern, oder daß Oesterreich vorziehe zu kämpfen, statt sich den Bestimmungen der beiden Kaiser zu unterwerfen.

Alle diese Dinge sind wahrscheinlich bei den vertraulichen Unterredungen in Tilsit wenigstens besprochen worden.

Endlich kamen Napoleon und Alexander überein, im Verein einen Zug gegen Indien zu unternehmen. Die Zahl der Truppen, die sie für dieses große Unternehmen verwenden, die Punkte, wo sie sich vereinigen, die Straße, der sie folgen und die Vereinbarungen, die sie mit Persien treffen wollten, sollten später verabredet und geordnet werden.

Das Bündniß von Tilsit war die plötzliche und überraschende Enthüllung einer Thatsache, welche alle weitersehende Köpfe zu beschäftigen begann, daß nämlich Rußland früher oder später in dem Bundessysteme Frankreichs den Platz einnehmen werde, den sonst Polen, Schweden und die Türkei eingenommen hatten und daß diese beiden großen Mächte die Welt regieren müßten, sobald sie sich verständigten und vereinigten. Im Jahre 1807 leiteten sie zwei Hauptgedanken, nämlich der: England zu zwingen, Frieden zu schließen und jener: die Kräfte der beiden Kaiserreiche gleichzumachen, so daß das eine seine Besitzungen und seinen Einfluß nicht vergrößern könnte, ohne daß das andere ermächtigt wäre, sich in gleichem Maße zu vergrößern. Man kann sagen, Alexander und Napoleon theilten sich in Europa; dem einen fiel der Norden und Osten, dem andern der Süden und Westen zu.

Niemals war den Menschen ein gleiches Schauspiel gegeben worden, aber selbst diese glänzende Größe blendet uns nicht. Niemals herrschten die Berechnungen der materiellen Kraft fühlbarer über die Grundsätze des Rechts und der Billigkeit vor; niemals sah man menschliche Mächte mit größerer Willkühr über die Geschicke der Völker verfügen und mit entsetzlicherer Rücksichtslosigkeit die gewöhnliche Moral verletzen, welche verbietet, den Freund zu

opfern, der unsere Schwüre empfangen und sich uns hingegeben hat. Unsere Seele empört sich bei dem Anblicke dieser beiden mächtigsten Fürsten der Welt, die vor wenigen Tagen erbitterte Feinde waren, nun Verbündete sind, ihre Vereinigung durch die Undankbarkeit und Unredlichkeit zu befestigen suchen und einander gegenseitig, wie die römischen Triumvirn, die Güter ihrer eigenen Bundesgenossen überlassen, derselben, welche sie früher aus ihrer Ruhe aufgestört und gewaltsam mit auf den Kampfplatz gerissen hatten; — eine neue schreckliche Lehre, welche den Völkern zeigt, zu welchem Preise die Eroberungen und die Größe erlangt werden!

Aus dem Gesichtspunkte der practischen Politik betrachtet, kann das zu Tilsit geschlossene Bündniß streng getadelt werden. Wenn es sich in passenden Grenzen gehalten hätte und im Geiste aufrichtiger Versöhnung entworfen und angewendet worden wäre, würde es eine unermeßliche Wohlthat für Frankreich und für Europa gewesen sein. Es hätte auf lange Jahre die Ruhe des Festlandes gesichert, England entmuthiget und die Völker wie die Regierungen allmälig auf die Bahnen des allgemeinen Friedens gebracht. Aber es war kein Werk des Friedens, im Gegentheil die furchtbarste Kriegsverbindung, die jemals geschlossen worden. Aber gerade diese Größe war ihre Schwäche. Sie konnte nur dann gelingen, wenn alle Seestaaten des Festlandes getreulich, energisch und mit Ausdauer mitwirkten, ihre Häfen und Märkte den englischen Waaren zu verschließen. Der Kaiser Alexander hatte seine Mitwirkung feierlich zugesagt, aber er war nicht der Vasall Napoleons, sondern der Verbündete desselben, ebenso mächtig, in dem Kreise seines Einflusses und seiner Wirksamkeit ebenso unabhängig, wie das Oberhaupt Frankreichs in dem seinigen, vollkom-

men frei gegen seinen Schwur zu handeln, sobald es ihm sein persönliches Gutbefinden, die verletzten Interessen oder die Leidenschaften seines Volkes anriethen. Und sobald Rußland aus dem Continentalsystem heraustrat, mußte das ganze in Tilsit aufgebaute Gebäude zusammenstürzen. Wohin führte dann dieses so theuer erkaufte Bündniß? In höchst gefahrvolle Vereinzelung oder einen neuen Krieg. Die Ereignisse sollten nur zu bald die Nichtigkeit der in Tilsit geschwornen Eide und die Haltlosigkeit des Werkes darthun, das sie hatten weihen sollen.

Uebrigens täuschte sich Napoleon über das Bündniß nicht, das er mit dem Kaiser Alexander geschlossen hatte; Zweifel und Argwohn erfüllten seine Seele und er wußte es recht wohl, daß auf dem neuen Wege, den die beiden Reiche betreten sollten, Alles dunkel, problematisch und gewagt sei. Seine Voraussicht gab alle Möglichkeiten zu, selbst die einer nahen Zerreißung der Bande, die eben geknüpft worden waren und er nahm sich deshalb vor, gegen diese traurige Möglichkeit sich vorzusehen. In dieser Voraussicht schuf er das Herzogthum Warschau. So lange Rußland seinen Verpflichtungen mit gewissenhafter Treue nachkam, blieb das Herzogthum, wie es der Vertrag geschaffen hatte, einfach ein Zubehör des Königreichs Sachsen. Vernachlässigte es aber seine Verpflichtungen, zerriß es das Bündniß, so begann für das polnische Herzogthum ein großes Geschick. Was Napoleon 1807 nicht zu unternehmen gewagt hatte, konnte er oder sein Nachfolger dann ausführen. Die Litthauer, die Volhynier, die Galizier würden sich auf den Ruf ihrer Brüder und unterstützt von den französischen Armeen sämmtlich erheben und an der Wiederherstellung ihres gemeinsamen Vaterlandes arbeiten. Austerlitz, Jena und Friedland hatten vorausgehen müssen,

ehe der Niemen hatte erreicht und der erste Grundstein zu einem neuen Polen hatte gelegt werden können. Auf der einen Seite mußte die Gründung des Herzogthums Warschau in den Herzen aller Polen unbegrenzte Wünsche und Hoffnungen erregen, auf der andern in Rußland Besorgnisse wecken. Es gab nun für dieses Reich keine Ruhe und keine Sicherheit mehr. In der Gegenwart hatte es ungeduldige Völker unter eisernem Joche zu halten, in der Zukunft stand ihm Bürgerkrieg und Krieg mit dem Auslande bevor. Aber Napoleon übereilte sich doch, als er das Herzogthum Warschau schuf. Da er sich auf Rußland stützen mußte, hätte er diese Stellung offen, ohne Nebengedanken, annehmen und mit mehr Sorgsamkeit Alles vermeiden sollen, was in seinem neuen Verbündeten Mißtrauen erregen konnte. Es war wohl ein schöner Gedanke, die polnischen Provinzen in Reserve zu halten, um sie zur Grundlage eines neuen Polen zu machen, wenn der Kaiser Alexander das Bündniß von Tilsit brechen sollte; aber die Klugheit verbot in diesem Augenblicke dem Herzogthume die äußern Zeichen der polnischen Nationalität wiederzugeben; es war besser, dasselbe blos als Provinz Sachsen einzuverleiben, der Welt unsere geheimen Gedanken nicht zu verrathen und die Zeit und das Glück schalten zu lassen. Napoleon handelte, als er so verfuhr, wie er es that, gegen den Geist der Verträge von Tilsit; er ließ dem Kaiser Alexander sehen, daß er den Schwüren desselben nicht traue und legte in den Schooß des Bündnisses einen Keim der Zwietracht, welcher dasselbe unfehlbar auflösen und einen Kampf herbeiführen mußte, der noch schrecklicher und blutiger als der beendigte werden sollte.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Ende der Zusammenkunft zu Tilsit. — Napoleon in Dresden.— Constitution des Herzogthums Warschau. — Rückkehr des Kaisers nach Frankreich. Seine Rede an den gesetzgebenden Körper. — Herr von Champagny ersetzt Herrn von Talleyrand im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. — Rückkehr des Kaisers Alexander nach St. Petersburg. — Haltung dieses Fürsten England gegenüber. — Austausch der ersten Noten. — Energischer Entschluß des englischen Ministeriums. — Sendung einer englischen Flotte in die Ostsee. — Aufforderung an Dänemark. — Schöne Antwort des Kronprinzen. — Angriff und Beschießung Kopenhagens. — Bundesvertrag zwischen Frankreich und Dänemark. — Eindruck des Angriffes auf Kopenhagen in Petersburg. — Bruch zwischen Rußland und England. — Geheimraths-Befehle vom 18. und 26. November 1807. — Decret von Mailand vom 17. December 1807. — Verhalten der Amerikaner. — Sendung des Generals Savary nach St. Petersburg.— Abneigung der höhern russischen Gesellschaft gegen Frankreich. — Ursachen dieser Abneigung. — Treulose Mittheilungen an die ottomanische Pforte. — Antrag der Friedensvermittelung an die Türkei durch den französischen Gesandten. — Ratification der Uebereinkunft von Solobosa durch die Pforte. — Ueberwiegender Einfluß Frankreichs in der Türkei.

Die beiden Kaiser trennten sich am 23. Juli, nachdem sie neunzehn Tage in der herzlichsten vertrautesten Freundschaft

mit einander verbracht hatten. Beim Scheiden gaben sie einander neue Beweise von Achtung und Liebe. Napoleon wollte die russische Armee selbst dem Bunde anschließen, der ihn mit dem Czar vereinigt hatte. Im Augenblicke des Abschiedes war die russische Garde unter den Waffen; er trat zu dem Grenadier, welcher rechts voran im ersten Gliede stand, nahm sein eigenes Kreuz der Ehrenlegion, band es selbst an die Uniform des Soldaten und sagte zu ihm: „gedenke daran, daß dies der Tag ist, an welchem „wir, Dein Herr und ich, Freunde geworden sind.“

Ehe der Kaiser nach Frankreich zurückkehrte, vertheilte er auch seine Armeecorps. Dem Marschall Davoust trug er auf, mit drei Divisionen Infanterie, einer Division Dragoner und zwei Brigaden leichter Cavalerie das Herzogthums Warschau zu besetzen, zu dessen Gouverneur er ihn ernannte. In Preußen, Schlesien, Pommern, Westphalen und allen deutschen Provinzen, welche von der Ost- und Nordsee bespült werden, stellte er die Truppen Bernadotte's, Soult's, Massena's, Ney's, Victors, Mortiers, des Prinzen Hieronymus, Lefebvres und des spanischen Generals La Romana auf. Der Marschall Brune erhielt den Befehl sich bereit zu halten, um gegen die Schweden zu agiren, die noch immer Herren von Stralsund und der Insel Rügen waren und die Feindseligkeiten neu beginnen zu wollen schienen. Alle von dem Rheinbunde gestellten Contingente kehrten in ihre Heimath zurück. Nach Frankreich nahm Napoleon nur die Kaisergarde mit.

Marmont, welcher die illyrischen Inseln besetzt hielt und verwaltete, sollte Besitz von dem Staate Ragusa, so wie von der Stadt und dem Gebiete Cattaro nehmen, welche zu dem Königreich Italien gehörten. Endlich wurde dem König von Neapel aufgetragen, vier tausend Mann aller Waffen

auf die ionischen Inseln zu schicken, sobald dieselben von den Russen geräumt sein würden. Der Kaiser ernannte den General Cäsar Berthier zum Gouverneur der sieben Inseln und derselbe verlegte den Sitz seiner Regierung nach Corfu.

Napoleon kehrte über Königsberg, Posen und Dresden nach Frankreich zurück. Er hatte sich nicht darauf beschränkt, Sachsen von den drückenden Ketten Preußens zu befreien, sondern auch seinen Willen kundgegeben, es zu vergrößern, zu erheben und zu einem bedeutenden Staate, zu einem Bollwerke Deutschlands gegen Rußland zu machen. Der König und das Volk sehnten sich, ihm ihre Dankbarkeit zu bezeigen. Er wurde in Dresden mit Begeisterung empfangen. Am 22. Juli gab der Kaiser der Constitution des Herzogthums Warschau seine Sanction. Sie war nach dem Plane der Constitutionen, die man Frankreich und dem Königreiche Italien gegeben hatte, entworfen und nichts weniger als ein Denkmal politischer Freiheit. Für die Völker aber, welche seit der Vernichtung ihres Vaterlandes Alles auf einmal verloren hatten, ihre Nationalität und die Ausübung ihrer politischen Rechte, war sie eine unermeßliche Wohlthat. Sie weihete die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze und die Erblichkeit der Krone. Sie legte in die Hand des Königs die ganze vollziehende Gewalt und setzte einen Senat und eine Kammer ein, welche die Gesetze berathen und votiren sollten. Die alte Gesetzgebung wurde aufgehoben und durch ein gleichförmiges Gesetzbuch, den Code Napoleon, ersetzt.

Von Dresden bis St. Cloud hielt der Kaiser nicht an und er kam am 27. Juli früh um fünf Uhr in der letztern Residenz an. Die Nachricht davon verbreitete sich alsbald und erfüllte Paris mit freudiger Aufregung. Die ganze

Stadt wurde freiwillig erleuchtet. Am Tage darauf brachten die Behörden dem Souverain ihre Glückwünsche dar. Alle Formeln der Lobpreisung waren längst schon erschöpft und die Schmeichelei wußte nicht mehr, wie sie sich zu der Höhe des Mannes und der Thaten erheben sollte, die sie nochmals zu feiern hatte. „Napoleon,“ sagte der erste Präsident des Appellhofes, Seguier, „steht jenseits der „menschlichen Geschichte; er gehört der Heroenzeit an; er „ragt über die Bewunderung hinaus. Nur die Liebe kann „sich zu ihm emporschwingen.“

Am 16. August eröffnete der Kaiser persönlich die Sitzungen des gesetzgebenden Körpers. Seine Rede faßte die Ereignisse seit der letzten Session und die Lage des Reiches zusammen. Es war das glänzendste Gemälde, welches jemals ein Fürst von der Macht und Größe eines Volkes entworfen hat.

„. . . . . Seit Ihrer letzten Session,“ sagte er, „haben neue Kriege, neue Siege, neue Friedensverträge das Aussehen Europa's verändert.

„Wenn das Haus Brandenburg, das sich zuerst gegen „unsere Unabhängigkeit verschwur, noch herrscht, so ver„dankt es dies der aufrichtigen Freundschaft, welche mir „der mächtige Kaiser des Norden eingeflößt hat.

„Ein französischer Prinz wird die Elbe beherrschen und „die Interessen seiner neuen Unterthanen mit seinen ersten „und heiligsten Pflichten zu vereinigen wissen.

„Das Haus Sachsen hat nach funfzig Jahren die Un„hängigkeit wieder erhalten, die es verloren.

„Die Völker des Herzogthums Warschau und der Stadt „Danzig haben ihre Vertreter und ihre Rechte wieder er„langt.

„Alle Nationen freuen sich gemeinsam, den verderb-

„lichen Einfluß, den England auf das Festland ausübte, „ohne Wiederkehr vernichtet zu sehen.

„Frankreich ist mit den Völkern Deutschlands durch die „Gesetze des Rheinbundes, mit denen Spaniens, Hollands, „der Schweiz und Italiens durch die Gesetze seines Bun- „dessystems vereinigt. Unsere neuen Verbindungen mit „Rußland sind durch die gegenseitige Achtung dieser beiden „großen Nationen befestiget.

„In Allem, was ich gethan, habe ich einzig und allein „das Glück meiner Völker vor Augen gehabt, das mir „theurer ist als mein eigener Ruhm.

„Ich wünsche den Frieden auf dem Meere. Kein Haß „soll jemals auf meine Entschließungen Einfluß haben. „Ich werde keinen gegen ein Volk hegen, das der Spiel- „ball und das Opfer der Parteien ist, welche es zerreißen „und das über die Lage seiner eigenen Angelegenheiten „wie die seiner Nachbarn getäuscht wird.

„Welchen Ausgang aber auch der Seekrieg nach den „Beschlüssen der Vorsehung haben möge, meine Völker „werden in mir immer denselben und ich werde immer „meine Völker meiner würdig finden.

„Franzosen, Euer Verhalten in der letztern Zeit, in „welcher Euer Kaiser über fünfhundert Stunden weit von „Euch entfernt war, hat meine Achtung und die Meinung, „die ich von Euerm Character hegte, noch gesteigert. Ich „fühlte mich stolz, der erste unter Euch zu sein.

„Ihr seid ein gutes und ein großes Volk!“

Es fand eine fortwährende Beziehung zwischen den Entwickelungen der Macht Napoleons nach außen und der Ausdehnung seiner Herrschaft im Innern statt. Fast immer dienten seine Siege über die Armeen Europa’s als Vorspiel

und Entschuldigung für sein Uebergreifen auf das Gebiet der Rechte der großen Staatscorporationen.

Die Constitution vom Jahre VIII hatte, obwohl sie selbst im Anfange nur der entstellte Schatten des repräsentativen Regierungssystems war, eine Rednerbühne beibehalten. Frankreich konnte sich noch für frei halten, wenn es die männlichen Stimmen der Bürger hörte, welche die glänzende Opposition im Tribunat ausmachten. Aber die starre Tugend dieser Corporation führte schnell ihren Sturz herbei. Der Mann, welcher sich sehnte, den Thron wieder aufzurichten und sich darauf zu setzen, konnte die Existenz einer Versammlung nicht dulden, welche ihren Muth darin suchte, die republikanische Institution hartnäckig zu vertheidigen. Ein erster Senatsbeschluß von 1802 beschränkte die Zahl der Tribunen von hundert auf funfzig und versetzte ihren Berathungen einen tödtlichen Streich, indem er dieselben in Sectionen abtheilte. Zwei Jahre später, 1804, vernichtete der erste Consul das Lebensprincip dieser Körperschaft vollends: er nahm ihr alle Befugnisse und übertrug sie dem Senat. Das Tribunat war in diesem Zustande der Verstümmelung nur noch ein Beiwerk, ein nutzloses Rad in der Constitution; aber man fürchtete sich noch vor dem Namen. Nach seiner Rückkehr von Tilsit nahm sich Napoleon vor, auch diesen lästigen Schatten zu entfernen, der ihn an die Stürme und Kämpfe erinnerte, durch welche seine Herrschaft hatte hindurchgehen müssen, ehe sie sich befestigte und bis zur Krone erhob. Ein Senatsbeschluß vom 19. August 1807 hob das Tribunat vollständig auf. Die vorläufige Erörterung der Gesetzentwürfe wurde von den Sectionen des Tribunats auf die Commissionen des gesetzgebenden Körpers übergetragen. Dieser Commissionen gab es drei, eine für die Civil- und Criminalgesetzgebung,

eine für die innere Verwaltung und eine dritte für die Finanzen.

Die Gewalt beschränkte sich in ihrer argwöhnischen Eifersucht nicht darauf, sogar den Namen der einzigen politischen Körperschaft zu entfernen, welche eine kurze Zeit nach dem Schiffbruche aller freien Institutionen sich erhalten hatte; durch denselben Senatsbeschluß vom 19. August setzte sie das Alter, welches erforderlich sein sollte, um in den gesetzgebenden Körper erwählt werden zu können, von 30 auf 40 Jahre. Eine solche Furcht vor jugendlichen Ausschweifungen in einer Versammlung von Stummen und unter der niederhaltenden Einwirkung der kaiserlichen Autorität läßt sich bei einem Manne nicht begreifen, der in seinem sechsundzwanzigsten Jahre das Obercommando über die Armeen der Republik führte und die Welt bereits mit dem Ruhme seines Namens erfüllte. Der Stolz begann sichtbar seinen seltenen Verstand zu stören. In dem Maße, wie er sich in dem Kreise der gekrönten Häupter erhob, entfernte er sich von jener großen Revolution, deren Sohn und Erbe er war und die er doch nicht verleugnen konnte, ohne den Ursprung seiner Macht und das Princip seiner Stärke anzutasten.

Kurze Zeit nach der Rückkehr des Kaisers von Tilsit ging in dem Personal des Ministeriums eine Veränderung vor, welche großes Aufsehen in Frankreich machte. Mehr als einmal war der Name des Herrn von Talleyrand, mit Recht oder Unrecht, in geheimen Intriguen genannt worden, welche Zweifel an seiner Moralität erregen konnten. Das Vertrauen des Kaisers zu seinem Minister hatte darunter gelitten. Gleichwohl mochte er sich von einem geschickten Manne nicht trennen, der ihm große Dienste geleistet hatte und seit acht Jahren alle Staatsgeheimnisse

kannte. Aber Herr von Talleyrand hatte auch bemerkt, daß sein Souverain gegen ihn nicht mehr sei wie sonst. Der Fürst von Neufchatel (Berthier) war zu der Würde eines Viceconnetable erhoben worden. Der Minister beklagte sich darüber und verlangte für sich eine Würde von gleichem Range. Der Kaiser machte ihm bemerklich, daß der Titel, nach dem er Verlangen trage, mit der Stellung unverträglich sei, die er im Ministerrathe einnehme. „Sie „sind an die Geschäfte gewöhnt," sagte er; „Sie können „sie nicht entbehren; bleiben Sie Minister; ich gebe Ihnen „diesen guten Rath." Talleyrand suchte nur einen ehrenhaften Vorwand, um zurückzutreten und blieb dabei. Er wurde durch ein Decret vom 9. August zum Vicegroßwähler ernannt und im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten durch Herrn von Champagny ersetzt.

Es war dies ein Ereigniß, wenn auch kein so bedeutungsvolles, als es seine Anhänger gesagt haben. Napoleon hat geschickte Verwaltungsmänner zur Organisation seiner Regierung, gelehrte Juristen zur Abfassung seiner Gesetzbücher, ebenso hellsehende als unerschrockene Generale und tapfere Soldaten gefunden, den Ruhm seiner Waffen und seine Macht zu unvergleichlicher Höhe zu erheben. Seine schwache Seite war die Diplomatie. Hier fehlte ihm Alles. Er selbst, da er im Lager aufgewachsen war, wie alle Soldaten sich mehr um das Factum, als um das Recht kümmerte, als zu großer Feldherr dastand, als daß ihm das Kriegsspiel nicht mehr hätte gefallen sollen, als es das Interesse des Landes erforderte, besaß weder in dem Geiste noch in dem Handeln die Mäßigung, die Geduld und die feine Gewandtheit, welche die Kunst der Unterhandlungen erfordert. Nie hätte das Haupt einer Regierung es nöthiger gehabt als er, durch einen klugen und geschickten Mi-

nister in der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten sich aufklären und führen zu lassen. Herr von Talleyrand war dieser Mann nicht. Er besaß seltene und vortreffliche Eigenschaften, einen scharfen, schmiegsamen, umfassenden und besonders merkwürdig feinen Geist; Niemand hat die Kunst der Rede in den Unterhandlungen weiter getrieben als er; Niemand verstand es besser durch Anmuth der Form das zu Harte und Rauhe, was so oft in den Befehlen seines Gebieters lag, zu mildern und durch weise Langsamkeit das zu Stürmische zu mäßigen. Er hatte das Zarte, Feine, Vornehme jenes französischen Adels bewahrt, welcher sonst an allen Höfen Europa's den Ton angab. Auch war Herr von Talleyrand bei der Arbeit der socialen Umbildung, welche die ersten Jahre des Consulats ausfüllte und bei der allgemeinen Rückkehr zu der eleganten und artigen Lebensweise ein Berather und Muster für Alle. Da er mit der Revolution durch die Pfänder, die er ihr gegeben hatte und mit dem alten Herkommen durch seine Geburt und seine Neigungen zusammenhing, so kam ihm an dem Consularhofe Niemand in der Kunst gleich, die Meinungen und Menschen einander zu nähern.

Um aber tiefgreifend auf Napoleon zu wirken, um nach der Ehre streben zu können, der Rath und Führer desselben in den unentwirrbaren Verlegenheiten unserer auswärtigen Politik zu sein, hätte er mit dem vorherrschenden Einflusse eines großen Geistes auch den eines großen Charakters verbinden müssen. Talleyrand besaß aber weder das schaffende, fruchtbare Genie, noch die Festigkeit der Grundsätze, noch das warme aufopfernde Herz, welches eine solche Rolle erforderte. Sein mehr feiner als tiefer Geist wurde vorzugsweise durch die Außenseite der Ereignisse angezogen. Während er die Menschen individuell geschickt zu handhaben

wußte, blieb er jedesmal hinter der Aufgabe zurück, wenn er sie in Masse beurtheilen sollte. Den Fragen der politischen und socialen Organisation war er nicht gewachsen. Er war oberflächlich, weil er keine Ueberzeugung hatte und sein Scepticismus, der so viele Nachahmer fand, war nichts als Unfruchtbarkeit und Ohnmacht. Seine Gleichgiltigkeit kam seiner Trägheit gleich; er besaß ein dürres, kaltes Herz und war eben so wenig der Liebe als des Hasses fähig. Er hat in dieser Welt nur zweierlei stark geliebt, das Ansehen und das Wohlsein, welche das Geld und die Macht geben. Er diente allen Regierungen, die während seines langen Lebens auf einander folgten, widmete sich aber keiner ernstlich und das Maß ihrer Stärke war immer auch das Maß seiner Treue. Er diente Napoleon nach der Art subalterner Ehrgeiziger, mehr als Höfling, denn als wirklicher Staatsmann. Als Minister des Directoriums und des Consulats war er monarchisch und grand seigneur mitten unter den Ruinen seiner Caste geblieben und er trug das Meiste dazu bei, die Hofämter, die Wappen, die Adelsnichtigkeiten, alle jene Dinge wieder zu Ehren zu bringen, von denen Frankreich für immer befreit zu sein geglaubt hatte. In dieser Hinsicht war er der eifrigste Diener der retrograden Politik.

Talleyrand war ein vollendeter Hofmann, ein sehr schlauer Unterhändler, das Ideal eines Gesandten, aber Frankreich wird ihn nicht zu den großen Ministern zählen, die seine Geschichte ehrten. Welchen Fehler hat er verhindert? Welche fruchtbringende, dauernde Idee hat er geltend gemacht? Hat er die geringste Spur von aufrichtigem, muthigem Bestreben hinterlassen, die ehrgeizigen Neigungen seines Gebieters zu beherrschen, die rechtmäßigen Forderungen Frankreichs mit den Rechten der großen Kronen

in Uebereinstimmung zu bringen und in Europa einen regelmäßigen und dauernden Zustand herbeizuführen? Sein Rücktritt hatte nicht den geringsten Einfluß auf die Leitung der kaiserlichen Politik, aber er rief in dem Herzen des gefallenen Ministers bitteres Bedauern hervor, das sich bald in Groll und Haß verwandelte. Herr von Talleyrand hatte in persönlicher Verbindung mit den Häuptern aller Parteien und aller Höfe Europa's gestanden; er hatte alle große Angelegenheiten in seinen Händen gehalten; ein wirklicher Wunderglanz umgab seine Person; der Ruf, den er als Staatsmann genoß, war unermeßlich; man hielt ihn für das leuchtende Licht im kaiserlichen Rathe und als man ihn von den Geschäften zurücktreten sah, war man verwundert und besorgt und fing an an dem Glücke Napoleons zu zweifeln.

Der Kaiser Alexander kam am 20. Juli in seiner Hauptstadt an und machte sich bereit, die ihn durch Art. IV. des Vertrags von Tilsit auferlegte Verpflichtung zu erfüllen. Er zeigte dem Londoner Hofe offiziell an, daß er seinen Zwist mit Frankreich geendet habe und daß Frieden auf dem Festlande herrsche und er bot ihm seine Vermittelung an, um eine Aussöhnung Englands mit Frankreich zu bewirken. Entweder um Zeit zu gewinnen oder weil er wirklich hoffte, man werde in London seinen Antrag günstig aufnehmen, genug er ging in diesen ersten Eröffnungen mit großer Verstellung zu Werke. Er umhüllte die Verpflichtungen, die er in Tilsit übernommen hatte, mit einem undurchdringlichen Schleier und sprach und handelte noch immer als aufrichtiger Freund der Engländer. Gegen Sir Robert Wilson, den er bei dem letzten Feldzug hatte kennen gelernt und der plötzlich in St. Petersburg erschien, äußerte er in den unzweideutigsten Ausdrücken seinen Wunsch

in freundschaftlichen Verhältnissen mit Großbritannien zu bleiben. Dieselbe Erklärung gab er Lord Lewison Gower. Sein Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herr von Budberg, sagte zu diesem Gesandten*), der Kaiser sein Herr sei weit entfernt, sich mit England veruneinigen zu wollen, er halte diese Macht noch immer für seinen besten Verbündeten und Alles, was mit Frankreich abgeschlossen worden, sei das Werk der Nothwendigkeit und nicht von Dauer.

In demselben Augenblicke, als man dem englischen Gesandten diese warmen Versicherungen gab, sagte der Kaiser Alexander zu dem französischen Consul, Herrn von Lesseps**): „endlich haben wir einander kennen gelernt, der Kaiser „Napoleon und ich. Wie kostbar waren mir die Tage, die „ich mit ihm verbrachte! Warum hatte ich ihn nicht frü„her gesehen! Nie werde ich die weisen Rathschläge und „guten Lehren vergessen, die er mir gegeben hat. Wir „sind nun Freunde und werden es immer sein. Ich werde „mein Wort halten, was man auch thun möge; ich bin „dazu entschlossen. Von der Redlichkeit des Kaisers Na„poleon bin ich überzeugt; wer kann uns nun Gesetze vor„schreiben? Ich bin Vermittler zwischen Frankreich und „England. Wenn die letztere Macht unsern Friedenshoff„nungen nicht entspricht, werden wir sie zu zwingen wissen „und ich stehe dafür, daß unsere Vereinigung hinreichen „wird sie zur Vernunft zu bringen. Der Schleier ist zer-

*) Brief des Grafen von Stedingk an den König von Schweden, St. Petersburg, den 24. October 1807. (Mémoires du Feldmaréchal comte de Stedingk, tom. III. p. 370.)

**) Brief des Herrn von Lesseps aus Petersburg vom 19. Aug. 1807. (Im Archiv.)

„rissen, Herr von Lesseps und die Zeit des Irrthums ver„gangen. Man sagt, es sei eine englische Flotte in der „Ostsee erschienen; glaubt man mich dadurch einzuschüch„tern?"

Das englische Cabinet gab auf die Mittheilung Rußlands eine sehr zurückhaltende Antwort, welche weder die Besorgnisse, die es hegte, noch den kühnen Entschluß, den es gefaßt hatte, errathen ließ. Herr Canning schrieb an den russischen Gesandten, Herrn von Alopeus*), er glaube gern, daß der Friede von Tilsit und die Grundlagen, auf denen Frankreich zu unterhandeln bereit sei, einen ehrenhaften und sichern Frieden herbeiführen könnten, „aber Se. „britische Maj. warte mit der lebhaftesten Theilnahme auf „die Mittheilung der in Tilsit unterzeichneten Actenstücke. „Bevor der König diese wichtige Mittheilung erhalten, „sei es ihm unmöglich, eine bestimmtere Antwort auf die „Note des Herrn von Alopeus zu geben."

Die Schlacht von Friedland und die Zusammenkunft der beiden Kaiser hatten in ganz England Bestürzung hervorgebracht. Die Minister waren zu gut unterrichtet und zu gewandt, als daß sie sich durch die Sprache des Kaisers Alexander und des Herrn von Budberg hätten täuschen lassen sollen. Alle Briefe, die sie von Wien, Berlin, Petersburg und Stockholm erhielten, meldeten ihnen, daß die vollständigste Uebereinstimmung und die innigste Freundschaft plötzlich zwischen Alexander und Napoleon eingetreten sei. Welche Verpflichtungen hatte man in Tilsit übernommen? Das vor Allem wollte das englische Ministerium wissen. Schwer ließ sich glauben, daß die beiden Kaiser nur einen einfachen Friedensvertrag unterzeichnet hätten.

---

*) Note des Herrn Canning. London, 5. August 1807.

Alles deutete darauf hin, daß sie ihre Aussöhnung durch ein wirkliches Bündniß besiegelt hätten, durch ein See- und Landbündniß, das letztere gegen die möglichen Feindseligkeiten Preußens und Oesterreichs, das erstere gegen die britische Macht. Die Besorgniß war also allgemein; jeder Bewohner Großbritanniens ahnete, daß ein neuer Zeitabschnitt für sein Vaterland beginne und daß er gegen neue und unermeßliche Gefahren zu kämpfen haben würde. Diese Macht konnte auch wirklich nicht mehr hoffen, auf denselben Grundlagen wie 1801 zu unterhandeln. Damals hatte der erste Consul die Aufopferung keiner der Forderungen verlangt, welche die englische Allmacht zur See bilden; jetzt aber, da Alexander und Napoleon vereint waren, um ihm Gesetze vorzuschreiben, bestand die erste Bedingung, die sie ihm stellen würden, gewiß in dem Aufgeben seiner ausschließlichen Lehren in Schifffahrtssachen; gewiß wollten sie es nöthigen den Grundsatz vollkommner Gleichheit unter allen Flaggen anzuerkennen. Wenn aber England einen solchen Grundsatz anerkannte, erklärte es sich für besiegt, entsagte es zuerst de jure, später de facto seiner Herrschaft auf dem Meere. Wir wollen gerecht gegen unsern großen Feind sein; er zeigte in dieser schrecklichen Krisis eine unvergleichliche Energie. Er wußte wohl, daß er sich in Krieg mit allen europäischen Seemächten einlassen müsse, wenn er sich den Forderungen Frankreichs und Rußlands nicht unterwerfen wolle. Das ganze Festland mußte unter dem unwiderstehlichen Antriebe der beiden Kaiser sich gegen England erheben und ihm seine Häfen verschließen, so daß ihm in Europa kein einziger Verbündeter, kein einziger Hafen zum Schutze seiner Schiffe, kein einziger Markt zur Aufnahme seiner Waaren blieb; aber es zögerte keinen einzigen Tag über den Entschluß, den es

zu fassen habe. Lieber wollte es den Gefahren eines Kampfes mit dem ganzen Festlande entgegentreten, als Bedingungen sich unterwerfen, die mit seiner Herrschaft zur See unverträglich waren. Um sich zu retten, mußte es zu Gewaltthaten greifen; obgleich die vorzugsweise civilisirte Nation, mußte es barbarische Mittel anwenden und überall da Schrecken verbreiten, wohin die Macht seiner Feinde reichte. Aber es konnte unter den Mitteln nicht wählen; sein höchstes Gesetz war die Sicherung seiner Rettung, wie diese das höchste Gesetz aller in Gefahr befindlichen Völker ist.

Frankreich beherrschte in dieser Zeit alle Mächte, die an die Ostsee grenzten. Seine Armeen hielten die Häfen und Seeplätze Preußens besetzt. Bald würden sie auch Schwedisch-Pommern innehaben. Die beiden Kaiser wollten im Norden Europa's die Grundsätze der bewaffneten Neutralität von 1780 wieder aufstellen und so verfahren, wie 1801 der erste Consul und der Kaiser Paul I. gehandelt hatten, nämlich die Höfe von Kopenhagen und Stockholm auffordern sich gegen England zu erklären und ihm die Fahrt durch den Sund untersagen. Auf das erste Zeichen der Abneigung Dänemarks würden die Franzosen das dänische Gebiet besetzen, alle dänischen Schiffe wegnehmen und den Sund selbst bewachen. So würde die Ostsee den Engländern vollständig verschlossen und jeder Markt im Norden, auf dem sie eine ungeheure Menge Colonialwaaren und Fabrikate warfen, ihnen mit einem Schlage entzogen werden. Diese Vermuthungen waren vollständig begründet. Herr von Talleyrand schrieb am 5. August an Herrn Didelot, den französischen Gesandten am dänischen Hofe: „Sie werden „den Grafen von Bernstorff fragen, was sein Hof in dem „Falle zu thun gedenke, daß wenn England sich weigerte, mit

„Frankreich unter verständigen Bedingungen und nach dem „Grundsatze gleichen Schifffahrtsrechtes zu unterhandeln, „die Hauptmächte sich vereinigten, ihm den Krieg zu erklä- „ren und seinen Schiffen alle Häfen des Festlandes zu ver- „schließen. Dänemark würde nicht passiv blei- „ben können und es müßte sich für oder gegen „England entscheiden."

Man konnte sich in London nicht schmeicheln, daß der Hof von Dänemark, wenn er einen Entschluß fassen mußte, sich für die Sache Englands erklären würde. Dänemark war der Staat in der Welt, welcher seit 50 Jahren mit dem größten Muthe die Würde und Unabhängigkeit seiner Flagge vertheidiget hatte. Schon 1801 hatte diese Macht einen ungleichen Kampf geführt und lieber das Wohl der Hauptstadt gefährdet, als feig die Rechte seiner Marine der Tyrannei der Engländer geopfert. Was Dänemark 1801 gethan hatte, würde es sicherlich auch dann thun, wenn es von den Armeen Frankreichs gedrängt würde. Und war einmal Dänemark für die beiden Kaiser gewonnen, so konnte Schweden sich ihnen nicht entziehen; auch dies mußte bald in den Continentalbund hineingerissen werden. Rußland konnte in diesem Augenblicke zwölf hochbordige Kriegsschiffe stellen, Schweden zehn, Dänemark achtzehn, in Allem also vierzig Linienschiffe, ungerechnet eine bedeutende Anzahl von kleinern Fahrzeugen. Napoleon verfügte überdies bereits über alle Seestreitkräfte Frankreichs, Hollands, Spaniens und Italiens. Wenn er alle Marinen des Südens und Nordens in seiner Hand vereinigen konnte, mußte er von Neuem im Stande sein, der Macht Englands auf dem Meere das Gleichgewicht zu halten und dann würde er gewiß mit Leidenschaft die Ausführung seines großen Planes wieder aufnehmen, den er 1805 beinahe verwirk-

lichet hatte, nämlich und diesmal mit fast sicherer Aussicht auf Erfolg in das Gebiet seines Feindes selbst einzufallen versuchen.

Großbritannien hatte also das größte Interesse, die vier Küstenmächte der Ostsee zu hindern sich zu vereinigen und ihm den Sund zu verschließen. Was blieb ihm in dieser Lage zu thun übrig? Nur eines, etwas Gewaltsames und Grausames, das aber für seine Sicherheit unvermeidlich war, nämlich Frankreich und Rußland an Schnelligkeit vorauszukommen, unversehens über Kopenhagen herzufallen und sich der ganzen dänischen Marine zu bemächtigen. Durch diese kühne That versetzte es Dänemark in die Unmöglichkeit ihm zu schaden, zerbrach die furchtbare Waffe, deren Spitze auf das Herz seiner Macht gerichtet war, fesselte Schweden an seine Politik, indem es ihm andeutete, daß es das, was es in Kopenhagen gethan, auch in Stockholm thun könnte, wenn dieser Hof sich von ihm abzuwenden wagte; es erregte Entsetzen und Bestürzung in Petersburg, machte so das Bündniß der nordischen Mächte unmöglich und behielt für seine Schiffe die freie Durchfahrt durch den Sund, wie für seinen Handel die Benutzung der nordischen Märkte. Das waren große Resultate, wohl geeignet eine Macht zu verlocken, die in ihren Plänen eben so kühn, als in der Wahl der Mittel zur Ausführung nicht eben gewissenhaft war.

England hatte in dem eben beendigten Kriege keines der Versprechen gehalten, die es seinen Verbündeten gemacht. Es hatte dieselben nach einander niederwerfen lassen, ohne ihnen Hilfe zu bringen. Gleichwohl würde man Unrecht thun, wenn man es beschuldigen wollte, ohne Voraussicht gehandelt zu haben. Es hätte wenigstens in Hinsicht auf sich selbst für Alles gesorgt, was ihm eine kluge

und feste Politik vorschrieb und sich in den Stand gesetzt, allen möglichen Fällen gewachsen zu sein. Es hatte furchtbare Maßregeln getroffen, eine bedeutende Anzahl Kriegsschiffe von jeder Größe ausgerüstet und sie nach einander in kleinen Abtheilungen in den Monaten April, Mai und Juni in die verschiedenen Häfen der Ostsee gesandt. Außerdem hatte es in Yarmouth eine Armee von 20,000 Mann und auf der Rhede jener Stadt ein Geschwader von zwölf Linienschiffen vereiniget, welche auf das erste Zeichen in See gehen konnten.

Als das englische Ministerium Nachricht von der Zusammenkunft der beiden Kaiser und von der Freundschaft erhielt, die sie mit einander geschlossen hatten, glaubte es, daß der rechte Augenblick gekommen sei, jene große Flotte zu benutzen; es befahl dem Admiral Gambier, welcher das Geschwader auf der Rhede von Yarmouth befehligte, alle am Lande befindlichen Truppen an Bord zu nehmen und sich in den Sund, so wie von da nach Kopenhagen zu begeben.

Das Geschwader ging in den letzten Tagen des Juli unter Segel und kam am 3. August am Eingange des Sundes an. Ehe er an dem Schlosse Kronberg vorüberfuhr, ließ der Admiral Gambier den Commandanten fragen, ob seine Salutschüsse erwiedert werden würden. Nach der bejahenden Antwort des dänischen Offiziers fuhr das Geschwader weiter, durch die Straße hindurch und vereinigte sich bald mit allen andern Kriegsschiffen, welche die Admiralität seit mehreren Monaten in der Ostsee vertheilt hatte. Der Admiral Gambier befand sich an der Spitze einer furchtbaren Flotte, die aus sechsunddreißig Kriegsschiffen, darunter achtzehn Linienschiffe und fünfhundert Transportfahrzeugen bestand. Zehntausend Hannoveraner, welche

England dem Könige von Schweden zu Hilfe geschickt hatte und welche in diesem Augenblicke in Schwedisch-Pommern manövrirten, erhielten Befehl, sich den auf der Flotte befindlichen Truppen anzuschließen. Nach dieser Vereinigung war die Armee 30,000 Mann stark und Lord Cathcart übernahm das Commando.

Die Ankunft des Admirals Gambier und seiner Flotte erregte in ganz Dänemark eben so große Verwunderung als Besorgniß. Alle sprachen angstvoll über den Zweck dieser Expedition. Einige muthmaßten, sie solle dem Könige von Schweden in dem ungleichen Kampfe beistehen, den er hartnäckig noch immer mit Frankreich fortführte. Andere und zwar die meisten waren überzeugt, sie komme nur um Dänemark einzuschüchtern und dasselbe zu nöthigen sich für England zu erklären. Aber auf den Gedanken kam Niemand, daß der Admiral Gambier von seiner Regierung den Auftrag könnte erhalten haben, wie ein Seeräuber die ganze dänische Flotte wegzunehmen. Man war überzeugt, daß, welche Pläne auch die Engländer haben möchten, es noch immer Zeit sein würde, für die Vertheidigung Kopenhagens zu sorgen. Der Kronprinz war in Holstein und zwar mit der Armee. Seine ganze Aufmerksamkeit richtete sich auf Frankreich und Rußland. Da er den Augenblick kommen sah, in welchem er sich für diese beiden Mächte oder für England würde entscheiden müssen, so wollte er im Stande sein, mit den beiden Kaisern über die Bedingungen seiner Unterwerfung zu unterhandeln. Er hatte nicht erwartet, so schnell von dem Meere aus angegriffen zu werden und also auf dieser Seite keine Vorsichtsmaßregeln angewendet. Kopenhagen hatte zufällig nur seine Bürgergarde und sechstausend Mann Garnison. Die Gefahr stieg von Stunde zu Stunde. Bald wurden die englischen Schiffe im großen

Belt signalisirt, welcher die Insel Seeland von dem Festlande trennt und man meldete dem Prinzen, daß sie nach Süden segelten. Es waren wirklich vier Linienschiffe, fünf Fregatten und acht Fahrzeuge von geringerer Größe, welche der Admiral Gambier unter dem Admiral Keath von seiner Flotte detachirt hatte. Während er selbst mit der Hauptmasse seiner Streitkräfte sich nach Kopenhagen begeben wollte, sollte sich der Admiral Keath mit seiner Division zwischen Seeland und das Festland legen und den Kronprinzen und die Armee hindern zur Vertheidigung der Hauptstadt herbeizueilen. Endlich erfuhr der Kronprinz, daß die hannoversche Legion unter dem Lord Cathcart Schwedisch-Pommern räume und sich den Truppen auf der Flotte anschließe. Da zweifelte er nicht mehr, daß die Engländer in Seeland eine Landung unternehmen und sich der Hauptstadt bemächtigen wollten. Er sandte Befehl ab, in der größten Schnelligkeit die Forts, die Küsten und die Bevölkerung zu bewaffnen, aber es war bereits zu spät.

Am 6. August kam ein englischer Bevollmächtigter, Jackson, in Kiel an und was er vorschlug, ist die schimpflichste Beleidigung, die eine Macht in der Trunkenheit ihrer Stärke jemals von einem unabhängigen Staate zu fordern gewagt hat. Er verlangte:

1) daß Dänemark sofort jede Verbindung mit Frankreich abbreche und ein Schutz- und Trutzbündniß mit England eingehe;

2) daß es seine Flotte unter die Befehle der englischen Admiräle stelle.

Wenn der Kronprinz diese Bedingungen verwerfe, würde die auf der Flotte befindliche Armee auf der Insel Seeland landen, Kopenhagen angreifen und dasselbe in Brand stecken.

Der Kronprinz besaß einen festen Geist und ein großes Herz. Jene Bedingungen erfüllten ihn mit Unwillen. Er antwortete*), es gebe in der Geschichte keinen perfidern Angriff, als den, dessen sich die Engländer in diesem Augenblicke schuldig machten und man werde kaum unter den Seeräubern der Barbareskenstaaten ein ähnliches Beispiel finden. Bei dem ersten Worte von Bündniß rief er aus: „Wissen wir denn nicht, was ein Bündniß mit Ihnen ist? „Haben es nicht Ihre eigenen Verbündeten erfahren, denen „Sie ein Jahr lang vergebens Ihre Hilfe versprochen ha- „ben und die Sie opfern ließen?" Jackson machte dem Kronprinzen bemerklich, daß er eine sehr harte Sprache führe. „Herr," entgegnete Se. königliche Hoheit darauf, „wenn man den Muth gehabt hat, eine solche Sendung „zu unternehmen, muß man auch den Muth haben, Alles „zu hören. Was ich Ihnen sage, würde ich Ihrem Herrn „sagen, wenn er da wäre."

Der englische Gesandte hatte Gründe im Rückhalte, die er für unwiderleglich hielt. Er erbot sich, Dänemark für den Verlust seiner Schiffe durch einige Colonien zu entschädigen, welche ihm England abtreten wollte. „Aber, „Herr," entgegnete der Prinz, „wie wollen Sie mich für „die Ehre entschädigen?"

Er eilte, ohne einen Augenblick zu verlieren, von Kiel nach Kopenhagen. Die Fahrt über den großen Belt wäre ihm beinahe verderblich geworden. Die Engländer warteten auf ihn und nur durch eine Art Wunder entging er ihnen. Seine Anwesenheit in der Hauptstadt belebte den Muth Aller wieder, da er aber das Schicksal der unglücklichen Stadt nur zu wohl ahnete, so kehrte er nach Kiel zurück

*) Schreiben Didelots aus Kiel vom 18. August.

und nahm den König, die Minister, alle Chefs der Verwaltung, sowie das diplomatische Corps mit sich. Diese von der Noth gebotenen Maßregeln stürzten die Bevölkerung wieder in Muthlosigkeit. Vergebens traf der Prinz alle militärischen Anstalten, welche die Lage nöthig machte; der Schlag hatte bereits getroffen. Bei dem Anblicke der sie verlassenden Fürsten verzweifelten die Einwohner von Kopenhagen an ihrer Sache und fühlten sich besiegt, ehe sie noch gekämpft hatten.

Am 16. August landete die englische Armee bei dem Dorfe Webeck und bildete sogleich eine Einschließungslinie um Kopenhagen. Die Flotte ihrer Seits näherte sich und blockirte die Stadt von der Seeseite.

Der Kronprinz hatte sich in einer beredten und muthigen Proclamation an die Vaterlandsliebe der Dänen gewendet, die ihr auch in edeler Weise entsprachen. Die Bevölkerung von Seeland stand in Masse auf; Bauern und Bürger eilten der Hauptstadt zu Hilfe, aber schon umgab diese der Feind mit seinen tiefen Linien. Was konnten des Krieges nicht gewohnte, schlecht bewaffnete Haufen von Bürgern ohne militärische Ausbildung, ohne Führer gegen disciplinirte Truppen ausrichten, welche mit einem bedeutenden Material versehen waren? Die Dänen wurden bei allen ihren Angriffen zurückgeschlagen und Kopenhagen blieb der Zerstörungslust der Engländer ausgesetzt. Die Stadt war zwar auf der Seeseite gut befestiget, nicht aber auf der Landseite. Statt der Mauern und Wälle hätte sie zu ihrer Vertheidigung eines Heeres von 30,000 Mann nöthig gehabt, und sie hatte, wie erwähnt, kaum 6000.

Am 2. September eröffneten die Engländer ihr Feuer und warfen einen Hagel von Kugeln und Bomben auf die

unglückliche Stadt. Diese Beschießung dauerte drei Tage und richtete schreckliche Verheerungen an. Der Brand, der überall mit unversöhnlicher Wuth verbreitet wurde, zerstörte eine Menge Häuser und öffentliche Gebäude und kostete 5000 Personen das Leben, die theils von den Kugeln des Feindes getroffen wurden, theils in den Flammen ihrer Häuser den Tod fanden. Kopenhagen hätte der Schmach einer Capitulation nur dann entgehen können, wenn die Bewohner in begeisterter Vaterlandsliebe entschlossen gewesen wären, sich lieber unter den Trümmern ihrer Stadt zu begraben, als sich den Engländern zu ergeben. Das Volk und der Adel thaten auch ihre Pflicht und zeigten einen muthigen Aufschwung; die Bankiers aber, die Kaufleute und Bürger wichen entsetzt vor den Opfern zurück, welcher ein noch länger fortgesetzter Kampf nach sich ziehen mußte. Sie wendeten sich an den General Peymann, welcher die Vertheidigung der Stadt leitete, stellten ihm die Nutzlosigkeit des Widerstandes vor und beschworen ihn, sich zu unterwerfen. Der General gab so dringenden Bitten nach und verlangte am 7. September zu capituliren. Die Engländer antworteten, sie würden die Capitulation nur dann bewilligen, wenn ihnen die Flotte überliefert würde. Der Kronprinz hatte dem General Peymann ausdrücklich befohlen, als er Kopenhagen verlassen, die Flotte lieber zu verbrennen, als sie zu übergeben. Der General, welcher die gänzliche Zerstörung der Hauptstadt herbeizuführen fürchtete, wagte es nicht, jenen Befehl zu vollstrecken und entschloß sich, die Flotte den Engländern zu überliefern. Sie bestand aus achtzehn Linienschiffen, funfzehn Fregatten, sechs Briggs und fünfundzwanzig Kanonierschaluppen.

Der Kronprinz erwartete nicht, daß Kopenhagen so schnell und unter solchen Bedingungen capituliren würde

und äußerste den tiefsten Schmerz, als er die Nachricht erhielt. Er befand sich eben in Kiel, in seinem Palaste, umgeben von seiner Familie. Die Herzogin von Augustenburg, seine Schwester, war bei ihm und tief bewegt. Er ergriff in krampfhafter Bewegung ihren Arm und sagte laut, er sehe sich für einen Soldaten an, der eine Ohrfeige erhalten habe und er würde diesen Schimpf in dem Blute der Engländer abwaschen*). Als er über diesen traurigen Gegenstand mit dem französischen Gesandten, Herrn Didelot, sprach, sagte er: „wie konnte man sich soweit erniedrigen, eine solche Capitulation zu unterzeichnen und „so ganz gegen die Gesetze der Ehre und gegen die Befehle handeln? Ich habe geschworen, Rache an den „Räubern zu nehmen, welche die Hauptstadt zerstört und „die Flotte genommen haben. Lieber will ich sterben, wenn „es sein muß, als die Engländer dieses schmählichen Sieges sich erfreuen lassen."

Die Engländer hatten wegen der Abwesenheit der dänischen Armee auf Seeland leicht landen können, aber es würde ihnen unmöglich gewesen sein, sich da zu halten. Da die Fahrt durch den Belt und den Sund im Winter unterbrochen ist, so würden sie von einem Schwarme von Feinden überfallen worden sein, zuerst von den dänischen Truppen, dann von den Franzosen und endlich von der Bevölkerung Seelands und der Hauptstadt. Sie fühlten auch die Unmöglichkeit, auf der Insel zu bleiben und da sie dieselbe gleichwohl den Dänen nicht zurückgeben wollten, obwohl sie sich durch einen Artikel des Vertrags förmlich dazu verbindlich gemacht hatten, so wollten sie den König

*) Schreiben des Herrn Didelot vom 26. September 1807 aus Kiel.

von Schweden überreden, sie an ihrer Statt zu besetzen. Das hieß sich von einer sehr schweren Last befreien und sie einem Verbündeten aufladen, der sie nicht tragen konnte, wie sie recht wohl wußten. Aber Gustav IV. war klug genug, diesen hinterlistigen Antrag von sich zu weisen. Da hatten die Engländer nichts Besseres zu thun, als sich wieder auf ihre Schiffe zu begeben und von Neuem durch den Sund zu fahren. Unbarmherzig aber blieben sie bis zur letzten Stunde, denn sie zerstörten oder verbrannten alles Material der dänischen Flotte, das sie nicht mitnehmen konnten. Endlich verließen sie diese Insel Seeland, die sie mit Schrecken und Trauer erfüllt hatten und auf der die Erinnerung an ihre Gewaltthätigkeit ewig leben wird, als die an eine der nothwendigsten aber auch grausamsten der modernen Politik.

Da sie nicht auf die völlig niedergedrückte Stimmung der Dänen gerechnet hatten, so wagten sie zwei Unterhändler, Jackson und Mery, an den Kronprinzen zu schicken, um ihm von Neuem ihr Bündniß anzutragen. Jackson erschien in dieser Absicht vor Nieborg, der Prinz verbot aber im Unwillen ausdrücklich, ihn landen zu lassen. Er ließ auf alle englischen Waaren Beschlag legen, alle Engländer in dem Reiche verhaften und sprach die Todesstrafe gegen jeden Dänen aus, der überführt würde, in Verbindung mit den Engländern gestanden zu haben. Da er keine Flotte mehr hatte, so konnte er es nicht versuchen, ihnen die Fahrt durch den Sund streitig zu machen, aber es blieb ihm, was sie ihm nicht hatten nehmen können, die Küste, an welcher das Schloß Kronberg liegt. Er ließ dasselbe mit Kanonen vom schwersten Kaliber besetzen, um im Verhältniß seiner Mittel wenigstens die Schiffe des Feindes zu belästigen. Endlich warf er sich aus Gründen, aus Noth

und hauptsächlich aus Rache Frankreich ganz in die Arme. Es wurde ein Bündnißvertrag am 20. October 1807 in Fontainebleau unterzeichnet, der diese innige Verbindung weihete.

Die Beschießung und die Einnahme von Kopenhagen brachten in Petersburg einen unbeschreiblichen Eindruck hervor. Niemand war darauf vorbereitet. England hatte in den letzten Feldzügen in Preußen und Polen so viel Unentschlossenheit und Furchtsamkeit gezeigt, daß man es nicht für fähig gehalten hatte, einen solchen Schlag auszuführen. Man hatte sich geschmeichelt, England durch die friedfertige Sprache einzuschläfern, die man seinem Gesandten gegenüber führte. Als man erfuhr, wie es Dänemark behandelt hatte, glaubte man, es habe das Geheimniß der Conferenzen von Tilsit erfahren und die Beschießung von Kopenhagen sei der Anfang einer Reihe Operationen gegen alle Mächte, welche im Verdachte ständen, mit Frankreich in gutem Vernehmen zu sein. Man zitterte für die Werfte von Kronstadt; man hielt sich an den Ufern der Newa nicht mehr für sicher; man fuhr eilig Batterien am Eingange des Flusses auf; man versah sie mit Rosten und glühenden Kugeln und der Kaiser selbst besichtigte und betrieb die Arbeiten.

Von einer solchen That, wie die Beschießung von Kopenhagen war, konnte man unmöglich schweigen. „Das „Verfahren der Engländer ist schändlich," sagte der Kaiser Alexander zu Herrn von Lesseps; „es macht das Maß „meiner Mäßigung und Geduld voll. Ich werde mich mit „dem Kaiser Napoleon vereinigen, um sie für ihre Perfi„die zu züchtigen und sie zum Frieden zu zwingen. Nur „eines fürchte ich, meine Flotte zu verlieren." Trotz dieser großen Energie in Worten, hätte Alexander den Bruch

gern noch weiter hinausgeschoben. Er beklagte sich aber in so gemessenen Ausdrücken, daß man erkannte, die Furcht war in ihm noch größer als der Unwille. Herr von Romanzow, den man immer der französischen Sache geneigt gehalten, hatte den Baron von Budberg im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten ersetzt. Er schrieb an Lord Lewison Gower*) bei Gelegenheit des Angriffs gegen Kopenhagen und drückte ihm die tiefe Betrübniß und die Ueberraschung aus, welche Se. kais. Majestät empfunden, als sie erfahren, wie die englische Regierung gegen eine Macht gehandelt habe, welche durch die innigsten Bande mit Rußland vereiniget sei.

Der englische Gesandte beklagte sich seiner Seits statt der Antwort über das hartnäckige Schweigen, welches das russische Cabinet in Bezug auf die geheimen Artikel des Vertrags von Tilsit beobachte. „Kommt es also Rußland „zu, sich zu beklagen,“ sagte er, „da dieser Hof die einzige Erklärung verweigert, welche den von London über „die Absichten und Pläne, die man gegen ihn haben kann, „hätte beruhigen können?“

Uebrigens hatte man sich in St. Petersburg mit Unrecht geängstiget. Die Engländer dachten keineswegs daran, einen Handstreich gegen die Ufer der Newa zu unternehmen. Sie waren vielmehr entschlossen, wenn nicht die äußersten Feindseligkeiten von russischer Seite erfolgten, diese Macht immer mit der größten Schonung zu behandeln, sie weniger als einen ernsten Feind, denn als einen Verbündeten zu betrachten, den sein Unglück auf einige Zeit von ihnen getrennt und der sich früher oder später inniger und hingebender als je an sie anschließen würde.

*) Note vom 11. September.

Uebrigens hatten sie sich durch die Sprache des Kaisers Alexander und des Ministers desselben zwar nicht täuschen lassen, einigermaßen aber doch den Einfluß derselben empfunden. Sie wußten noch nicht, wozu sich Rußland entschließen würde und in ihrer Ungeduld, dies zu erfahren, hatten sie sich vorgenommen, dasselbe zu einer Erklärung zu zwingen. Sie schickten Sir Robert Wilson mit neuen Instructionen für den Gesandten nach Petersburg zurück. Lord Gower erhielt den Befehl, die Vermittelung des russischen Cabinets anzusprechen, damit es den gewaltigen Zorn des Kronprinzen von Dänemark beschwichtige und ihm im Namen Englands eine Entschädigung sowohl für das mitgenommene als zerstörte Material anbiete*). Da-

*) Schreiben des Herrn von Stedingk an den König von Schweden, Petersburg, d. 12. (24.) October 1807: „Der Ritter „Sir Robert Wilson ist am 5. (17.) Abends über Schweden „von London hier angekommen. Die Depeschen, die er mitgebracht hat, schreiben Lord Gower Schritte vor, welche keinen „Erfolg haben werden. Herr Canning, der von dem Grundsatze ausgeht, der Kaiser wolle seine Verbindung mit England „beibehalten und sei nicht im Geringsten gewillt, mit ihm zu „brechen, trägt dem Gesandten auf, das russische Ministerium „aufzufordern, durch seine Vermittelung Dänemark zu besänftigen und diese Macht zu veranlassen, in eine freundschaftliche „Ausgleichung zu willigen, durch welche das britische Cabinet „ihm die Neutralität und Entschädigung für den Verlust der „Flotte und für Alles zusichert, das seit dem Beginne der Feindseligkeiten ihm genommen oder zerstört worden ist. Dieser Vorschlag nimmt zwei unmögliche Dinge an, erstlich daß der Kronprinz von Dänemark, der sich bereits Frankreich in die Arme „geworfen hat, in ein Abkommen mit England willigen und seine „Neutralität behaupten könnte, wenn er auch wollte, was nicht „der Fall zu sein scheint nach dem Lärme, den er gemacht; zweitens, daß der Kaiser sich der Gefahr aussetzen wollte, mit Frank-

gegen sollte sich der Hof von Dänemark verpflichten, während des gegenwärtigen Krieges sich streng neutral zu halten.

Der Kaiser Alexander konnte nun seine Verstellung nicht weiter treiben; die Umstände selbst drängten ihn, sie aufzugeben. Auf der einen Seite drang England in ihn, die in Tilsit verabredeten geheimen Bestimmungen mitzutheilen, auf der andern ließ Frankreich kaum einen Tag vergehen, ohne ihn an seine Verpflichtungen zu erinnern; es forderte ihn mit dem Bundesvertrage in der Hand auf, sich sofort

---

„reich sich zu veruneinigen, indem er sich in diese Aussöhnung „mischte, ja sie sogar garantirte, wie es Canning zu wünschen „scheint. Als ich gegen Lord Gower meine Verwunderung über „einen so seltsamen Irthum äußerte, gestand er mir, er habe „selbst dazu beigetragen, indem er seinen Minister eine Unterre„dung mit dem Herrn von Budberg gemeldet, in welcher dieser „ihm gesagt, der Kaiser sei weit entfernt, mit England sich ver„uneinigen zu wollen, das er vielmehr für seinen besten Verbün„deten halte, und Alles, was mit Frankreich abgeschlossen wor„den, sei nur in Folge der Noth geschehen und von keiner „Dauer."

Die Correspondenz des Herrn Stedingk mit dem Könige von Schweden wirft ein helles Licht auf die Politik der Cabinette von Petersburg, London und Stockholm nach dem Abschlusse des Vertrags von Tilsit. Man muß sie indeß mit großem Mißtrauen lesen. Herr von Stedingk war schwedischer Gesandter in Petersburg. England hatte offenbar ein Interesse dabei, Schweden in seinem Bündnisse zu erhalten. Alle Worte des Lord Gower an Herrn von Stedingk mußten also berechnet sein, um diesen Gesandten glaublich zu machen, Rußland würde sich nicht gegen England erklären. Die Beschießung von Kopenhagen aber ist der unwiderleglichste Beweis, daß das Londoner Cabinet die Bedeutung der in Tilsit eingegangenen Verpflichtungen recht wohl errathen hatte.

gegen England zu erklären. Rußland konnte also einen nun unvermeidlich gewordenen Bruch nicht länger hinausschieben. Am 26. October richtete der Graf von Romanzow an den Gesandten Englands, Lord Lewison Gower, eine entscheidende Note, welche eine wirkliche Kriegserklärung und in jeder Hinsicht ein Muster von Adel und Würde war. „Zweimal,“ sagte der russische Minister, „hat der „Kaiser die Waffen in einer Sache ergriffen, welche vor „Allem England berührte. Vergebens forderte er dasselbe „auf, im Verhältniß des eigenen Interesses dabei mit thä„tig zu sein. Er verlangte nicht, daß es seine Truppen „mit den seinigen vereinige; er wünschte, daß es eine Di„version mache und wunderte sich, daß es in der eigenen „Sache nicht selbst handele und als kaltblütiger Zuschauer „bei dem blutigen Kriege, den es entzündet, seine Trup„pen verwende, um Buenos Ayres angreifen oder Aegypten „wegnehmen zu lassen.“

Romanzow erinnerte dann daran, daß der Kaiser Alexander dem Londoner Hofe vergeblich seine Vermittelung angeboten habe. Mit großem Nachdrucke sprach er sich gegen das unerhörte Verfahren gegen eine ruhige, gemäßigte Macht aus, die durch lange und unveränderliche Weisheit ausgezeichnet sei und sich durch ihre moralische Würde zu dem ersten Range im Kreise der Monarchien erhoben habe, gegen ein Verfahren, das wegen der gehässigsten und ungerechtesten Beraubung ergriffen worden sei. Er wunderte sich, daß England die Unschicklichkeit soweit getrieben habe, dem Kaiser zuzumuthen, ein Attentat zu entschuldigen, das er höchlich tadele und das gebeugte, gekränkte Dänemark wieder mit der britischen Macht zu vereinigen. Er ließ den edeln Gesinnungen des Kronprinzen Gerechtigkeit widerfahren, welcher mit Abscheu die Demüthigung zurück-

gewiesen habe, die man ihm anthun wollte. Dann setzte Herr von Romanzow hinzu: „Gerührt von dem Vertrauen, „das dieser Prinz auf ihn setzt und nachdem er seine eige- „nen Beschwerden gegen Großbritannien überlegt, wie die „Verpflichtungen reiflich geprüft hat, welche die Kaiserin „Katharine und der Kaiser Paul glorreichen Andenkens über- „nommen, bricht der Kaiser jede Verbindung mit England „ab, ruft seine ganze Gesandtschaft aus London zurück und „will die seiner britischen Majestät nicht bei sich behalten. „Es wird von nun an keine Verbindung mehr zwischen „den beiden Mächten bestehen.

„Er proclamirt von Neuem die Grundsätze der bewaff- „neten Neutralität, jenes Zeugnisses der Weisheit Katha- „rina's und verpflichtet sich, nie davon abzugehen.

„Er zeigt an, daß zwischen Rußland und England nichts „auf den frühern Fuß gestellt werden soll, bis das Letztere „Dänemark Genugthuung gegeben hat.

„Der Kaiser erwartet, daß Se. britische Majestät, statt „seinen Ministern, wie bisher, zu erlauben, von Neuem „Keime des Krieges auszustreuen, die Hand dazu biete, „Frieden mit Sr. Majestät dem Kaiser der Franzosen zu „schließen, was die unschätzbare Wohlthat des Friedens „über die ganze Erde verbreiten würde.

„Wenn der Kaiser in allen vorerwähnten Punkten, na- „mentlich auch in dem über den Frieden zwischen Frank- „reich und England, zufriedengestellt sein wird, ohne wel- „chen kein Theil Europa's sich eine wirkliche Ruhe versprechen „kann, wird Se. kais. Majestät sehr gern das freundschaft- „liche Vernehmen mit Großbritannien wieder anknüpfen, das „er bei der gerechten Unzufriedenheit, welche er fühlen „mußte, vielleicht zu lange erhalten hat."

Die ganze englische Gesandtschaft verlangte gleich nach

Empfang dieser Erklärung ihre Pässe, verließ Petersburg und die beiden Mächte befanden sich im Kriege. Alle Häfen des russischen Reiches wurden den Schiffen und Waaren Englands sofort verschlossen.

Endlich war also das so sorgsam von dem Kaiser Alexander gehütete große Geheimniß enthüllt. Alexander hatte nicht blos eventuelle Verpflichtungen in Tilsit Napoleon gegenüber übernommen; es war, wie man in London gefürchtet hatte, ein wirkliches Offensiv- und Defensivbündniß ausschließlich gegen die britische Macht. England war darauf vorbereitet. Es hatte durch den Schlag, den es gegen Kopenhagen geführt, allen seinen Feinden verkündiget, daß es dem Zorn derselben trotze, daß es vor keiner Gewaltthat zurückweiche und lieber ausdauernd bis zur gänzlichen Erschöpfung seiner Kräfte kämpfen, als seinen ausschließlichen Forderungen in Hinsicht auf Flagge und Schifffahrt entsagen würde. Alle Häfen Europa's sollten seinen Schiffen geschlossen werden; seine Waaren sollten nur durch Mittelspersonen und unter der Flagge Neutraler dahin gelangen können. Es ergriff folgende Maßregeln, um die Maschen des unermeßlichen Netzes zu zerreißen, welches die Kaiser von Rußland und Frankreich über das ganze Festland geworfen hatten. Es erließ seine berühmten Geheimrathsbefehle vom 18. und 26. November. Dadurch erklärte es alle Häfen, die seiner Flagge verschlossen waren, für blockirt, unterwarf alle neutralen Mächte, selbst seine Verbündeten, der Durchsuchung durch seine Kreuzer und zwang sie, bei Strafe der Wegnahme ihrer Schiffe, in seinen Häfen beizulegen, bevor sie sich in einen fremden Hafen begäben, auch ihm im Fall der Wiederausführung ihrer Ladung eine Abgabe zu zahlen.

England sagte zu allen Neutralen: „das Festland äch-

„tet meine Flagge; es sei; die Eurige wird sie vertreten. „Ich erkläre Euch, daß ich von heute an keine Neutralen „mehr anerkenne. Ihr werdet mir Eure Flagge, Eure „Schiffe, Eure Mannschaften leihen und meine Waaren, „als wären es die Eurigen, auf allen Märkten des Fest„landes verkaufen; wenn nicht, so werde ich Eure Schiffe „wegnehmen, in den Grund bohren, verbrennen und Eure „Matrosen pressen; mit einem Worte, Ihr werdet mir „ganz angehören, meine Commissionäre, meine Schmuggler „sein oder von dem Meere ganz verschwinden."

Diese letztern Maßregeln der Admiralität konnten nicht ohne Antwort bleiben. Wenn Frankreich die Neutralen den Drohungen seines Feindes schutzlos ausgesetzt gelassen hätte, würde das Continentalsystem im Keime erstickt gewesen sein. Kein einziger Amerikaner würde sich den unbarmherzigen Befehlen des englischen Geheimraths zu entziehen gewagt, jeder würde sich bereitwillig in den Dienst der Rheder von London und Liverpool begeben haben. Napoleon folgte England auf das Feld, auf das es sich gestellt hatte und schleuderte ihm das Decret von Mailand entgegen (17. December 1807). Er erklärte jedes Schiff, welcher Nation es auch angehören möchte, für entnationalisirt, der Garantie seiner Flagge für verlustig, für englisches Eigenthum, folglich für wegnehmbar, sobald es durch ein englisches Schiff durchsucht worden wäre, einer Fahrt nach England sich unterworfen und irgend eine Abgabe an die englische Regierung gezahlt hätte, das mit einem Worte aus englischen Häfen oder aus englischen Colonien abgesendet worden wäre oder sich dahin begäbe. (Art. 1. 2. 3.) Diese Maßregeln sollten ihre Giltigkeit den Nationen gegenüber verlieren, welche die englische Regierung zu zwingen wüßten, ihre Flagge zu respectiren.

Sie würden so lange in Kraft bleiben, als die englische Regierung zu dem Grundsatze des Völkerrechtes nicht zurückkäme, welcher die Verhältnisse der civilisirten Staaten im Kriegszustande regelt. (Art. 4.)

Durch dieses schreckliche Decret wendete sich nun Frankreich seiner Seits an die Amerikaner und sagte zu ihnen: „England führt seit vierzehn Jahren einen unversöhnlichen „Krieg gegen mich; England hat alle Coalitionen organi„sirt und besoldet, die ich besiegen mußte und die mich nö„thigten, um ihm zu widerstehen, mich über die Grenzen „hinaus auszudehnen, auf die ich gern meine Macht hätte „beschränken wollen; England stört auch jetzt meinen Ruhm, „mein Glück und macht den Frieden unmöglich. Nachdem „es meine Geschwader und die meiner Verbündeten ver„nichtet hat, kann ich unter den Waffen nicht wählen, den „Feind zu bekämpfen und zu besiegen. Ich muß ihm den „unermeßlichen Markt des Festlandes entziehen, den es mit „seinen Erzeugnissen überschwemmt und dem es jene Reich„thümer entzieht, durch die es meine Feinde bewaffnet und „bezahlt. Ich überlasse Euch jene Märkte. Ihr habt also „ein großes Interesse, ein Interesse der Ehre und des „Ruhms, mein System zu unterstützen und Ihr könnt es „nur, wenn Ihr Eurer Neutralität Achtung verschafft. „Seit vier Jahren lasset Ihr Euch schmählig durch mei„nen Feind beschimpfen und prostituirt Eure Flagge. Eure „Neutralität ist nur noch eine Lüge, die mir mehr schadet, „als wenn Ihr mir offen den Krieg erklärtet. Es ist der „Augenblick gekommen, daß Ihr Euch aussprechet. Ver„schafft der Würde Eurer Flagge Achtung und Ihr werdet „keinen festern Verbündeten haben als Frankreich, oder „beugt Euch unter das Joch Englands und Ihr seid dann „nicht mehr neutral; Ihr seid in Amerikaner verkleidete

„Engländer; Ihr werdet meine Feinde und ich werde Euch „als solche behandeln.“

Die amerikanische Regierung, welche von zwei Mächten gedrängt wurde, die sich so eifrig um ihre Flagge bemüheten, ergriff Maßregeln, sich so vielen Verationen und Beleidigungen zu entziehen. Zuerst kam es darauf an, die Habsucht ihrer eigenen Landsleute zu zügeln. Sie untersagte ihnen also förmlich, in den europäischen Meeren zu schiffen, dem blutigen Schauplatze, wo sie nur noch erscheinen konnten, um die Rolle von Sclaven oder Opfern der kriegführenden Mächte zu spielen. Aber die Gewinnsucht der Amerikaner war stärker als das Gefühl der Pflicht und der Ehre; sie spielten unwürdig mit den Gesetzen ihres Landes, ließen sich eifriger als je in die großen Speculationen des Seehandels ein und traten fast alle in den Dienst unserer Feinde, da es weit einträglicher war, für englische Rechnung zu fahren, als den Befehlen der Admiralität entgegenzuhandeln. Es wird ein Tag kommen, an welchem die Bundesregierung uns Gerechtigkeit widerfahren läßt und einsieht, daß die Decrete von Berlin und Mailand nur Handlungen der Wiedervergeltung waren, die Sache des Rechts und der Vernunft zu der ihrigen macht und England den Krieg erklärt. Aber dieser Tag ist noch entfernt; erst nach fünf Jahren der Zögerung und ohnmächtiger Anstrengungen, den Speculationseifer ihrer Kaufleute zu zügeln, wird sie den muthigen Entschluß, aber zu spät, fassen. Bis dahin wird England auf allen Meeren die unbeschränkteste und unbarmherzigste Tyrannei ausüben, werden die amerikanischen Handelsleute überall sich zu den demüthigen und knechtischen Agenten seines Handels machen und ihm durch List und Lüge überall die Häfen und die Märkte wieder öffnen, welche ihm die Decrete von

Berlin und Mailand verschlossen hatten. Sie werden so das Continentalsystem auf allen Punkten zerbrechen und für ihren Theil an dem Sturze des großen Mannes mitwirken, der ihnen die Ehre erzeigt hatte, sie für würdig zu halten, die Rivale seiner Feinde zu werden.

Die Haltung des Kaisers Alexander schien indeß von seiner Seite den Willen anzudeuten, muthig, getreu und ihrer ganzen Ausdehnung nach die Verpflichtungen zu erfüllen, welche ihn mit Frankreich vereinigten.

Napoleon hatte, bis er einen Gesandten gewählt haben würde, seinen Adjutanten Savary als seinen Vertreter nach Petersburg geschickt. Alexander kannte diesen General. Er hatte schon bei zwei feierlichen Gelegenheiten, vor und nach der Schlacht bei Austerlitz, von seinem Souverain den Auftrag erhalten, Worte des Vertrauens dem Kaiser von Rußland zu überbringen. Als er in St. Petersburg ankam, fand er daselbst Haß und Mißtrauen und er mußte jede Art von Bitterkeit fürchten. Jedermann wußte in dieser Hauptstadt, welche Rolle er in dem Drama von Vincennes gespielt hatte. Die großen Familien sahen seine Sendung für ein Scandal an, schlossen sich einmüthig aneinander und gewährten ihm keinen Eintritt in ihre Salons. Länger als einen Monat lebte der General Savary in der beleidigendsten Einsamkeit. Nur ein Palast stand ihm offen, der des Kaisers. Hier wurde er sicher jedesmal empfangen, zu welcher Stunde des Tages er auch erschien und Alexander überhäufte ihn mit allen Zeichen der Achtung und der Freundschaft. Er sollte allen Festen, selbst den Familienfesten beiwohnen und er nöthigte die beiden Kaiserinnen, wie seine beiden Brüder, die Widerwillen gegen ihn äußerten, ihn herzlich aufzunehmen. Der General Savary benahm sich in dieser schwierigen Lage vollkommen

würdevoll. Er zeigte sich fest ohne Hochmuth, artig ohne Kriecherei, setzte der Geringschätzung des Adels die vollkommenste Gleichgiltigkeit entgegen und wartete geduldig, bis derselbe ermüde. Dieser Adel sah denn auch bald ein, daß er den Souverain verletze, wenn er den Mann von sich zurückweise, den er mit Artigkeiten überhäufte und kam ihm entgegen. Wie durch einen Zauberschlag öffneten sich alle Salons von Petersburg dem, von welchem sich ein paar Tage vorher jedermann abgewendet hatte. Alle Gesichter heiterten sich auf; man wetteiferte gleichsam um die Ehre, ihn zu empfangen und zu feiern. Aber der General Savary war zu verständig, um auf einen solchen Erfolg stolz zu sein. Er wußte diese Erfolge sich einzig durch die Furcht des Adels zu erklären, dem Souveraine zu mißfallen.

Alle Herzen in Rußland waren uns verschlossen, alle Interessen uns feindselig. Die öffentliche Meinung, die seit funfzehn Jahren in der Idee genährt worden war, daß wir die Ruhestörer und Feinde Europa's wären, wollte weder den Geist noch die Bedeutung der Verträge von Tilsit einsehen. Sie verkannte oder verschmähete Vortheile, die durch eine Feindeshand geboten wurden. Sie konnte nicht glauben, daß der Sieger von Friedland den Besiegten zu seiner Höhe erhoben habe und plötzlich der Freund desselben geworden sei. In den Augen aller Russen war Napoleon kein Verbündeter und konnte es nicht sein, sondern ein Herr. Die begeisterte Vorliebe, welche Alexander für seinen glücklichen Nebenbuhler zur Schau trug, erschien ihnen als Erniedrigung und Selbstverleugnung. Die Armee namentlich murrte. Sie hatte in dem letzten Kriege Beweise von großem Muthe und unerschütterlicher Festigkeit gegeben; sie hatte viel gelitten und wunderte

sich nun, den Feind, den sie so erbittert bekämpft hatte, plötzlich in den Bundesgenossen ihres Kaisers umgewandelt zu sehen. „Hatte sie soviel Mühen ertragen, soviel Blut vergossen, um ein solches Resultat zu erlangen? Man verschmähete also ihren Ruhm, man desavouirte ihre großen Thaten? Wie sollte sie, wenn der Kaiser sich von Neuem an ihren Muth wende, seine Freunde von seinen Feinden unterscheiden?“

Mit den Lauten des verletzten Nationalstolzes verbanden sich die Klagen der in ihren Interessen bedroheten Aristocratie. Fast der ganze Grund und Boden Rußlands gehört den großen Familien. Der bei weitem größte Theil ihrer Einkünfte kam von dem Verkaufe ihres Schiffbauholzes, ihres Flachses und ihres Getraides von England her, das ihnen dafür seine Colonialwaaren und Fabrikate schickte. Die meisten dieser Familien, die zügellos dem Luxus und dem Spiele fröhnten, waren verschuldet und konnten nur mit Mühe den Glanz ihres Ranges erhalten. Eine auch nur vorübergehende Unterbrechung des Handels mit England mußte ihre Vermögensumstände vollends zerrütten. Da die Contrebande unter der amerikanischen Flagge erschien, falsche Certificate vorgelegt wurden, welche die Herkunft der Ladungen und der Mannschaft verhüllten und alle Betrügereien, welche die Gleichheit der Sprache der Amerikaner und Engländer begünstigte, in Rußland noch nicht vorgekommen waren, so ahnte man deren Wirkung nicht. Niemand, außer einigen besser unterrichteten und geschickteren Kaufleuten, dachte daran, daß in Folge dieser Fälschungen die Russen ihre Verbindungen mit England ebenso sicher und fruchtbringend beibehalten könnten, als im gewöhnlichen Frieden. Die Adeligen, die Kaufleute, die Bankiers glaubten also in Folge des Bruches mit jener Macht von

nahem Verderben bedroht zu sein und bald hörte man im ganzen Reiche einen einmüthigen Schrei gegen ein System, welches jede Existenz umstoßen sollte. Die Bestürzung war tief und allgemein. In Rußland befanden sich viele Engländer, welche da ihren Unterhalt gesucht hatten. Einige leiteten Bank= und Handelshäuser, andere waren Aerzte, Erzieher, Verwalter großer Güter. Die Paläste wimmelten von englischen Gouvernanten und Kammermädchen. Diese Fremden, welche in das häusliche Leben der großen Familien mehr oder weniger eingeweiht waren, brachten den giftigen Haß dahin, mit welchem jeder Engländer damals den französischen Namen verfolgte und trugen nach dem Frieden von Tilsit nur zu viel bei, die höhern Classen gegen uns aufzureizen. Man kann wohl sagen, daß zu Ende des Jahres 1807 nur zwei Männer in Rußland waren, die es aufrichtig mit dem neuen Systeme meinten, nämlich der Kaiser und sein Minister, der Graf von Romanzow. Alexander hatte den Schmerz, nach seiner Rückkunft in die Hauptstadt seine geschicktesten Generale, seine geachtetsten Staatsmänner seiner Vorliebe für das Oberhaupt Frankreichs mißbilligendes Schweigen entgegensetzen zu sehen. Bagration, Barclay de Tolly, Benningsen trennten sich von einer Macht, die sich, wie sie sagten, auf einen Weg verirrt hätte, welcher sie zur Schande und zum Verderben führen müßte. Diese berühmten Unzufriedenen, die entweder auf ihren Gütern zurückgezogen oder in Petersburg oder Moskau beisammenlebten, sprachen sich mit ungewohnter Freimüthigkeit über den Kaiser Alexander aus. Man redete laut von der Nothwendigkeit, in die man vielleicht kommen könnte, an die Stelle eines jungen, so schwachen und unerfahrenen Souverains einen fähigern und energischern zu setzen. Der schwedische Gesandte, Herr von

Stedingk, schrieb am 28. December an den König Gustav: „Die Unzufriedenheit mit dem Kaiser nimmt immer mehr „zu und die Reden, die man überall hört, sind schrecklich. „In den Privatgesellschaften wie an öffentlichen Orten „spricht man häufig von einer Regierungsveränderung und „man treibt die Nichtachtung der Pflicht so weit, daß man „sagt, die ganze männliche Linie der regierenden Familie „müßte geächtet und, da die Kaiserin Mutter und die Kai„serin Elisabeth die erforderlichen Eigenschaften nicht be„säßen, die Großfürstin Katharina auf den Thron gehoben „werden.“

Die allgemeine Unzufriedenheit gab sich auch nicht blos in unfruchtbaren Reden kund; man conspirirte. Der Marschall Soult, dessen Armeecorps an der Weichsel lag, erhielt Kenntniß von einem Complotte gegen das Leben des Kaisers Alexander und benachrichtete alsbald den General Savary davon. Der Kaiser wurde durch den Gesandten Napoleons gewarnt.

Nach den in den Verträgen von Tilsit enthaltenen Bestimmungen sollte Frankreich der Türkei seine Vermittelung anbieten, um den Frieden zwischen dieser Macht und Rußland wiederherzustellen, während, wenn die Pforte diese Vermittelung zurückwiese, der Kaiser Napoleon und der Kaiser Alexander gemeinschaftliche Sache gegen dieselbe machen und zur Theilung ihrer europäischen Provinzen schreiten wollten.

Das Geheimniß dieser Verabredungen war ruchbar geworden und die Höfe von Wien und London hatten dasselbe alsbald den Mitgliedern des Divans mitgetheilt. Sie hatten dabei das, was in Tilsit vorgegangen war, entsetzlich entstellt, bloße eventuelle Versprechungen zu feststehenden Beschlüssen gemacht und den türkischen Ministern die Ver-

sicherung gegeben, jenes Frankreich, an das sie sich mit so blindem Vertrauen angeschlossen, um dessen Willen sie die Ruhe und die Sicherheit ihres Reiches gefährdet hätten, opfere sie nun eben dem Rußland, mit welchem es verbunden sei. „Es hat nicht nur nicht die gewöhnliche Billig„keit gehabt,“ sagten Lord Pagot und der österreichische Internuntius, Baron von Stürmer, „den Kaiser Alexander „zu veranlassen, Euch den Frieden zu bewilligen, es will „sogar Euch theilen. Euer Verderben ist beschlossen; bald „werdet Ihr die Russen und Franzosen in Verein in Eure „europäischen Provinzen einfallen und den Versuch machen „sehen, Euch nach Asien zurückzudrängen. Das ist der „Lohn für Eure Hingebung an einen undankbaren Verbün„deten; dieses Schicksal bereitet er Euch und das habt Ihr „Euch zugezogen, weil Ihr Eure Interessen von denen Eng„lands und Oesterreichs trenntet.“

Die unwissenden und leichtgläubigen Mitglieder des Divans und die Minister zitterten vor Unwillen, als sie diese Worte hörten. Im ersten Augenblicke erstickten die Furcht und der Zorn den Verstand in ihnen ganz und gar; sie nahmen sich gar nicht die Zeit, die Beschuldigungen unserer Feinde und die Thatsachen zu erwägen und zu prüfen. Sie sahen nur unsere Undankbarkeit und fühlten nur Rache. Die verderbliche Nachricht verbreitete sich bald und im Volke gab sich eine dumpfe Gährung, die Vorläuferin eines Aufstandes, zu erkennen. Der Divan wurde feierlich zusammenberuf.n und die Führer der Janitscharen wie der Ulemas erhielten die Aufforderung, in dieser Versammlung zu erscheinen, um Kenntniß von den Gefahren zu erhalten, welche den Staat bedroheten. Es wurde beschlossen, daß der Sultan bei dem geringsten offensiven Schritte von Seiten Frankreichs gegen die Pforte die Fahne Mahomeds

entfalte, alle Muselmänner zu den Waffen rufe und zur Vertheidigung des Islams eile. Die Führer der Janitscharen und die Ulemas schwuren lieber zu sterben, als das Reich untergehen zu lassen.

Der General Sebastiani wurde ersucht, sich in den Divan zu begeben, um da Erklärungen über das Verfahren des Kaisers zu geben*). Die türkischen Minister hatten alle Briefe Napoleons an Selim, alle Depeschen und Noten des Marschalls Brune und des Generals Sebastiani selbst mitgebracht. In jedem dieser Schreiben hatte Frankreich förmlich versprochen, die Unabhängigkeit und Integrität der Türkei zu garantiren. Statt aller Antwort auf die Beschuldigungen des Divans las der Gesandte der Versammlung die Artikel XXII., XXIII. und XXIV. des in Tilsit unterzeichneten Friedensvertrags vor und trug ihr im Namen Napoleons seine Vermittelung an. Er bemühete sich zu beweisen, daß diese Artikel wie die angetragene Vermittelung ebensoviel Bürgschaften der Unabhängigkeit und Integrität der Türkei wären. „Sie sind der offen„barste Beweis," sagte er, „daß der Kaiser Napoleon Euch „nicht hat opfern wollen. Euer Schicksal liegt in Euern „Händen; nehmt die Vermittelung meines Souverains an „und die Russen werden in einer bestimmten Zeit die Mol„dau und Wallachei räumen. Ihr werdet kein Dorf ver„lieren und bald wird ein ehrenvoller Vertrag den Frieden „zwischen der Pforte und Rußland wiederherstellen."

Alle Gemüther fühlten noch den Eindruck des Schreckens und des Unwillens, welche die Enthüllungen Lord Pagots und des Barons von Stürmer hervorgebracht hatten. Man

---

*) Depesche des Generals Sebastiani aus Constantinopel vom 9. August 1807.

hörte die Worte des Generals Sebastiani mit Mißtrauen an. Man wollte darin nur eine List sehen, um Zeit zu gewinnen und die Türkei in trügerischer Sicherheit einzuschläfern. „Wir sind verrathen, verlassen, unwürdig an „Rußland überliefert," sagten die türkischen Minister. „Sir „Arthur Pagot ist noch in Tenedos; wir haben keine „Gründe mehr, im Zustande des Bruches mit England zu „bleiben. Frankreich hat uns unserer Verpflichtungen ent„bunden; es hat uns unsere ganze Freiheit zurückgegeben; „wir zeigen Ihnen an, daß wir mit Sir Arthur Pagot „unterhandeln werden." Sie sprachen ihre Beschuldigungen mit solchem Ungestüm und solcher Bitterkeit aus, daß der Gesandte Frankreichs genöthiget war, die Conferenz schnell abzubrechen, um die Würde seines Charakters nicht zu gefährden.

Diese Nachrichten betrübten den Kaiser. Er fühlte zu tief, welche Dienste ihm die Türkei geleistet und mit welchem Undanke er sie belohnt hatte, als daß sein Gewissen nicht hätte beunruhiget werden sollen. Die Ehre nicht minder als die Interessen seiner Politik geboten ihm, die mündlichen Versprechungen zurückzunehmen, welche ihm die Vorstellungen des Kaisers Alexander in Tilsit entlockt hatten.

Die unmittelbare Theilung der Türkei gehörte keineswegs zu seinen Plänen und er wünschte lebhaft, daß die Pforte die ihr angebotene Vermittelung annehmen möchte. Er fürchtete deshalb, jener Hof werde beklagenswerthen Rathschlägen Gehör schenken, seine Anträge verwerfen und so dem Kaiser Alexander das Recht geben, die Ausführung der ihm gemachten Versprechungen zu fordern. Er fühlte nicht nur das Bedürfniß, sich wegen der heftigen und leider nur so wohl begründeten Beschuldigungen zu rechtfertigen, die man in Constantinopel gegen ihn richtete; er wollte

auch die Pforte über die Gefahren aufklären, die sie sich unfehlbar zuziehen würde, wenn sie die sich darbietende Gelegenheit vorbeigehen ließe, einen ehrenhaften Frieden mit Rußland zu schließen. Herr von Champagny schrieb am 7. September unter dem Dictate seines Souverains an den General Sebastiani:

„Der Vertrag von Tilsit konnte wohl im ersten Au„genblicke die Pforte unzufrieden machen, weil derselbe „nicht alle ihre Hoffnungen erfüllte. Sie wollte nichts „weniger als die Krimm wieder erwerben und ihr Reich „bis an die alten Grenzen ausdehnen. Wie aber konnte „sie dermaßen verblendet sein, um zu glauben, daß sie bei „ihrer Schwäche, nachdem ihre Regierung gestürzt worden „war und die erste Revolution noch andere erwarten ließ, „so große Erfolge erlangen würde? Konnten sie das Werk „jener so schlecht organisirten türkischen Armeen sein, welche „ihre Führer ermorden, keine Taktik kennen, keine Disciplin „haben und durch 20,000 Russen in dem ganzen Feldzuge „im Schach gehalten worden sind? Und hat nicht der „Vertrag von Tilsit durch den Waffenstillstand jene Armeen, „die, wie Sie sagen, auf 10,000 Mann herabgebracht „worden sind, vor der unvermeidlichen Vernichtung bewahrt, „von der sie bedrohet waren? Hat er der Pforte nicht „die Wallachei und Moldau zurückgegeben, die sie nicht „einen einzigen Tag vertheidigen konnte? Ein Federstrich „that, was der Großvezier und alle ottomanischen Streit„kräfte in zehn Kriegsjahren nicht hätten bewirken können. „Hatte Frankreich andere Verpflichtungen? Welcher Ver„trag band es an die Pforte? Es ist ein türkischer Ge„sandter zu dem Kaiser geschickt worden, er hat vierzehn Tage „bei ihm verbracht und wollte nicht unterzeichnen. Die „freundschaftlichen Verhältnisse, welche zwischen dem Kaiser

„und dem Sultan Selim bestanden, bestimmten hinreichend, „ohne irgend einen diplomatischen Character zu haben, die „Beziehungen der beiden Souveraine zu einander. Der „Kaiser konnte sich aus Ehr- und Zartgefühl an die In- „teressen dieses Landes gebunden halten, aber diese Ver- „pflichtungen waren rein persönliche. Selim ist von dem „Throne gestürzt worden. Sein Nachfolger zeigte sich in „Verhältnissen, welche nicht annehmen ließen, daß er ein „Freund Frankreichs sei. Es waren vierzehn Tage vergan- „gen und Sie hatten nichts empfangen. Kein Gesandter „wurde bei dem Kaiser beglaubiget; es wurde kein Schrei- „ben abgefertiget und die Ihrigen beweisen, daß die Bande, „welche Selim mit Frankreich vereinigten, ein Hinder- „niß *) bei einer ähnlichen Verbindung mit Mustapha wa- „ren. Die Thatsachen haben es auch dargethan. Die „französischen Kanoniere, welche auf das Gesuch der „Pforte abgeschickt waren, wurden von dem neuen Für- „sten zurückgesandt und gemißhandelt. Lag es nicht offen „vor, daß die Pforte ein anderes System angenommen „hatte? Sollte der Kaiser wegen dieser unbeständigen, „launenhaften und grausamen Regierung einen ehrenhaften „Frieden von sich weisen und einen Krieg fortsetzen, dessen „ganze Last er allein trug? Der Kaiser hofft, daß der „Waffenstillstand abgeschlossen worden ist, daß die Pforte „seine Vermittelung angenommen hat und ihr Gesandter „unterwegs ist, um sich nach Paris zu begeben. Ist diese „Annahme gegründet, vertraut die Pforte ferner auf die „Freundschaft Frankreichs, so wird sie der Kaiser weiter „unterstützen, er wird ihr den Besitz der Moldau und Wal- „lachei verbürgen und diese Macht wird noch einige Zeit

*) Depesche des Generals Sebastiani vom 23. August 1807.

„hinvegetiren können. Wenn aber die Pforte Frieden mit „England geschlossen, wenn sie sich von Frankreich getrennt „hat, so halten Sie dieselbe für verloren. Der Kaiser wird „nichts gegen den in Tilsit ausgesprochenen Plan, ihre „Provinzen zu theilen, einwenden und ihre politische Exi„stenz wird mit diesem Jahre zu Ende gehen. Der Kaiser „will diesen unvermeidlichen Untergang nicht beschleunigen; „er wird die Pforte unterstützen, so lange sie ihm treu „bleibt."

Als dieses Schreiben dem General Sebastiani zukam, hatte sich die Stimmung der Pforte ganz geändert und war uns günstig. Die Wahrheit hatte endlich über die Verläumdungen unserer Feinde gesiegt, die Vorurtheile des Divans zerstreut, seine Zweifel aufgeklärt und uns alle die Männer zurückgeführt, welche sich einen Augenblick durch den Zorn oder die Furcht von uns hatten abwenden lassen. Der Friedensvertrag vom 7. Juli war ihnen in seinem wirklichen Character, nicht als Gefahr, sondern als eine Bürgschaft erschienen. Sie hatten eingesehen, daß es bei dem Zustande der Auflösung, in welchem sich die Türkei befand, noch am sichersten sei, sich an die zu Tilsit festgestellten Clauseln zu halten und deshalb die Vermittelung des Kaisers Napoleon sofort und ohne Rückhalt anzunehmen. Die türkischen Minister zeigten also dem General Sebastiani diesen Entschluß an und gaben dem Wunsch des Kaisers Napoleon zu Folge ihre Zustimmung, daß die Vermittelung nicht in Constantinopel, sondern in Paris erfolge. Es wurden auch sofort die nöthigen Vollmachten an Moheb-Effendi gesandt.

Schon von Tilsit aus hatte der Kaiser Napoleon den General Guilleminot nach Bucharest gesandt, damit er mit den russischen und türkischen Generalen sich in Verbindung

setze, ihnen die Art. 21, 22, 23 und 24 des Vertrags zwischen Frankreich und Rußland mittheile und eine Einstellung der Feindseligkeiten zwischen den beiden Heeren vermittle. In Folge dieser Conferenzen wurde eine Uebereinkunft zu Solobosa am 24. Aug. unterzeichnet. Nach derselben sollte im Falle, daß der Friede zwischen der Türkei und Rußland nicht zu Stande käme, der Waffenstillstand wenigstens bis zum 21. März 1808 dauern (2. Art.); ferner sollten die Türken und die Russen die beiden Provinzen in einer Zeit von fünfunddreißig Tagen räumen und sich, die Türken auf das rechte Ufer der Donau, die Russen auf ihr eigenes Gebiet, zurückziehen; endlich sollten sie einander gegenseitig die Schiffe und Mannschaften, deren sie sich in dem gegenwärtigen Kriege bemächtiget, sowie ihre Kriegsgefangenen zurückgeben. (4. und 6. Art.)

Die Pforte erhielt mit großer Freude die Nachricht von dem Abschlusse des Vertrags von Solobosa, ratifizirte ihn sofort und sah ihn als eine Rettungsbürgschaft an. Von diesem Augenblicke an zeigte sie unbeschränktes Vertrauen gegen uns. Niemals stand der französische Name in höherm Ansehen und Glanz an den Ufern des Bosporus. Wir hatten den ganzen Einfluß wie sonst auf den Divan wieder erlangt. Die Minister, die Ulemas, die Führer der Janitscharen, der Sultan selbst, alle äußerten eine unbegränzte Verehrung und Bewunderung des Kaisers Napoleon. Sultan Mustapha schrieb ihm, er sei sein treuester Verbündeter und stellte ihm sein Heer und seine Flotte zur Verfügung. Unter dem Eindrucke der ersten Nachrichten von Tilsit hatte die Pforte ihre Drohung wirklich ausgeführt und die Unterhandlungen mit Lord Pagot wieder aufgenommen; sobald sie aber auf unsre Freundschaft rechnen zu können glaubte, brach sie plötzlich mit dem eng-

lischen Gesandten und drängte ihn die levantischen Gewässer zu verlassen. Endlich gab sie uns das ausdrucksvollste Zeugniß ihrer Hingebung an unsere Interessen: sie schloß sich öffentlich dem Continentalsysteme an und verbot den Schiffen und Waaren Englands alle Häfen ihres Reiches.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Anwendung der Decrete von Berlin und Mailand auf das Festland. — Eindruck der in Tilsit abgeschlossenen Verträge auf Oesterreich. — Schutz-Rüstungen. — Sendung des Fürsten Kurakin nach Wien. — Der Kaiser Napoleon bemüht sich diesen Hof zu beruhigen. — Uebereinkunft vom 16. October zu Fontainebleau. — Oesterreich bietet vergebens England seine Vermittelung an. — Zurückberufung des Fürsten von Stahremberg von London. — Oesterreich schließt sich dem Continentalsysteme an. — Die Häfen Preußens, der Hansestädte, Hannovers und Oldenburgs werden den englischen Waaren verschlossen. — Lage Hollands. — Offene englische Schmuggelei in diesem Lande. — Der König Ludwig widersetzt sich dem Willen des Kaisers Napoleon. — Vließingen wird Frankreich einverleibt. — Aufregung der Holländer. — Traurige Ahnung des Königs. — Anwendung des Continentalsystems auf die Häfen Italiens. — Livorno ein großer Heerd englischer Contrebande. — Uebelwollende Stimmung der Königin von Etrurien in Bezug auf Frankreich. — Besetzung Toscanas durch die französischen Truppen. — Mittheilung der Uebereinkunft von Fontainebleau an die Königin von Etrurien. — Verzweiflung dieser Fürstin. — Vereinigung Toscanas mit Frankreich.

Das in Tilsit abgeschlossene Bündniß war wesentlich ein Seebündniß und hatte den bestimmten und begrenzten Zweck

England zu nöthigen, seinen absoluten Ansichten in Schifffahrtssachen zu entsagen, so wie den Grundsatz einer vollkommenen Gleichheit unter allen Flaggen anzuerkennen. In der Voraussicht, daß es den Frieden unter solchen Bedingungen abweise, hatten Frankreich und Rußland sich verpflichtet, alle Seemächte ohne Ausnahme zu zwingen, ihm ihre Häfen und Märkte zu verschließen und ihm den Krieg zu erklären.

Im Monat November 1807 hatte England auf dem ganzen Festlande nur noch einen Verbündeten, den König von Schweden. Es stand in friedlicher Verbindung mit Preußen, Oesterreich, dem päpstlichen Stuhle und Portugal und war mit allen andern Mächten im Kriege begriffen. Das war der offizielle Character seiner Verhältnisse zu dem Festlande. In der Wirklichkeit aber standen dieselben ganz anders. England beschränkte sich nicht darauf blos in friedlichem Verkehr mit den Höfen von Wien, Rom und Lissabon zu sein; es stand auch mit diesen Höfen, namentlich mit denen von Wien und Lissabon, in vertrautem Verhältnisse. Noch seltsamer war der Abstand zwischen seinen offiziellen Beziehungen und den wirklichen Verhältnissen mit den Staaten, die auf das engste mit uns verbunden waren. So befand es sich in offenem Kriege mit Holland, mit Toscana, mit Spanien und gleichwohl hatte es nie lebhaftern Handel mit diesen Ländern getrieben. Es hatte an der ganzen Ausdehnung ihrer Küsten eine unermeßliche Schmuggelei begründet, welche allen unsern Verbotsdecreten spottete und ihm dieselben Völker, die es auf dem Meere bekriegte, als Abnehmer sicherte. Da, wo seine Rheder nicht wagen konnten ihre Waaren zu landen, beförderten und verkauften dieselben für eigene Rechnung die Neutralen, die Nordamerikaner, welche ihre Agenten

geworden waren. Dieser unerlaubte Handel fand nicht blos unter den Völkern, sondern selbst bei den Regierungen im geheimen Schutz. So waren die Engländer durch List, Kühnheit und Ausdauer die ausschließlichen Herren aller Märkte des Festlandes geblieben und der Krieg, der sie hätte benachtheiligen sollen, hatte ihren auswärtigen Handel und ihren Gewinn zu einer bis dahin unbekannten Entwickelung gebracht. Es kam nun wie gesagt darauf an, alle diese Verbindungen abzuschneiden und es ist dies vielleicht das riesenhafteste Werk, welches jemals das gekrönte Oberhaupt eines großen Volkes unternommen hat. Es kam nicht blos darauf an, Oesterreich, den päpstlichen Stuhl, Portugal und Schweden zu zwingen ihre friedlichen Verhältnisse mit England aufzugeben; die Aufgabe war noch weit schwieriger. Es mußte auf unsere eigenen Verbündeten eingewirkt, sie mußten genöthiget werden, an ihren Küsten strenge Polizei auszuüben und ernstlich und getreulich die Decrete von Berlin und Mailand auszuführen. Napoleon verstieß also gegen eine zahllose Menge Interessen und störte alle Völker Europa's in ihren Gewohnheiten und häuslichen Genüssen. Er hatte es nicht mehr blos mit den Fürsten und den Regierungen, sondern mit ganzen Nationen zu thun; er mußte den materiellen und moralischen Widerstand überwinden, den ihm so schmerzliche Entbehrungen unfehlbar entgegenstellten und hatte seine Armeen anzuwenden, um überall seine eisernen Gesetze zur Ausführung zu bringen. Es giebt vielleicht kein Beispiel von der Anwendung eines so gewaltsamen Systems auf so viele Volksmassen und von einer so unbeugsamen Ausführung derselben.

Als der Hof von Wien den Abschluß des Bündnisses von Tilsit erfuhr, konnte er sich vor Bestürzung kaum

fassen. Seit vierzehn Jahren stand Oesterreich an der Spitze der gegen Frankreich verbündeten Continentalmächte. Das immer siegreiche Frankreich, das es anfangs geschont, um wo möglich den Haß zu entwaffnen, hatte es endlich als unversöhnlichen Feind behandelt und in Preßburg zum erstenmale etwas von den Schutzgrenzen dieses Reiches abgerissen. Das war großes Unglück und die Geschichte des Hauses Habsburg kannte kein gleiches; aber dies Unglück berührte Oesterreich nicht allein, sondern seine ganze Partei. Die Schlachten von Zürich, Marengo, Austerlitz und Jena waren in seinen Augen nur verschiedene Scenen des großen Dramas, das seit 1792 in Europa gespielt wurde und dessen Entwickelung noch ein Geheimniß der Vorsehung war. Jeder war in den beiden Lagern seiner Fahne treu geblieben. Die Besiegten blieben trotz ihrer großen Niederlagen furchtbar, weil sie durch ein Gefühl verbunden wurden, den Haß gegen Frankreich, durch einen Gedanken, Frankreich sobald als möglich zu demüthigen. Frankreich seiner Seits war bei allem seinem Ruhme schwach geblieben, weil es allein stand und um sich her nur feindliche oder unterjochte Regierungen sah. Es war zu der schrecklichen und verderblichen Alternative verurtheilt, immer zu siegen oder zu unterliegen, allein stärker zu werden als ganz Europa zusammen oder sich von demselben Gesetze vorschreiben zu lassen.

Diesen Zustand der Dinge änderte das Bündniß von Tilsit zum erstenmale. Die eine der großen nordischen Monarchien war bei Jena unterlegen und bestand nur noch aus unbedeutenden Ueberresten und eine zweite war zu dem Lager Frankreichs übergegangen. Die dritte war Oesterreich, das sich nun von Allen verlassen sah. Das feudale Europa, an dessen Spitze es stand, schien diesmal wirklich

beseitigt zu sein; seine Elemente hatten sich von einander gesondert. Das so sehr gefürchtete Bündniß zwischen Frankreich und Rußland war endlich zu Stande gekommen; Tilsit hatte die beiden Kaiser einander in den Armen gesehen; der Norden und der Süden reichten sich die Hand. Oesterreich, zwischen diesen beiden großen Mächten gelegen, hatte nun gleichsam die freie Bewegung verloren. Sein glücklicher Feind hatte es von allen Seiten umstrickt. Wohin es auch die Augen wendete, in Petersburg, in Warschau, in Berlin, in Dresden, in München, in Bern, in Mailand, selbst in der Türkei fand es Frankreich. Rußland, das bis jetzt für Oesterreich eine Stütze gewesen war, sollte eine Gefahr werden. Während wir durch unsere Grundsätze das oligarchische System Oesterreichs und durch unsere Siege seine Gebietsverfassung angegriffen hatten, wendete sich Rußland an die Slawen und Griechen Ungarns und drohete ihm früher oder später diese Bevölkerungen zu entreißen. So gab es für Oesterreich nun keine Sicherheit mehr; im Norden, im Osten, im Süden, überall war die Gefahr. Ohne Zweifel hatten die beiden Kaiser in Tilsit auch von ihm und seinem künftigen Geschicke gesprochen. Oesterreich brannte vor Verlangen den Schleier zu zerreißen, welcher die geheimen Artikel des Bundesvertrages noch umgab. Enthielten diese so sorgsam verheimlichten Artikel Bestimmungen, die gegen die Existenz Oesterreichs gerichtet waren? Da es recht wohl das Unrecht fühlte, dessen es sich gegen Rußland und Preußen hatte zu Schulden kommen lassen, so fürchtete es, sie hätten, um sich dafür zu rächen, daß es ihnen nicht beigestanden, auf seine Kosten Frieden geschlossen. Der Hof, der Adel, die Bürger sogar sprachen nur von den Leiden der Gegenwart und von den noch größern Gefahren der Zukunft. „Alexan-

„der und Napoleon," sagte der Kaiser Franz, „wollen „die europäische Dictatur begründen; wir werden sehen, „ob es ihnen gelingt."*) Der Minister Graf Colloredo, der in seinen Ausdrücken noch energischer war, rief aus: „wir sehen wohl, daß Alles, was in Tilsit geschehen ist, „aus Haß gegen England und Oesterreich gethan wurde „und daß unser Verderben beschlossen ist; aber wenn wir „untergehen sollen, wollen wir wenigstens mit Ehren und „mit den Waffen in der Hand fallen."**)

Der allgemeine Haß traf Rußland und Frankreich in gleichem Maße; er erschöpfte sich in bittern Sarkasmen gegen den persönlichen Character des Kaisers Alexander; man nannte ihn einfältig, feig und undankbar. Die Nachsichtigsten gaben ihm eine Schwäche und Veränderlichkeit Schuld. „Er ist ein Kind," sagte der Kaiser Franz, „und „ich wundere mich nicht, daß Napoleon ihn zu Allem ge„bracht hat, was er wünschte, denn er ist im Stande jede „Rolle zu spielen."***) Die Klügsten indeß, welche überall die kleinste Anzahl ausmachen, hielten die Lage noch nicht für so ganz verzweifelt. Alexander war in ihren Augen ein schlauer Staatsmann, der, auf dem Schlachtfelde von Napoleon geschlagen, im Felde der Diplomatie Vergeltung gefunden habe. Er habe sich unter der Gewalt der Ereignisse beugen müssen, bleibe aber im Grunde des Herzens doch immer der Mann der alten heiligen Sache. Bei der ersten Gelegenheit werde er die verhaßten Bande zerreißen und hingebender als je zu seinen alten Verbündeten, Oesterreich und England, zurückkehren.

---

*) Depesche des Generals Andreossy, Wien, vom 2. Aug. 1807.

**) Depesche desselben aus Wien vom 2. Aug. 1807.

***) Depesche desselben aus Wien vom 5. Aug. 1807.

Der Wiener Hof hatte, in der Absicht sicherlich uns die letzten Streiche zu versetzen, wenn wir geschlagen würden, während des letzten Krieges furchtbare Rüstungen unternommen, er hielt sich aber würdevoller als es Preußen unter ähnlichen Umständen gethan hatte und erniedrigte sich nicht zu feigen Entschuldigungen. Er beklagte sich nur sehr über Rußland und beschuldigte dasselbe, alles Böse gethan zu haben. Der Graf von Stadion sprach sich ohne Umschweife gegen den General Andreossy aus. „Der König Friedrich Wilhelm ist sehr zu beklagen," sagte er, „und der Kaiser Alexander hat viel zu verantworten." Die andern Minister sprachen sich wie der Graf Stadion aus und äußerten lebhaft ihr Bedauern die Bündnißanträge nicht angenommen zu haben, welche ihnen der Kaiser Napoleon so oftmals gemacht.

Wenn das erste Gefühl des Wiener Hofes die Furcht gewesen war, so veranlaßte ihn das zweite auf eine kräftige Vertheidigung für den Fall eines Angriffes zu denken. Die einen Augenblick mit geringerem Eifer betriebenen Rüstungen wurden wiederum aufgenommen. Man brachte bedeutende Magazine in Passau, wie zwischen Wien und Molk zusammen und sandte eine große Menge Kanonen nach Böhmen. Alle Streitkräfte des Reiches wurden an den Grenzen Böhmens und Mährens zusammengezogen. Auch wurde beschlossen, einen neuen Aufruf an die Ungarn zu erlassen, wie man neue Opfer an Menschen, Pferden und Geld von den Erbstaaten verlangte.

Frankreich und Rußland sahen ein, daß es von großer Wichtigkeit sei, die Besorgnisse des Wiener Hofes zu beruhigen. Der Kaiser Alexander sandte demzufolge den Fürsten Kurakin, der sich bemühete ihm die Besorgnisse zu benehmen. Er stellte ihm das Bündniß, welches sein Sou-

verain eingegangen, als eine den Frieden störende Maßregel dar, welche der Welt die Ruhe wiedergeben solle. Gleichzeitig erklärte er aber auch, daß der von seinem Herrn gefaßte Entschluß unwiderruflich feststehe, daß er sich fest vorgenommen habe, alle seine Bemühungen mit denen Napoleons zu vereinigen, um England zum Frieden zu zwingen und daß Oesterreich demnach jeder Hoffnung entsagen müßte, den Kaiser von dem eingeschlagenen Wege abzubringen.

Napoleon seiner Seits bezeigte dem Wiener Hofe die friedfertigsten Gesinnungen und erbot sich ihm alle nur wünschenswerthen Erklärungen zu geben.*) Er theilte ihm die beiden in Tilsit unterzeichneten Verträge mit, den Friedens- und den Bündnißvertrag. Diese Mittheilung war indeß von seiner Seite etwas ganz Anderes als eine Gefälligkeit; sie enthielt, auch ohne nähere Erklärung, eine sehr bestimmte Aufforderung, die nämlich unverzüglich dem Continentalsysteme beigetreten. Als Seestaat spielte Oesterreich eine sehr kleine Rolle in den Weltangelegenheiten; es besaß eine geringe Küstenausdehnung und eine unbedeutende Marine; aber es nahm in Europa eine bedeutende Stelle ein und war seit sechzehn Jahren die festeste Stütze der englischen Politik auf dem Festlande. Wenn es mit England in freundschaftlichen und commerziellen Verbindungen geblieben wäre, würden die Colonialwaaren und Fabrikate dieser Macht in die Häfen Triest und Fiume geworfen und von da aus über ganz Deutschland verbreitet worden sein. Es kam also wesentlich darauf an, daß sich Oesterreich ohne Zögern dem Continentalsysteme anschloß.

---

*) Depesche des französischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Paris vom 3. Aug. 1807.

Um eine solche Forderung minder empfindlich erscheinen zu lassen, zeigte sich Napoleon sehr nachgiebig in den andern Punkten, welche zwischen den beiden Höfen noch streitig waren. Seine Truppen hielten Braunau noch besetzt, das nach dem Vertrage von Preßburg Oesterreich zurückgegeben werden sollte, sobald es uns Cattaro überliefert haben würde. Da der Vertrag von Tilsit das Schicksal des letztern Ortes festgestellt hatte, so wünschte der Wiener Hof so bald als möglich wieder in den Besitz von Braunau zu kommen, zögerte aber es von uns zu verlangen, weil es eine Weigerung fürchtete. Napoleon beeilte sich, ohne dazu aufgefordert worden zu sein, ihm den Ort fast unmittelbar nach dem Abschlusse des Vertrags von Tilsit zu übergeben.

Der Vertrag von Preßburg hatte die Grenzbestimmung zwischen Oesterreich und dem Königreiche Italien unentschieden gelassen. Seit zwei Jahren bestritt Frankreich dem Wiener Hofe die Stadt Monte-Falcone, welche Triest beherrscht. Gewiß hätte es von seinem Willen abgehangen, sie in die Grenzen des Königreichs Italien aufzunehmen, aber er that dies nicht. Oesterreich machte seiner Seits einige Gebietsconcessionen und der Isonzo wurde die Grenze der beiden Staaten. Es wurde überdies zwischen den Höfen von Wien und Paris verabredet, daß eine Militairstraße auf dem österreichischen Gebiete eröffnet werden solle, um eine freie Verbindung der Provinzen des Königreichs Italien am rechten Ufer des Isonzo mit Istrien und Dalmatien zu sichern und umgekehrt. Alle diese verschiedenen Punkte wurden durch einen Zusatzvertrag zu dem Vertrage von Preßburg geordnet, den man am 4. Februar 1807 in Fontainebleau unterzeichnete.

Napoleon, welcher in dieser Weise dem Wiener Hofe

ein genaues Maß von dem gab, was er von ihm zu fürchten und zu hoffen hatte, war der Meinung gewesen, Oesterreich werde sich glücklich schätzen, größerm Unglücke zu entgehen und sich einer Ordnung der Dinge unterwerfen, die es nicht mehr zu ändern vermochte. Es fühlte denn auch wirklich, daß die Ereignisse stärker waren als sein Wille und seine Leidenschaften. Die geringste Zögerung, dem Continentalsysteme beizutreten, konnte es verderben. Unsere Armeen, die an den Ufern der Oder und der Weichsel lagerten, im Besitze aller Festungen Preußens waren, brauchten blos eine Frontveränderung zu machen, um Oesterreich zu erdrücken. Es beugte sich bereits, aber noch mit geheimer Verzweiflung. Es äußerte keine Klage, kein Bedauern mehr, es stellte alle seine Rüstungen ein, rief seine Bataillone von den Grenzen Böhmens und Mährens zurück, nahm die letzten Befehle zu neuen Aushebungen zurück und stellte sich ruhig und heiter. Seine Beziehungen wurden die einer Macht, welche nach der Ehre strebt, Theil an unsern Bündnissen zu nehmen und endlich gab es das ausdrucksvollste Pfand seiner Nachgiebigkeit: es versprach uns förmlich dem Continentalsysteme beizutreten, wenn sich England weigern sollte, sich in Unterhandlungen zur Wiederherstellung des Seefriedens einzulassen.

Der österreichische Gesandte in London, der Fürst von Stahremberg, erhielt den Befehl Canning zu fragen, ob sein Hof geneigt sei, Friede mit Frankreich zu schließen.*) Canning gab eine ausweichende Antwort.**) Er sprach seine Verwunderung darüber aus, daß Oesterreich nach den wiederholten

*) Note des Fürsten von Stahremberg vom 20. November 1807.

**) Note des Herrn Canning vom 23. November 1807.

Beweisen, welche die englische Regierung von ihren friedliebenden Gesinnungen gegeben hätte, noch Zweifel darüber hegen könnte. „Sie wünsche jetzt wie immer," sagte er, „den Uebeln des Krieges ein Ende zu machen, sei aber „ihren Verbündeten treu und wolle einen Frieden, welcher „das Gleichgewicht zwischen den Interessen aller im Kriege „befindlichen Mächte wiederherstelle und in dauernder Weise „die Ruhe Europa's verbürge." Diese Antwort wurde sofort von dem Wiener Cabinet dem der Tuilerien mitgetheilt. Herr von Champagny wollte sich selbst mit dem Grafen Stadion darüber aussprechen und schrieb ihm direct. Er suchte zu beweisen, wie wenig aufrichtig die Gesinnungen wären, welche das englische Cabinet in Bezug auf den Frieden ausspreche. „Ist es nicht offenbar," sagte er, „daß es nur Zeit gewinnen und den schlechten Eindruck „vermeiden will, den der edele Entschluß, welchen der Kai„ser von Oesterreich gefaßt hat, auf alle Gemüther machen „wird? Wir wollen also die diplomatischen Schleier zer„reißen, unter denen England die wirkliche Frage zu ver„hüllen sich bemühet und gerade auf das Ziel losgehen. „Der Fürst von Stahremberg möge dem Londoner Cabinet „vorschlagen, unmittelbar Bevollmächtigte zu ernennen, um „über den Frieden mit Frankreich und Rußland zu unter„handeln. Wenn die englische Regierung diesen Antrag „annimmt, wird der Fürst von Stahremberg in London „bleiben können; weiset sie ihn aber von sich, so zeigt sie, „daß sie es jetzt nicht aufrichtiger meint als zur Zeit, da „es Kopenhagen angriff und ganz Europa in Blockadezu„stand erklärte."

Das Wiener Cabinet war sehr bereitwillig Alles zu thun, was Frankreich von ihm verlangte. Der Fürst von

Stahremberg forderte Canning auf*), Bevollmächtigte zur Unterhandlung mit allen kriegführenden Mächten zu bezeichnen und kündigte ihm an, daß er ermächtiget sei, ihnen Pässe zu gestatten, damit sie sich nach Paris begeben könnten. Der Antrag war in so bestimmten und klaren Ausdrücken abgefaßt, daß keine ausweichende Antwort darauf erfolgen könnte; man mußte ihn annehmen oder abweisen. Das Londoner Cabinet wies ihn ab. Es wagte Zweifel über die Vollmacht auszudrücken, nach der der Fürst von Stahremberg gehandelt habe und verlangte, wiewohl es wußte, daß dies nicht geschehen konnte, die Regierungen möchten vor allen Erörterungen die Grundlagen der Unterhandlung feststellen.**) „Wenn man über diese einig ist," sagte Canning, „wird die englische Regierung Bevoll-„mächtigte ernennen, aber sie wird dieselben nicht nach „Paris, in die Hauptstadt des Feindes, schicken, sondern in „eine Stadt, die noch zu bestimmen ist." Diese Antwort war vollkommen geeignet, der Vermittelung ein Ende zu machen, welche der Wiener Hof in London übernommen hatte. Und so zerriß England mit eigener Hand die Bande, welche es seit so vielen Jahren mit Oesterreich vereiniget hatte. Es warf kühn allen Mächten des Festlandes, seinen besten Verbündeten wie seinen Feinden den Handschuh hin. Es blieb demnach dem Fürsten von Stahremberg nichts übrig als seine Pässe zu verlangen. Sie wurden ihm gesandt und er verließ London mit dem ganzen Gesandtschaftspersonale. Der Kaiser von Oesterreich erklärte alle seine politischen und commerziellen Verbindungen mit England für abgebrochen und verschloß den englischen Schiffen alle seine

*) Note des Fürsten von Stahremberg vom 1. Jan. 1808.
**) Note des Herrn Canning vom 8. Mai 1808.

Häfen. Der englische Gesandte in Wien erhielt ebenfalls seine Pässe und die beiden Mächte befanden sich im Kriegszustande.

Europa ließ sich durch diesen angeblichen Bruch nicht täuschen, sondern hielt ihn für das, was er war, das Werk einer unvermeidlichen Nothwendigkeit. Der General Andreossy schrieb unter dem 30. December an Herrn von Champagny: „Dieser Hof hat aus Furcht dem Londoner „auseinandergesetzt, daß er sich gezwungen gesehen habe, „ihm seine Häfen zu verschließen. Die Minister des Kai„sers haben Herrn Adair ersucht, ihrer Regierung deßhalb „nicht zu zürnen und ihm vorgestellt, das Haus Oesterreich „sei nicht in der Lage, den schmerzlichen Umständen zu „widerstehen, die auf ihm lasteten.“

Napoleon wußte recht wohl, daß die Freundschaftsäußerungen Oesterreichs nur erheuchelt waren und daß es die französische Macht nie mehr gehaßt. Aber was kümmerte ihn dieser Haß, wenn er unterdrückt wurde und ohnmächtig war? Die Hauptsache für ihn war, daß sich der Wiener Hof schweigend und ergeben seinem traurigen Geschicke unterwarf und ihm die Freiheit ließ, die große Aufgabe durchzuführen, welche er übernommen, die Oberherrschaft der Engländer auf dem Meere zu brechen.

Durch den 27. Art. des Vertrags von Tilsit hatte sich Preußen verpflichtet, den Schiffen und dem Handel Englands seine Häfen für die ganze Dauer des Krieges zwischen Frankreich und England zu verschließen. Ein anderer geheimer Artikel hatte ihm die ausdrückliche Verpflichtung aufgelegt, mit Frankreich gemeinschaftliche Sache gegen England zu machen, wenn diese Macht am 1. December 1807 nicht eingewilliget habe, auf billigen Grundlagen

Frieden zu schließen. Der König wünschte lebhaft, seinen Beitritt zu dem Continentalsysteme erst dann bekannt zu machen, wenn die preußischen Schiffe, die sich noch auf dem Meere und in England befanden, in die Landeshäfen zurückgekommen wären, aber in diesem Punkte wie in allen andern blieb Napoleon unerbittlich. Am 6. November*) erinnerte Herr von Champagny den preußischen Gesandten in Paris an die Versprechungen des Königs. Er sagte ihm, daß der 1. December herankomme, daß England die Vermittelung Rußlands zurückgewiesen habe und jede Hoffnung auf Frieden verschwunden sei und forderte ihn deshalb auf seinem Hofe zu melden, wie die Zeit gekommen sei, die in Tilsit übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen. Der König that, was er versprochen hatte. Am 1. December erließ er in Memel ein Decret, welches alle Verbindungen mit Großbritannien für gelöset und alle seine Häfen den Schiffen und Waaren dieser Macht für verschlossen erklärte.

In den Häfen Hannovers und der Hansestädte stand das Decret von Berlin lange schon in Kraft, aber nach dem Abschlusse der Verträge von Tilsit verdoppelte Frankreich die Strenge in der Anwendung der Prohibitivmaßregeln und übernahm es an allen Küsten der Nordsee die Polizei selbst zu handhaben. Das Netz wurde auf diesem Punkte des Festlandes so fest zusammengezogen, daß der Feind da, trotz der Kühnheit und List der Schleichhändler, keinen Eingang fand und die Mündungen der Elbe, Weser und Ems waren ihm hermetisch verschlossen.

Napoleon hatte zu demselben Zwecke des Herzogthum

*) Note des Herrn von Champagny an Herrn von Brockhausen, aus Fontainebleau vom 6. November 1807.

Oldenburg besetzen lassen, aber der Souverain dieses kleinen Staates war der Oheim des Kaisers von Rußland. Alexander ersuchte den Kaiser Napoleon, er möge doch seine Truppen aus dem Herzogthume Oldenburg zurückziehen und diesem Lande die völlige Unabhängigkeit zurückgeben. Napoleon, der bereitwillig jede Gelegenheit ergriff seinem Verbündeten gefällig zu sein, ließ das Herzogthum Oldenburg unmittelbar räumen, indeß unter der Bedingung, daß die französischen Decrete gegen die englischen Waaren streng zur Ausführung gebracht würden.

Holland gewährte in diesem Augenblicke der Welt ein seltsames Schauspiel. Es hatte eigentlich eine doppelte Art des Seins, deren eine von der andern wesentlich verschieden war. Als Regierung schien es den Interessen Frankreichs ohne Rückhalt ergeben zu sein. Das Contingent, das es uns in dem letzten preußischen Kriege gestellt, hatte sich auf 50,000 Mann belaufen, eine unermeßliche Anstrengung für ein Land, dessen Finanzen sich in so bedrängter Lage befanden. Seine Kriegsmarine befand sich in einem nicht minder blühenden Zustande. Sie bestand aus zwölf Linienschiffen und einer bedeutenden Anzahl Briggs und Kanonenschaluppen. Diese Streitkräfte hatten einen ruhmvollen Antheil an allen unsern Kämpfen zu Wasser und zu Lande genommen. Als Volk dagegen hatten dieselben Holländer Interessen, Sympathien und Gewohnheiten, welche sie zu wahren Verbündeten Englands machten.

Holland ist eine künstliche Schöpfung. Was es ist, verdankt es einzig und allein der Macht seines Speculationsgeistes. Es besitzt nicht wie Frankreich einen fruchtbaren ausgedehnten Boden, auf welchem sich in Zeiten des Seekrieges die Arbeit und Industrie der Bewohner concentriren könnten. Sümpfe, unbebaute Haideflächen, sehr

kostspielig zu unterhaltende Dämme und Wiesen, die dem Meere streitig zu machen sind, bilden den undankbaren Boden, auf welchem Holland das Gebäude seines Glückes aufgerichtet hat. Sein wirkliches Feld der Thätigkeit ist das Meer. Da bewegt es sich, da entfaltet es sich, da lebt es. Die Holländer haben das Geschick die Commissionäre und Agenten zur See für alle Völker zu sein. Verschließt man ihnen das Meer, so schneidet man ihnen alle Adern durch, welche diesem Kaufmannsvolke Leben geben und lähmt zu gleicher Zeit das Privat- und Staatswohl. Als Holland ein Theil der französischen Macht geworden war, stürzten sich die Engländer gierig auf die Colonien desselben und vernichteten seinen Seehandel. Da ihm jede Schifffahrt untersagt war, so wurde es der Hauptzwischenhändler für die englischen Waaren, welche für die Bewohner der Rheingegenden und Norddeutschlands bestimmt waren. Ein solcher Zustand griff in das Leben ein und verletzte alle unsere Interessen; er ermuthigte die Unternehmungen des Feindes, sicherte sein Glück, verewigte dadurch den Krieg und zerstörte alle unsere fiskalischen und Schutzmaßregeln. Oftmals verlangten wir von der batavischen Regierung, daß sie das Verhalten ihrer Unterthanen mit ihren politischen Pflichten in Uebereinstimmung bringen möchte. Immer versprach sie unsern Forderungen nachzukommen und nie hielt sie diese Versprechungen. Napoleon konnte unmöglich eine so offene Verletzung der Verpflichtungen dulden, welche die batavische Republik an unser Geschick banden. Sie war die Feindin Englands, sie mußte es also im Ernst sein und den Handel desselben wie die Schiffe bekriegen. Daraus mußten allerdings für sie empfindliche Leiden hervorgehen, aber litt Frankreich nicht auch? Vergoß es nicht seit funf-

zehn Jahren sein Blut, um die Rechte und die Unabhängigkeit aller Marinen von untergeordnetem Range zu sichern? Der Krieg war für Alle ein Zustand des Schmerzes und der Sorge und unsere Verbündeten mußten unsere Leiden, unsere Opfer, unsere Gefahren mit uns tragen, wenn sie später unsere Erfolge mit genießen sollten. Wenn Holland als getreuer und redlicher Bundesstaat handelte, kamen wir ihm in seiner Noth zu Hilfe, schlossen es der Bewegung unseres Binnenhandels an und eröffneten seiner Thätigkeit ein weites Feld; wir vermochten es jetzt. Wenn wir aber bei einem solchen Zustande der Dinge einen Handelsvertrag abschlossen, überließen wir die Bedeutung unserer Märkte dem englischen Handel.

Der König Ludwig war in die großen Pläne seines Bruders eingeweihet worden; er wußte wohl, daß Napoleon ihn nicht auf den Thron gehoben hatte, um sich die eitele Freude zu machen, einen König mehr in seiner Familie zu sehen; es mußte ihm bekannt sein, daß bei der vorübergehenden Lage, in welche der Seekrieg Frankreich gebracht hatte, ein König von Holland nur ein gekrönter Präfect des Kaisers sein konnte. Ludwig wußte alles dies, aber es gebrach seinem Character die Energie und seinem Geiste die umfassende Bildung. Er war nicht für die Geschäfte geeignet, da er sich bis dahin mit dem Studium der Literatur und Philosophie beschäftiget hatte. Gleichwohl hatte er den Muth nicht gehabt, die holländische Krone auszuschlagen. Als er sie angenommen, fand er die Kraft nicht, getreu die Verpflichtungen zu erfüllen, welche sie ihm auferlegte. Kaum hatte er einige Monate regiert, so ließ er sich von den batavischen Interessen beherrschen. Er legte unmerklich den alten Menschen ab, verläugnete sein erstes Vaterland, seinen Bruder und die große Politik

Frankreichs, um sich zum kleinlichen und eigensinnigen Vertheidiger der kleinen Politik Hollands zu machen. Er überließ sich dem philanthropischen Glücke, die Liebe seiner neuen Unterthanen zu gewinnen und da ihm dies nur dann gelingen konnte, wenn er die unerlaubten Verbindungen derselben mit dem Feinde duldete, so ließ er dem Schleichhandel volle Freiheit. Als der Kaiser ihn aufforderte, in den Häfen seines Reiches die Prohibitivmaßregeln vom 21. November 1806 in Kraft zu setzen, weigerte er sich offen und erklärte am 1. December, das Decret von Berlin könne nur in den Gegenden in Kraft gesetzt werden, welche in diesem Augenblicke von den batavischen Truppen besetzt wären, nämlich in Ostfriesland, in Oldenburg, Jever, Kniphausen und Varel.

Der Kaiser schrieb an den König Ludwig, um ihm seine Unzufriedenheit zu erkennen zu geben. Er drohete, wenn er in seinen traurigen Verirrungen beharre, seine eigenen Zollwächter und Soldaten nach Holland zu schicken und in dem Lande Haussuchungen anstellen zu lassen. Der König antwortete ihm und beauftragte eine Deputation, die er an seinen Bruder geschickt hatte, um ihn wegen der letzten Siege beglückwünschen zu lassen, ihm seinen Brief zu übergeben.

„Se. kaiserl. Maj.," schrieb er ihm, „hätten zu bedenken, daß die Unterdrückung jedes Handels und jeder „Schifffahrt, die für Frankreich nur ein großer Verlust „sei, für Holland soviel sei, als werde ihm sein Boden „entzogen. Das Gebiet sei nicht nur klein, sondern zum „Theil durch die Kunst entstanden; es mache kostspielige „Dämme, gleichsam goldene Unterlagen nothwendig . . . . „Nach der Luft sei diesem Volke am nöthigsten die Schifffahrt und die Unterstützung fremder Arme . . . . Se.

„kais. Maj. habe durch die constitutionelle Acte einen „vortheilhaften Handelsvertrag versprochen. Jetzt versage „man nicht nur denselben, sondern nöthige auch die Be„wohner durch die vexatorischen Versuche der Zollagenten „zu Repressalien, zu einem kleinen Kriege an den Grenzen." Der König schloß, indem er den Kaiser ersuchte ihm beizustehen, „weil es sein Werk sei, ein Land zu schützen, dessen „Unterstützung ihm um so weniger fehlen würde, je fester „die Herrschaft seines Bruders da begründet sei."

Die holländische Deputation konnte den Kaiser erst in Polen erreichen. Er empfing sie sehr schlecht und beklagte sich bitter über die geringe Sorge des Königs und seines Volkes, die kaiserlichen Verordnungen auszuführen. Die Heftigkeit dieser Vorwürfe veranlaßte den König zu weiterm Nachdenken. Er kannte seinen Bruder und fühlte, daß er zu gleicher Zeit seinen Thron und die Nationalität der Holländer gefährde, wenn es ihm nicht gelinge, den englischen Schleichhandel in seinen Staaten zu unterdrücken. Er schien ernstlich geneigt zu sein, dieses System zu ändern und versprach die Wachsamkeit in der Küstenpolizei zu verdoppeln. Aber seine Befehle wurden nirgends ausgeführt. Alle Interessen und alle Gewalten in Holland waren verbündet, sich der Strenge des Prohibitivsystems zu entziehen. Jeder von dem reichsten Capitalisten bis zu dem geringsten Matrosen hielt es für eine patriotische Handlung, durch alle möglichen Mittel das Einbringen der englischen Waaren in das Land zu erleichtern. Uebrigens würde auch der Schleichhandel der thätigsten Polizei getrotzt haben, da er von den Nebeln, die in jenen Gegenden so gewöhnlich sind und von der Nähe der englischen Küste begünstiget wurde.

Das war die politische und commerzielle Lage Hollands zur Zeit als der Friede in Tilsit unterzeichnet wurde. Der

Kaiser theilte seinem Bruder sofort die Verpflichtungen mit, die er gegen den Kaiser Alexander übernommen hatte. Er machte ihm bemerklich, daß nun der Augenblick gekommen sei, die entscheidenden Schläge zu führen und forderte ihn in den dringendsten Worten auf, redlich, energisch, als aufgeklärter Fürst und guter Bruder zu dem Siege der Sache des Festlandes und aller untergeordneten Marinen mit zu wirken. Auch diesmal versprach der König den Wünschen des Kaisers nachzukommen. Er ergriff neue Maßregeln, um jeden Verkehr zwischen seinen und den englischen Häfen zu verhindern. Er untersagte seinen Unterthanen ausdrücklich, anders als in Begleitung von Schiffen der königlichen Marine Küstenfahrt zu betreiben. Wenn man nur nach dem äußern Scheine urtheilte, war die vollkommenste Einigkeit zwischen den beiden Brüdern wieder hergestellt; aber im Grunde war es nicht der Fall.

Der Kaiser Napoleon hatte durch den Vertrag von Tilsit das Fürstenthum Ostfriesland, das Land Jever und die Herrschaften Varel und Kniphausen an Holland abgetreten, aber er wollte damit kein Geschenk machen. Er verlangte, daß es ihm dafür den Hafen Vließingen und dessen Gebiet abtrete. Vließingen beherrscht die Mündung der Schelde; es war für die Sicherheit Antwerpens durchaus nöthig, gleichsam ein vorgeschobener Posten gegen England. Es wurde am 11. November 1807 ein Vertrag unterzeichnet, den der König Ludwig sich mehr gefallen ließ als annahm und derselbe sprach die Vereinigung dieses Platzes mit Frankreich aus. Der Verlust Vließingens war äußerst empfindlich für die Holländer und die gesetzgebende Körperschaft sprach denn auch die Unzufriedenheit der Nation aus. Der König selbst begann die Hoffnung aufzugeben, daß er seine Pflichten gegen sein Volk mit den Ver-

pflichtungen gegen den Kaiser werde vereinigen können. Die Maßregel in Bezug auf Vließingen erschien ihm als der erste Schritt auf einem Wege der Beraubung, welcher vielleicht zur Vereinigung von ganz Holland mit dem französischen Reiche führe. Er fühlte tiefen Kummer darüber und statt einen muthigen Entschluß zu fassen und die Neigungen seines Volkes energisch zu bekämpfen, wenn es auch nur geschehen wäre, um ihm die Nationalität zu erhalten, verfiel er auf Jammern und Klagen. Er beschuldigte seinen Bruder, ihm eine unerträgliche Lage zu bereiten und von diesem Augenblicke an hielt er sich für einen verfolgten Fürsten, wie er sich anschickte, die Rolle eines Märtyrers zu spielen.

Italien bildete die Grundlage unserer mittelländischen und föderativen Macht. Mit Ausnahme von Sicilien, das von den Engländern besetzt war und von dem päpstlichen Stuhle, dessen Fehler und Schwanken wir erzählen werden, war es ganz unserer Herrschaft unterworfen. Wir hatten ihm unsere politischen Gesetze, unsere Gesetzbücher und unsere Verwaltungseinrichtung gegeben. Seine Soldaten zu Wasser und zu Lande kämpften in unsern Reihen; unser Ruhm war der seinige, unsere Siege bildeten seine Größe. Es war uns endlich gelungen, Italien so innig mit uns zu verschmelzen, daß es gewissermaßen ein französisches Land geworden. Wie es also schien, hätte Italien längst schon den Intriguen und Waaren Englands nicht mehr zugänglich sein sollen. Gleichwohl war es nicht so. Da, wo sich unsere Macht unmittelbar furchtbar machte, an der Küste Genua's und an der ganzen Küstenfläche des Königreichs Italien wurden unsere Prohibitivmaßregeln in ihrer ganzen Strenge in Anwendung gebracht, an allen andern Orten aber umging man sie. So waren die Nähe Siciliens und

die geheimen Verbindungen, welche der alte Hof, der sich auf diese Insel geflüchtet hatte, noch immer mit Calabrien unterhielt, unübersteigliche Hindernisse bei einer wirksamen Unterdrückung des englischen Schleichhandels an den Küsten Neapels. Napoleon hoffte, es werde mit der Zeit und durch große Thätigkeit seinem Bruder Joseph gelingen, die Ausführung der kaiserlichen Decrete in der ganzen Ausdehnung seines Reiches zu sichern. Aber mit den rohen Bewohnern Calabriens konnten die Engländer keinen bedeutenden und einträglichen Handel zu treiben hoffen, ihre Speculationen hatten sich auf einen mehr in der Mitte gelegenen und civilisirten Punkt Italiens, auf die Küsten Toscana's gerichtet. Aus Livorno hatten sie eines ihrer reichsten Comptoire gemacht. Ungeheure Massen von Colonialwaaren und Fabrikaten aus Manchester und Birmingham strömten unter der amerikanischen Flagge in diesen Hafen. Von da aus wurden sie über die ganze Halbinsel verbreitet und nährten die Märkte Roms, Neapels und der Lombardei. Das, was nicht auf der Halbinsel selbst verbraucht wurde, ging über die Berge, gelangte nach Deutschland und kam bis nach Leipzig.

Der letzte Souverain von Etrurien, derselbe, welchen Napoleon 1801 zum Könige gemacht hatte, war gestorben und hatte einen noch minderjährigen Sohn hinterlassen. Die Königin Mutter hatte unter dem Titel einer Regentin die Regierung des Staates übernommen. Sie war eine unwissende Frau voll Vorurtheile und kleinlicher Leidenschaften, von beschränktem Verstande und schwachem Willen. Statt auf dem Wege der väterlichen Regierung des Großherzogs Leopold fortzugehen, hatte sie die Unordnung und die Bigotterie des spanischen Hofes in die Verwaltung sich einschleichen lassen. Es giebt Verirrungen, welche der

ganze Scharfsinn des Geschichtschreibers kaum zu begreifen und zu erklären vermag. Die der Königin von Etrurien gehören dahin. Die gewöhnlichste Klugheit empfahl ihr die äußerste Umsicht und eine sorgfältige, unablässige Aufmerksamkeit, um kein Mißtrauen in dem Kaiser zu erregen. Sie war von allen Seiten von der Macht dieses Fürsten eingeschlossen; sie wußte, daß sie aus einer Familie stammte, die sein Haß verfolgte und daß er sie von dem Throne herabstürzen würde, auf den er sie erhoben, sobald als sie ihm Veranlassung gebe, an ihrer Treue zu zweifeln. Dennoch verstand sie es nicht, sich nur durch den gewöhnlichen Selbsterhaltungstrieb leiten zu lassen; sie umgab sich nur mit fanatischen Priestern und schenkte ihr ganzes Vertrauen ihrem Beichtiger, dem eifrigen Bischof von Fiesole und einem französischen Emigrirten. Sie erholte sich Raths in Rom, das, wie sie wußte, uns feindlich gesinnt war und knüpfte durch Vermittelung des Nuntius Morrozzo ein geheimes Verständniß mit dem heiligen Collegium und der Königin Caroline an. Sie lieh ihr Ohr den hinterlistigen Einflüsterungen Englands und unter dem Vorwande, daß sie ohne Ungerechtigkeit amerikanischer Schiffe sich nicht bemächtigen könnte, welche mit Certificaten unserer Consuln versehen wären, öffnete sie ihre Häfen den englischen Waaren. Endlich, als während des polnischen Krieges sich die Nachricht verbreitete, der Kaiser und seine Armee wären bei Eylau geschlagen worden, empfand sie eine unbeschreibliche Freude und war unklug genug, sie zu äußern. „Die „Königin ist in Livorno,“ schrieb der französische Gesandte, Herr von Aubusson la Feuillade, unter dem 8. Juni 1807 aus Florenz an den Fürsten Talleyrand; „man bemerkt, „daß ihr Aufenthalt daselbst genau in den Augenblick „fiel, als die Intriguen der Coalition am lebhaftesten be-

„trieben wurden.“ Am 7. September schrieb derselbe Gesandte: „Anfangs hatte ich an die Aufrichtigkeit der „Freundschaftsäußerungen der Königin gegen den Kaiser „geglaubt; jetzt sehe ich nichts mehr davon. Diese Regie„rung ist eine Zusammensetzung von Unfähigkeit, Falschheit „und Schwäche. Toscana ist unbestreitbar einer der thä„tigsten Heerde der Intriguen unserer Feinde.“

Durch alle diese Fehler hatte sich die Königin die Zuneigung ihres Volkes entfremdet und in dem Geiste des Kaisers unrettbar gestürzt. Ihr Sturz wurde beschlossen. Napoleon deutete die Wegnahme Toscana's durch die militärische Besetzung des Gebietes an. Der General Miollis erhielt den Befehl mit 6000 Mann rasch gegen Florenz, von da gegen Livorno zu rücken und in dieser Stadt alle etwa da befindlichen englischen Waaren wegzunehmen*).

Am 30. August 1807 meldete Aubusson la Feuillade der Königin das Einrücken des Generals Miollis in ihre Staaten und die Bestimmung des Armeecorps. Da sie fühlte, worin sie gefehlt hatte, ahnte sie sogleich ihr und ihres Sohnes Schicksal und versank in wahre Verzweiflung. Nachdem sie mehrere Tage in Thränen verbracht hatte, wollte sie den Versuch machen, ob sie den Einsturz ihres Thrones nicht abwenden könnte, wenn sie sich direct an den Kaiser wendete; sie schrieb ihm deshalb einen sehr rührenden Brief. Sie ließ dabei nicht merken, daß sie die Pläne des Kaisers errathen habe und stellte sich nur über die ungeheure Last erschrocken, welche die Anwesenheit von

*) Depesche des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten an Herrn Aubusson la Feuillade vom 18. August 1807.

6000 Franzosen in Livorno veranlassen würde und beschwor ihn in den dringendsten Ausdrücken, ihr diese Last zu ersparen. Die Reue kam zu spät. Bald wurde das verderbliche Decret unterzeichnet, welches den Sturz ihres Hauses aussprach. Herr von Aubusson la Feuillade begab sich am 24. October in den Palast Pitti und machte die unglückliche Königin mit dem Vertrage bekannt, der drei Tage später in Fontainebleau unterzeichnet wurde und in welchem bestimmt war, daß der König von Etrurien Toscana an Frankreich abtreten und dafür als Entschädigung die nördlichen Provinzen von Portugal erhalten solle. Diese Mittheilung brachte den schrecklichen Eindruck, den man hatte fürchten können, auf die Königin nicht hervor. Sie war seit sechs Wochen darauf vorbereitet. Sie nahm ihr Schicksal mit stummem Schmerze hin und kündigte es ihren Frauen, ihren Hofleuten und ihrer ganzen Umgebung an. Mehrere Tage lang hörte man in dem Palaste Pitti nur Thränen und Wehklagen. Endlich verließ sie das lachende und schöne Toscana, wo sie so leicht ein glückliches Leben hätte führen können. Sie reisete mit ihrem Sohne ab, ohne selbst den Trost zu haben, in den Herzen ihrer ehemaligen Unterthanen ein Bedauern zurückzulassen. Sie begab sich in der Hoffnung nach Mailand, da den Kaiser zu treffen und ihn vielleicht über das Schicksal ihres Sohnes zu rühren. Auch hatte sie wirklich mit Napoleon eine für beide peinliche Unterredung, denn sie konnte keine Veränderung in der Lage des jungen Königs erwirken. Von Mailand wendete sich die Königin nach Madrid, wo sie genau zu der Zeit ankam, um Zeuge des Sturzes und der Schande ihrer Familie zu sein.

Eine provisorische Verwaltung trat für einige Monate an die Stelle der Verwaltung der Königin von Etrurien,

als Anbahnung einer definitiven Einverleibung. Ein Senatsbeschluß vom 30. Mai 1808 erklärte Toscana für vereiniget mit dem Kaiserreiche. Es bildete die drei Departements des Arno, des mittelländischen Meeres und des Ombrone.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Gesinnungen Pius VII. gegen den Kaiser nach der Ceremonie der Salbung. — Rückkehr des Papstes nach Rom. — Kirchliche Erörterungen. — Schreiben des Kaisers an den Papst aus Boulogne vom 19. August 1805. — Weigerung des heiligen Vaters, die Ehe des Hieronymus Bonaparte zu trennen. — Feindselige Stimmungen und Intriguen des heiligen Collegiums gegen Frankreich während des österreichischen Feldzuges (1805). — Unzufriedenheit Napoleons. — Er läßt Ancona besetzen. — Klage des Papstes. — Sein Schreiben an den Kaiser vom 13. November 1805. — Antwort des Kaisers aus München vom 13. Januar 1806. — Reflectionen über die schwierige Lage Frankreichs dem heiligen Stuhle gegenüber und über das Verhalten, welches Frankreich hätte annehmen sollen. — Heftiges Schreiben des Kaisers an den Papst vom 13. Februar 1806. — Schmerz des heiligen Vaters. — Widerstand des heiligen Collegiums gegen den Willen des Kaisers. — Heftiges Verfahren des Kaisers. — Repressalien des römischen Hofes. — Aeußerste Entschließungen des Papstes Pius VII. und des heiligen Collegiums. — Zurückberufung des Cardinal Fesch. — Alquier zum französischen Gesandten in Rom ernannt. — Instructionen für ihn. — Energische Anrede des heiligen Vaters an Alquier. — Versöhnliche Vorschläge an den römischen Hof durch den Nuntius Arezzo. — Neue Weigerung des heiligen Vaters. — Schreiben des Kaisers aus Dresden vom 22. Juli 1807 an den Vicekönig von Italien und Mittheilung desselben durch Alquier an den Papst. — Schmerzlicher

Eindruck dieses Schreibens auf den Papst. — Bestimmte Weigerung desselben, einem Bundesvertrage Italiens beizutreten. — Schwierigkeiten bei der Wahl eines neuen Bevollmächtigten des heiligen Stuhles in Frankreich. — Ernennung des Cardinals von Bayanne. — Ultimatum, das durch Champagny dem Cardinal-Legaten Caprara am 21. September 1807 vorgelegt wird. — Neue Instructionen an Alquier. — Hinterlistige Mittheilung des Vicekönigs an den Herrn von Bayanne. — Erklärung Alquiers an die Regierung des heiligen Stuhles. — Der Papst nimmt endlich die Bedingungen des Kaisers an. — Militärische Besetzung der drei Provinzen Urbino, Ancona und Macerata durch den General Lemarrois. — Verzweiflung des heiligen Stuhles. — Ankunft Bayannes in Paris. — Aussöhnungsvertrag, unterzeichnet von den Cardinälen Bayanne und Caprara. — Zorn des Papstes. — Er desavouirt die beiden Cardinäle. — Militärische Besetzung Roms durch den General Miollis. — Schmerz und Muth des heiligen Vaters. — Zurückberufung Alquiers. — Eduard Lefebvre behält die Leitung der Gesandtschaft. — Befehle an alle Cardinäle, in ihre resp. Länder zurückzukehren. — Versuch einer friedlichen Eröffnung durch Lefebvre. — Er wird durch seinen Hof desavouirt. — Bruch zwischen Frankreich und dem heiligen Stuhle. — Letzte Unterredung Lefebvres mit dem Papst. — Unbeugsame Weigerung des heiligen Vaters. — Abreise Lefebvres von Rom.

Der heilige Stuhl ist eine der Regierungen Europa's gewesen, welche den Einfluß der in Tilsit abgeschlossenen Verträge am empfindlichsten gefühlt haben. Seine Geschicke wurden durch denselben gänzlich zerrüttet. Wir haben zuerst die Lage genau auseinander zu setzen, in welcher sich die Höfe von Paris und Rom in dieser Zeit gegen einander befanden, in welcher jene Verträge unterzeichnet wurden.

Die Reise des Papstes nach Frankreich hatte keine der glücklichen Folgen gehabt, welche die Höfe von Paris und Rom davon erwarteten. Der geheime Beweggrund, welcher Pius VII. bestimmt hatte, den Kaiser selbst zu salben,

war, wie erwähnt, die Hoffnung, daß dieser Fürst, durch eine so große Handlung der Herablassung gerührt, den Vertrag von Tolentino aufheben und ihm die drei Legationen zurückgeben würde. Dies, was ihm so sehr am Herzen lag, hatte er nicht erreichen können; eben so wenig war es ihm gelungen, einen der organischen Artikel umzuändern, welche so sehr den absoluten Lehren des heiligen Stuhles widersprachen; er hatte demnach seine päpstliche Würde gefährdet, wider die Bedenklichkeiten eines großen Theiles des heiligen Collegiums verstoßen, durch sein Gebet eine Macht für rechtmäßig erklärt, die aus einer Revolution hervorgegangen war, welche Ludwig XVI. geopfert hatte und alles das ohne Gewinn sowohl für seine weltliche Macht, als für seine päpstliche Obergewalt. Noch war dies nicht Alles.

Einige Zeit nach der Ceremonie der Salbung war der Kaiser von mehrern großen Würdenträgern seines Hofes lebhaft angegangen worden, den Papst in Frankreich zu behalten, den Sitz der päpstlichen Gewalt dahin zu verlegen und demzufolge den Kirchenstaat einzuziehen und mit dem Königreiche Italien zu vereinigen. Man setzt hinzu, einer seiner hohen Beamten habe eines Tages den Papst über die Möglichkeit einer solchen Veränderung in der Existenz seiner Regierung auszuhorchen gewagt.

Zu oft haben wir bereits gesehen und werden noch sehen, daß der Kaiser seinem Hasse ganz nachgab und gegen treulose Verbündete die List und Doppelzüngigkeit wendete, deren sie sich bedient hatten, um ihn zu verderben. Aber man tritt dem Andenken dieses großen Mannes zu nahe, wenn man nur den einfachen Verdacht über ihm schweben läßt, als sei er versucht gewesen, die Anwesenheit des Papstes in Frankreich zu mißbrauchen, um ihn da zurückzuhal-

ten und ihn seiner weltlichen Krone zu berauben. Dies war ebenso wenig der Fall mit den Personen, die seinen Hof bildeten. Einige, und zwar einige der ausgezeichnetsten*), welche durch ihren ärgerlichen Lebenswandel die persönlichen Feinde der Kirche geworden, waren durch einen gewissen geheimen Haß getrieben, den Sturz einer Macht zu wünschen, die sie verrathen und beleidiget hatten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Ohren des heiligen Vaters Worte vernehmen mußten, die vor ihm nicht hätten ausgesprochen werden sollen. Das übrige that die Furcht. In den Herzen der Prälaten, die ihn nach Frankreich begleitet hatten, lag viel Mißtrauen und bisweilen auch seltsame Besorgniß. Da sie an die Freiheit unserer Sprache und unseres Handelns nicht gewöhnt waren, so deuteten sie ein unpassendes oder unschickliches Wort als Anzeichen einer schlechten Absicht. Sie sahen überall Gefahr und Aergerniß.

Pius VII. hatte die Absicht zu erkennen gegeben, nach Rom zurückzukehren und die Zeit angezeigt, wann er aufzubrechen wünsche. Leider aber ist es nur zu gewiß, daß der heilige Vater zu der Zeit, welche er bestimmt hatte, nicht abreisen konnte, entweder in Folge materieller Hindernisse wegen der Reise, welche der Kaiser um dieselbe Zeit nach der Lombardei machte, oder aus einem andern nicht aufgeklärten Grunde. Diese Verzögerungen deuteten zum wenigstens von Seiten der französischen Regierung eine ungastfreundliche Vernachlässigung an und Pius VII. wurde dadurch empfindlich gekränkt. Auch verfehlte man in seiner Umgebung nicht, ihr eine nachtheilige Auslegung zu geben und er selbst scheint endlich Besorgniß gehegt zu haben.

*) Die Herren Fouché und von Talleyrand.

„Wenn man die Absicht hat, mich hier zurückzuhalten,“ sagte er, „so habe ich in Rom meine Vorsichtsmaßregeln „für einen solchen Fall getroffen. Ich lege dann meine „päpstliche Würde nieder und die französische Regierung „wird nur einen armen Mönch mit Namen Barnabas „Chiaramonti in den Händen haben*).“

In Rom waren die Gemüther noch weit mehr beunruhiget. Die Nachrichten aus Paris, welche die Entfernung und die Furcht vergrößerte, erreichten eine entsetzliche Ausdehnung. Da man den heiligen Vater nicht ankommen sah, so zitterte man für die Sicherheit seiner Person; man zeigte einander geheimnißvoll Briefe aus Frankreich und zog daraus die schlimmsten Folgerungen; man fürchtete, das Kirchenoberhaupt nicht wiederzusehen. Endlich indeß wurde man aus der Besorgniß gerissen, denn man erfuhr, daß er die Erlaubniß zur Abreise erhalten habe und auf dem Wege nach seiner Hauptstadt sei. Er langte wirklich mit seinem ganzen Gefolge am 16. Mai 1806 an. Bei dem Anblicke des Greises gab die gesammte Bevölkerung Beweise der Rührung. Die Leute knieten nieder, um seinen Segen zu empfangen und feierten seine Anwesenheit mehr noch durch Gebete als durch Freudenrufe.

Der Papst nahm nach seiner Wiederankunft in Rom eine würdevolle Haltung an. Er äußerte keine Klage und schien mit der Reise und dem Kaiser ganz zufrieden zu sein. „Ich habe mich zu der Reise nicht durch weltliche „Rücksichten bestimmen lassen,“ sagte er. „Ich hatte den „guten Glauben zu Frankreich, da die Religion zu suchen „und ich habe sie da gefunden.“ Er sprach gern davon,

*) Depesche des Herrn Artaud, französischen Geschäftsträgers in Rom. (II. Floreal des Jahres XIII.)

daß der Kaiser mehrmals zu ihm gesagt habe, er werde von allen Seiten bedrängt, der weltlichen Herrschaft des heiligen Stuhles ein Ende zu machen, aber er werde diese Herrschaft aufrecht erhalten, so lange es in seiner Macht stehe. Unter diesem Anscheine von Zufriedenheit verbarg er indeß einen geheimen Schmerz; er fühlte sich verlegen und beschämt, den Cardinälen, welche die Reise gemißbilliget hatten, wieder gegenüber zu stehen, ohne ihnen das mitzubringen, was ihn in ihren Augen würde haben entschuldigen können, die Rückgabe nämlich Bologna's, Ravenna's und Ferrara's, oder wenigstens die Zurücknahme der organischen Gesetze. Sein Herz war betrübt. Obgleich der Kaiser ihm nichts versprochen hatte, so beschuldigte er ihn doch fast, er habe ihn in eine Schlinge gelockt. Er hatte den Prälaten, die ihn nach Frankreich begleitet, ausdrücklich empfohlen, über die Reise sich nur mit der äußersten Vorsicht auszusprechen; sie schwiegen also, aber was ihr Mund nicht aussprach, sagte ihr Gesicht, in welchem sich die Unzufriedenheit ausdrückte und Alles an ihnen, selbst ihr Schweigen, klagte den Kaiser und dessen Hof an.

Während seines Aufenthaltes in Mailand hatte sich der Kaiser damit beschäftiget, die Geistlichkeit Oberitaliens neu zu organisiren und alle seine Maßregeln waren eben so viele Wohlthaten gewesen. Er hatte alle Seminarien geplündert, die besten Bischofssitze in tiefer Armuth und die Kirchengüter wie die Einkünfte der Kapitel ungenügend gefunden. Allen diesen Uebelständen hatte er abgeholfen und überdies die Klöster wieder eingerichtet. Aber er hatte die Einkünfte, mit denen er diese Anstalten ausgestattet, in Renten auf das große Buch oder in bestimmten Staatsbesoldungen angewiesen. Der römische Hof nun, der seinen Entschluß in Bezug auf die französische Kirche gefaßt, hatte

seine ganze Aufmerksamkeit der italienischen Kirche wieder zugewendet und sein ganzes Streben ging dahin, sie in ihrem sonstigen Glanze wieder herzustellen. Er verlangte deshalb, daß die kirchlichen Anstalten in der Lombardei nicht auf Staatsrenten, sondern wie sonst auf liegende Güter angewiesen würden. Der Kaiser hatte, um die Interessen der Kirche mit der aufgeklärten Zeit in Einklang zu bringen, die Zahl der Klöster verringert und mehrere von denen, die verschiedenen Orden angehörten, verschmolzen. Auch hatte er eine neue Eintheilung der Pfarrbezirke vornehmen zu müssen geglaubt. Alle diese Anordnungen an sich waren vortrefflich, aber nach der Regel hätte Napoleon, bevor er sie traf, mit dem päpstlichen Stuhle sich darüber verständigen sollen. Das hatte er aber nicht gewollt, weil er gefürchtet, in den Forderungen und absoluten Lehren des päpstlichen Hofes auf endlosen Widerstand zu stoßen. Er hatte eine Klippe nicht vermeiden können, ohne an eine andere zu stoßen. Rom fühlte sich durch die Geringachtung verletzt, mit welcher der Kaiser seine Rechte in Fragen behandelt hatte, die allein, wie es sagte, von seiner geistlichen Obergewalt abhingen. Die Wunde war tief, die Gereiztheit groß.

Der Papst sprach seinen Schmerz darüber in einem vertraulichen Schreiben aus, das er am 31. Juli 1805 eigenhändig an den Kaiser schrieb. Der Kaiser antwortete ihm am 19. August aus dem Lager zu Boulogne: „ich „habe Ew. Heiligkeit oftmals gesagt, der römische Hof ist „zu langsam und befolgt eine Politik, die in andern Zei„ten gut gewesen sein mag, für das Jahrhundert aber nicht „paßt, in welchem wir leben. Die meisten Klöster waren „desorganisirt und alle bedrohete die Aufhebung; ich habe „sie wiederhergestellt. Ich gab dem philosophischen Geiste

„der Zeit Unrecht und billigte das Prinzip der Nützlichkeit „dieser kirchlichen Anstalten. Ich verdiene nur den Vor„wurf, Alles dies ohne Mitwirkung des heiligen Stuhles „gethan zu haben, weil ich in Mailand keinen Bevollmäch„tigten fand und aus Erfahrung wußte, daß der heilige „Stuhl drei bis vier Jahre brauchen würde, um die An„gelegenheiten Italiens zu beendigen und daß sie immer „schlimmer sich gestalten mußten, wenn ich nicht schnell „eingriff. Ich glaubte, Ew. Heiligkeit würde des Beweg„grundes wegen darüber hinwegsehen und fühle mich des„halb unangenehm berührt, daß Ew. Heiligkeit mit mir „unzufrieden ist, nachdem ich Alles zur Befriedigung der „Geistlichkeit gethan habe. Wenn Ew. Heiligkeit gut un„terrichtet ist, wird sie auch wissen, daß man in Italien „meinte, ich hätte für die Geistlichkeit zu viel gethan."

Der Kaiser äußerte einen so aufrichtigen Wunsch, die materielle und geistige Lage der Geistlichkeit von Oberitalien zu verbessern, daß der Papst sich wohl damit befriediget zeigen mußte. Er sprach sich also in einem zweiten Briefe, den er am 6. September an den Kaiser schrieb, in liebevollen Worten aus, aber im Grunde seines Herzens lag doch Bitterkeit.

Der jüngste Bruder des Kaisers, Hieronymus, hatte sich in Amerika mit einer Demoiselle Patterson verheirathet. Napoleon, der seinem Bruder ein hohes Geschick zugedacht hatte, mißbilligte diese Heirath und verlangte von dem Papste als ein Zeichen persönlicher Freundschaft, daß er eine Verbindung löse, die ein katholischer junger Mann mit einem protestantischen Mädchen leichtsinnig geschlossen habe, aber der Papst zeigte sich keineswegs geneigt, in den Wunsch des Kaisers zu willigen. Nachdem er die Sache lange geprüft hatte, erklärte er, seine geistliche Macht ge-

statte es ihm nicht, die Nichtigkeit einer Ehe auszusprechen, die, obwohl zwischen einem Katholiken und einer Protestantin geschlossen, alle Bedingungen einer rechtmäßigen und unauflöslichen Verbindung habe.

Diese Weigerung war dem Kaiser sehr verdrießlich. Er bestand zwar nicht weiter darauf, forderte aber, ohne sich weiter um das von dem päpstlichen Hofe angeregte Hinderniß zu kümmern, daß die Civilehe gelöset werde. — Diese gegenseitigen Beschwerden der beiden Regierungen gegen einander gingen dem großen Zwiste voraus, welcher sie zu Ende desselben Jahres 1805 völlig veruneinigte.

Die dritte Coalition hatte besonders den Zweck gehabt, uns aus Italien zu vertreiben und alle ihre Mittel aufgeboten, Gold mit vollen Händen ausgestreut und tausend Intriguen angeknüpft, um die Regierungen und die Völker der Halbinsel gegen uns aufzureizen. Rom war nicht minder wie Neapel und Florenz aufgefordert worden, sich gegen uns zu erklären. Im Grunde war die Sache des heiligen Stuhles die der gegen Frankreich verbündeten Kronen. Wenn Napoleon auch die Altäre und den Thron wieder aufrichtete, er blieb nichtsdestoweniger die Personification der Revolution, wenn auch nicht der blutigen und ausschweifenden, so doch der geordneten und organisirten Revolution. Es fand zwischen dem Geiste der Revolution und dem alten ultramontanen Geiste jener gewaltige Unterschied statt, wie zwischen dem freien Gedanken und jenem, der in den Grenzen des katholischen Dogmas gehalten wird, wie zwischen dem Fortschritte und dem Stillstande. Bei dem heiligen Stuhle ist es nicht wie bei den andern Regierungen; seine theokratische Einrichtung gestattet ihm nicht, durch Umwandlung sich zu verjüngen. Da sein moralischer Machtglanz in der Unfehlbarkeit seiner Dogmen

liegt, so ist es ihm gewissermaßen versagt, mit den Interessen und Gewalten dieser Welt zu verhandeln. Er gehörte schon dem Wesen seines ausschließenden Geistes nach zu der großen Partei, welche seit funfzehn Jahren mit so vielen Anstrengungen gegen den Strom der neuen Ideen kämpfte. In Rom fürchtete man noch mehr als in Wien und St. Petersburg die Entwickelung jener kühnen Nation, welche ihre wunderbare Macht nur unter der Bedingung befestigen konnte, daß sie überall um sich ihre Grundsätze, ihre Einrichtungen und Gesetze verbreitete. Es begann ein neuer Krieg; wenn die Coalition siegte, mußte Italien wieder unter die Herrschaft Oesterreichs fallen. Das wünschte denn auch Rom sehr eifrig, denn es konnte dann wenigstens die Sicherheit haben, ruhig im Schatten der deutschen Macht zu leben; es konnte sogar hoffen, wieder in den Besitz von Bologna, Ferrara und Ravenna zu gelangen. Weiter ging sein weltlicher Ehrgeiz nicht. Wenn dagegen Frankreich durch sein Schwerdt der höchste Richter Italiens wurde, suchte es gewiß seinen Ruhm darin, die altitalienische Einheit wieder herzustellen und hauchte ihm den neuen Geist ein, von dem es selbst erfüllt war. Was sollte aus Rom und seiner Priesterherrschaft inmitten einer Revolution werden, welche alle Geschicke der Halbinsel erneuerte? Die päpstliche Regierung, in vielfacher Hinsicht ein Nebenwerk in der neuen Organisation Italiens geworden, mußte endlich früher oder später fallen und verschwinden. Rom konnte also in dem beginnenden Kriege nicht neutral bleiben, wenigstens nicht in seinen Gedanken und Gesinnungen. Es war zu klug, um seine Vorliebe laut zu erkennen zu geben, aber seine innigste Theilnahme, sein inbrünstigstes Gebet galt unsern Feinden. Die meisten Mitglieder des heiligen Collegiums standen in ununterbrochener Verbin-

dung mit den Agenten der Coalition, correspondirten durch Vermittelung der neapolitanischen Cardinäle mit der Königin Caroline, theilten allen Beamten der päpstlichen Regierung ihren Haß gegen Frankreich mit und bereiteten überall durch Vermittelung der Mönche und Pfarrer den Aufstand der Massen vor.

Der Papst persönlich war diesen Intriguen fremd geblieben. Zwar war er mit dem Verfahren des Kaisers gegen ihn nichts weniger als zufrieden, aber er nahm auch noch keineswegs, selbst indirect, an Combinationen Theil, welche aus Haß gegen diesen Fürsten und die Macht desselben gemacht wurden. Er war mild und theilnehmend bis zur Zärtlichkeit und hatte ebenfalls den Einfluß erfahren, den Napoleon auf alle Personen ausübte, die er an sich fesseln wollte und nicht weniger nach der Neigung seines Herzens als nach der strengen Forderung seines Gewissens wünschte er in dem Kriege, der beginnen sollte, strenge Neutralität zu behaupten. Der Cardinal Staatssecretär Consalvi, der ein weit schmiegsameres Gewissen und unendlich größere Gewandtheit in der Behandlung der Geschäfte und Menschen besaß, theilte die Ansicht des heiligen Vaters über das bei der europäischen Krisis zu befolgende System; in Rom ist aber die persönliche Einwirkung des Souverains auf die Leitung der großen Angelegenheiten eine sehr beschränkte und das heilige Collegium bestimmt, mit seltenen Ausnahmen, Alles. Aus Unkenntniß also dessen, was geschah, oder aus Ohnmacht verhinderte Pius VII. nichts.

Kaum hatten die ersten Feindseligkeiten an der Donau und Etsch begonnen, als sich in dem ganzen Kirchenstaate eine außerordentliche Aufregung kundgab. Ehemalige Insurgentenführer, die sich sonst durch ihre Kühnheit und

Grausamkeit bekannt gemacht hatten, Vanni, Navarro und der ehemalige Mönch Benignotti erschienen in dem Gebirge und an den Grenzen des Königreichs Neapel von Neuem. Sie durchzogen die Dörfer, riefen die Landleute zu den Waffen, erhoben Steuern und nahmen alle schlechten Subjecte, die sie fanden, unter ihre Schaaren auf. Sogar in Rom, vor den Augen unseres Gesandten, waren unsere Feinde thätig. Es hatten sich daselbst zwei Clubs gebildet, welche offen mit den Emissären der Coalition in ganz Italien correspondirten; sie hatten eine Classification der Einwohner entworfen und eine Proscriptionsliste aller Anhänger Frankreichs aufgestellt. „Man sucht alle Gelegen„heiten auf, den allgemeinen Haß gegen die Franzosen zu „schüren," schrieb der Cardinal Fesch am 28. Fructidor des Jahres XIII. an den Herrn von Talleyrand. „Man „müßte Bücher schreiben, wenn man Ew. Excellenz eine „unendliche Menge kleiner Details angeben wollte, welche „für sich allein wenig zu bedeuten haben, aber für eben so „viele Verzweigungen eines großen Planes angesehen wer„den können, welcher die Absicht hat, alle Völker Italiens „gegen uns zum Aufstande zu bringen."

In einer Nacht bekamen zwei unglückliche Melonenhändler auf dem Marius-Platze Streit mit Leuten aus dem Volke und fielen unter Dolchstichen. Die Mörder wurden verhaftet; sie trugen die französische Cocarde. Dieses Privatverbrechen beuteten unsere Feinde zum Vortheile ihrer politischen Leidenschaften aus. Sie verbreiteten überall, daß die Mörder Franzosen wären, daß das Leben der Römer nicht mehr sicher wäre und es gelang ihnen nur zu gut, die Stimmung des Pöbels gegen uns aufzureizen. Der Cardinal Fesch that endlich einen auffallenden Schritt. Er schrieb an den Cardinal Consalvi, um sich zu beschwe-

ren, daß die päpstliche Polizei sich so wenig Mühe gebe, die wahren Schuldigen zu ermitteln, im Gegentheil unsern Feinden Schutz zu gewähren scheine. Sein Brief verrieth die schreckliche Lage, in welcher sich Italien befand. Er war hart und stolz. Der Cardinal Consalvi hielt sich dadurch beleidiget und beklagte sich bitter in einem vertraulichen Schreiben an Herrn von Talleyrand.

Ancona, das an den Communicationslinien des Corps Gouvion Saint-Cyrs lag, hatte in diesem Augenblicke eine außerordentliche Wichtigkeit. Nur einige Stunden trennten es von Corfu und von Corfu sollten die Russen kommen, welche die Bestimmung hatten, in Verein mit den Engländern einen Handstreich gegen Unteritalien zu versuchen. Ancona war fast ganz entwaffnet und hatte zu seiner Vertheidigung nur eine Besatzung von 656 Mann und 58 Kanonen. Die Festungswerke befanden sich in dem vernachlässigtsten Zustande. Frankreich konnte nicht zugeben, daß ein solcher Platz seinen Feinden ausgesetzt bleibe. Es forderte deshalb den heiligen Stuhl auf, seine Festungen und Küsten in einen geeigneten Vertheidigungszustand zu setzen. Eine solche Forderung widersprach der Neutralität der päpstlichen Regierung nicht, aber sie verstieß gegen die Leidenschaften des heiligen Collegiums, abgesehen davon, daß sie dasselbe zu Geschäften und Arbeiten antrieb, die ihm vollkommen widerwärtig waren. Wie auch der Cardinal Fesch den römischen Hof beschwur, sich in Vertheidigungszustand zu setzen, wie er ihm auch die Gefahr, die ihn bedrohete, als nahe bevorstehend vorstellte, Alles blieb nutzlos, nichts konnte ihn aus seiner trägen Rolle herausbringen. Napoleon hatte diese Sorglosigkeit nur zu wohl vorausgesehen und dafür gesorgt; Gouvion St. Cyr hatte den Befehl erhalten, in dem Augenblicke, da er durch den

Kirchenstaat marschire, um sich mit Massena zu vereinigen, Truppen nach Ancona zu werfen. Am 6. November 1805 erschien plötzlich der General Montrichard an der Spitze seiner Colonne vor den Mauern dieses Platzes, ließ sich die Thore öffnen und setzte sich da fest.

Der Papst erwartete einen solchen Gewaltstreich von Frankreich nicht und verrieth eben so viel Schmerz als Verwunderung darüber; er trieb seine Unzufriedenheit sogar so weit, um von den Verbündeten jeden Argwohn zu entfernen, als ließe er Frankreich nach Gefallen handeln. Er wollte sein Mißfallen dem Kaiser selbst zu erkennen geben und schrieb ihm deshalb am 13. November ...... „Wir wollen es offen sagen, seit unserer Rückkehr nach „Rom haben wir nur Verdruß und Aerger gehabt, da „doch die persönliche Bekanntschaft mit Ew. kais. Majestät, „die wir gemacht haben und unser unveränderliches Ver„halten uns etwas ganz Anderes zu versprechen schienen. „Mit einem Worte, wir finden in Ew. Majestät die ent„sprechenden Gesinnungen nicht, welche wir von Ihnen zu „erwarten ein Recht hatten. Wir fühlen es lebhaft und „sagen es aufrichtig dem gegenwärtigen Einfalle gegenüber, „daß uns das, was wir uns schuldig sind und die Ver„pflichtungen, welche wir gegen unsere Unterthanen über„nommen haben, uns zwingen, von Ew. Majestät die „Räumung Ancona's zu verlangen, mit deren Verweige„rung sich die Fortdauer des Verkehrs mit dem Minister „Ew. kais. Majestät in Rom nicht vereinigen lassen würde, „da dieser Verkehr in Widerspruch mit der Behandlung „stände, welche wir in Ancona von Ew. Majestät fort„während erfuhren.“

Dieser Brief war ein Fehler. Napoleon hatte bei der Besetzung Ancona's einer gebieterischen Nothwendigkeit nach-

gegeben. Er konnte diesen Platz unmöglich der Bewachung von 600 päpstlichen Soldaten in einem Augenblicke überlassen, wo 30,000 Russen und Engländer an den Küsten Neapels landen sollten und Gouvion de Saint-Cyr Massena zu Hilfe eilen mußte. Die militärische Besetzung Ancona's durch unsere Truppen war eine nothwendige Folge des vernachlässigten Zustandes, in welchem der römische Hof seine Häfen und Festungen gelassen hatte. Jeder andere Souverain würde in der Lage des Kaisers ebenso gehandelt haben. Pius VII. hätte sich in die Umstände fügen und mit Resignation das, was er nicht zu hindern vermochte, dulden und sich vor allen Schreiben und Worten hüten sollen, welche den Character eines persönlichen Kampfes zwischen ihm und dem Staatsoberhaupte Frankreichs hatten. Aber er hatte eine übertrieben hohe Vorstellung von seiner souverainen Würde. Er hielt die Besetzung Ancona's für eine Beleidigung seiner Krone und machte das Maß seiner Fehler durch die Haltung voll, welche er annahm, als die Russen und Engländer an den Küsten Neapels wirklich gelandet waren. Als der Cardinal Fesch darauf drang, daß die päpstliche Regierung ohne Zeitverlust alle ihre Truppen an der Grenze Neapels zusammenziehe und wenigstens die Absicht zeige, dem Einfalle der verbündeten Armee in ihr Gebiet sich zu widersetzen, weigerte sich der Papst auf das Bestimmteste. Er ging in seiner Verirrung soweit, daß er erklärte, wenn die Russen erschienen, um Civita-Vecchia zu besetzen, würde er ihnen kein Hinderniß in den Weg legen und nur verlangen, daß sie nicht in Rom erschienen.

Napoleon empfing den letzten Brief des heiligen Vaters einige Tage vor der Schlacht von Austerlitz und machte es mit dem Papste wie mit dem Könige von Preußen; er beeilte sich mit der Antwort nicht und ließ die Ereignisse

sich erst vollenden. Als er Oesterreich kampfunfähig gemacht, die Russen nach Hause geschickt, Preußen Gesetze vorgeschrieben und alle seine Feinde gedemüthiget hatte, griff er zur Feder und antwortete dem Papste. Sein aus München datirter Brief unterscheidet sich sowohl der Sache als der Form nach wesentlich von allen vorhergehenden. Es spricht nicht mehr der Freund, der Gleiche Pius' VII., sondern der seiner Kraft sich bewußte, mit Recht gegen Rom erzürnte Gebieter. Er hat die Intriguen des heiligen Collegiums durchschauet; er sieht an dem päpstlichen Throne nur Feinde Frankreichs, leidenschaftliche und ergebene Agenten der Coalition, die um so gefährlicher sind, da die Religion in den Augen der Völker ihren Haß heiligte. Was liegt ihm daran, ob Pius VII. persönlich von den Complotten seines Hofes sich fern gehalten und ob er in seinem Herzen eine unfruchtbare Zuneigung zu ihm hegt? Haben die Männer, denen er sein Vertrauen geschenkt hat und die in Rom Alles konnten, weniger gegen unsere Macht conspirirt? Ist er für die Verirrungen seiner Räthe nicht verantwortlich? Das Vertrauen, das Napoleon auf den Papst gesetzt hatte, war vernichtet. Er hatte geglaubt, sich denselben für immer angeschlossen zu haben und bemerkte, daß er sich getäuscht hatte; er trennte sich also von ihm. Pius VII. war nun in seinen Augen nichts als ein schwacher Greis mit beschränktem Verstande, in dem engen Kreise seiner theologischen Wissenschaft gebannt, von den Mönchen und Prälaten beherrscht, aus denen er seinen Hof zusammengesetzt hatte und unfähig, die gefährlichen Complotte desselben zu vereiteln. Er sagte ihm seine Gedanken noch nicht ganz, er begnügte sich, sie errathen zu lassen und hoffte, eine heilsame Furcht werde ihn auf dem gefährlichen Wege zurückhalten, auf den er

sich hatte ziehen lassen. „Sehr heiliger Vater," schrieb er ihm, „ich empfange einen Brief von Ew. Heiligkeit vom „13. November. Es mußte mich sehr verletzen, daß Ew. „Heiligkeit, als alle Mächte im Solde Englands sich ver„bündet hatten, ungerechten Krieg gegen mich zu führen, „schlimmem Rathe ein Ohr lieh und mir einen so rück„sichtslosen Brief schrieb. Es steht Ihnen vollkommen frei, „ob Sie meinen Gesandten in Rom behalten oder ihn fort„schicken wollen. Die Besetzung Ancona's ist eine unmit„telbare und nothwendige Folge der schlechten Militäror„ganisation des heiligen Stuhles. Ew. Heiligkeit hatte „ein Interesse daran, diese Festung lieber in meine Hände „fallen zu sehen, als in die der Engländer oder der Türken. „Ew. Heiligkeit beklagt sich, daß Sie seit Ihrer Rückkehr „von Paris nur Veranlassungen zu Schmerz gehabt. Der „Grund davon ist, daß seitdem alle die, welche meine „Macht fürchteten und mir Freundschaft erwiesen, ihre Ge„sinnungen änderten, wozu sie sich in Folge der Stärke der „Coalition berechtiget hielten und daß ich seit der Rückkehr „Ew. Heiligkeit nach Rom nur Weigerungen von Ihrer „Seite über alle Gegenstände, selbst über die empfangen „habe, welche vom höchsten Interesse für die Religion wa„ren, wie z. B. der Protestantismus zu hindern war, wie„der in Frankreich das Haupt zu erheben*). Ich habe „mich für den Beschützer des heiligen Stuhles angesehen „und als solcher Ancona besetzt. Ich hielt mich, wie meine „Vorgänger zweiten und dritten Geschlechts, für den älte„sten Sohn der Kirche, für den, welcher allein das Schwerdt

*) Dies bezieht sich auf die Weigerung des heiligen Vaters, die Ehe des Hieronymus mit der Mademoiselle Patterson zu trennen.

„hat, sie zu schützen und sie vor einer Befleckung durch „die Griechen und Muselmänner zu bewahren. Ich werde „den heiligen Stuhl auch immer schützen trotz den fal„schen Schritten, der Undankbarkeit und der Abneigung „der Männer, welche in diesen drei Monaten sich gezeigt „haben, wie sie eigentlich sind. Sie hielten mich für „verloren, Gott hat aber durch die Siege, mit denen „er meine Waffen begünstigte, den Schutz offen gezeigt, „den er meiner Sache schenkt. Ich werde der Freund „Ew. Heiligkeit immer sein, wenn Sie nur Ihr Herz und „die wahren Freunde der Religion zu Rathe ziehen. Ich „wiederhole es, es steht Ew. Heiligkeit frei, meinen Ge„sandten fortzuschicken und lieber die Engländer und den „Kalifen von Constantinopel aufzunehmen; da ich aber den „Cardinal Fesch solchen Unannehmlichkeiten nicht Preis „geben will, werde ich ihn durch einen Weltlichen ersetzen. „Der Haß des Cardinals Consalvi ist so groß, daß mein „Gesandter immer nur auf Weigerungen gestoßen ist, wäh„rend er immer und überall meine Feinde vorzog. Gott „ist Richter, wer von allen regierenden Fürsten am mei„sten für die Religion gethan hat.

„Ich bitte Gott, sehr heiliger Vater, daß er Sie der „Leitung und Verwaltung unserer heiligen Mutter Kirche „lange Jahre erhalten möge.

„München, den 7. Januar 1806.

„Der Kaiser der Franzosen,
„König von Italien,
„Napoleon."

Dieses Schreiben zeigte dem heiligen Vater an, wie sehr der Kaiser verletzt war und es erfüllte ihn mit Schmerz und Unruhe. Er antwortete fast sogleich, am 20. Januar und erklärte zuerst, daß es nie seine Absicht gewesen sei,

den französischen Gesandten zu entfernen, sowie er sich bemühete den Ausdrücken, deren er sich in dem letzten Schreiben bedient hatte, die unschuldigste Auslegung zu geben. Dann setzte er hinzu: „Die Ihnen wohlbekannte Aufrich„tigkeit unseres Characters nöthiget uns, hier Ew. Maje„stät zu sagen, daß Sie sich irren, wenn Sie glauben, „daß wir durch bösen Rath Anderer zu dem Zwiste ge„trieben worden. Wir fühlten tiefes Bedauern in unse„rem Herzen und sprachen dies mit aller Offenheit gegen „Sie aus. Wenn Ew. Majestät auf den 13. November „zurücksehen, an welchem wir diesen Brief schrieben, werden „Sie finden, daß es eine Zeit war, in welcher wir wußten, „daß Sie vor den Thoren Wiens standen und daß die „ruhmreichen Erfolge Ihres großen Geistes und Ihrer „Waffen das Schicksal des Krieges bereits entschieden hat„ten. Wir also konnten ebenso wenig als ein Anderer „Sie für verloren halten, wie Sie sagen; dieser Gedanke „würde auch nimmer in unser Herz gekommen sein, da er „unserer nicht nur unwürdig, sondern auch für uns sehr „schmerzlich sein würde, wegen unserer Anhänglichkeit an „Ihre Person." Der Papst entschuldigte sich dann wegen des Vorwurfes, daß er allen Forderungen des Kaisers in Bezug auf die Heirath des Prinzen Hieronymus widerstanden habe. „Es fehlte uns durch die göttlichen Verordnun„gen an Macht, nicht an dem Willen," sagte er. Er vertheidigte mit großer Wärme seinen Staatssecretär, den Cardinal Consalvi, gegen die Beschuldigungen, die gegen denselben gerichtet worden waren und erinnerte an alle Beweise der Zuneigung, welche jene Eminenz Frankreich bei so vielen Gelegenheiten gegeben habe, namentlich bei den Unterhandlungen über das Concordat. Er ersuchte den Kaiser, ihm nicht den Schmerz zu machen, den Cardinal

Fesch von Rom abzurufen und wünschte ihm in den Ausdrücken der lebhaftesten Bewunderung zu den neuen Siegen Glück. „Ew. Majestät,“ sagte er, „ist der Monarch der „venetianischen Staaten geworden und wir ersuchen Sie, „dort unverletzt die Religion zu erhalten, welche daselbst „herrscht und keine Neuerungen in Bezug auf die regel„mäßige und die Weltgeistlichkeit vorzunehmen. Diese „Vergrößerung Ihrer Staaten in Italien läßt uns glau„ben, daß der Augenblick gekommen sei, durch Ew. Ma„jestät die Hoffnungen endlich verwirklichet zu sehen, die „Sie uns nie entzogen haben, daß der Kirchenstaat nicht „länger durch den Verlust der drei Legationen geschwächt „werde.“ Pius VII. beschwur den Kaiser, die Stadt Ancona dem friedlichen Zustande wieder zu geben, dessen sie sich vor der Besetzung erfreut habe und schloß mit den Worten, welche bei seiner Lage einen Character tiefer Trauer und gänzlicher Ergebung hatten. „Wenn der Zu„stand der Sorgen, die uns Gott in unserm schmerzensrei„chen Pontificate vorbehalten hat, seinen Gipfel erreichen, „wenn wir uns eines so kostbaren Gutes beraubt sehen „sollten, der Freundschaft und des Wohlwollens Ew. Ma„jestät, so wird der Priester des Heilandes Jesus Chri„stus, der die Wahrheit im Herzen und auf den Lippen „hat, Alles mit Ergebung und ohne Furcht ertragen. Er „hofft, daß der Lohn, den ihm die Welt nicht gewährt, „dauernder und ewig in dem Himmel vorbehalten ist. Wir „hören nicht auf, Gott um die lange und glückliche Erhal„tung Ew. kais. königl. Majestät zu bitten und geben „Ihnen mit ganzem Herzen unsern väterlichen und aposto„lischen Segen.“

Wir glauben mehr als je, daß es nach den Siegen von Hohenlinden und Marengo für den ersten Consul gute Politik

gewesen wäre, sich in die italienischen Angelegenheiten nicht zu sehr einzumischen und daß die Aufgabe, England zu besiegen, sowie unsere Eroberungen am Rheine und an der Schelde hinreichten, das Leben eines großen Mannes auszufüllen und ruhmreich zu machen, sowie die Kräfte einer ganzen Generation zu erschöpfen. Indem Frankreich in Campo Formio und Luneville die cisalpinische Republik gründete, verbreitete es nicht blos seine Grundsätze, Institutionen und Gesetze; es that etwas, was unberechenbare Folgen hatte; es legte den Grund zu einem neuen Italien. Der Vertrag von Luneville trug bald seine Früchte. Vergebens würde das Oberhaupt Frankreichs die Entwickelung des Prinzips zu hindern versucht haben, das er selbst aufgestellt hatte; alle Berechnungen der Klugheit und Mäßigung würden durch den unwiderstehlichen Lauf der Dinge über den Haufen geworfen worden sein. Ebenso wenig war es ihm möglich, nach dem Vertrage von Preßburg stille zu stehen. Die Ereignisse waren schneller gegangen als seine Gedanken und sein Ehrgeiz führte gleichsam dadurch die Beschlüsse seines Schicksals aus. Die Organisation der italienischen Staaten war ein unermeßliches Unternehmen. Die Völker Italiens, welche seit Jahrhunderten unter verschiedenen Regierungen gelebt, hatten alle Fehler erhalten, welche aus der Zerstückelung hervorgehen. Ueberall hatten die Localinteressen über die allgemeinen geherrscht. Die Italiener, welche sonst die Welt regiert hatten, zehrten ihre schönen Geistesgaben in kleinlichem Ehrgeize, in engherziger Eifersucht und kleinen Plänen auf. Jetzt sollte ihre politische Bildung ganz umgeändert werden; man hatte sie von ihren Vorurtheilen zu befreien, den Kreis ihrer Intelligenz zu erweitern, indem man den ihrer Interessen erweiterte, ihre Leidenschaften zu veredeln, indem man sie

verallgemeinerte und Allen den edeln Ehrgeiz einzuflößen, in der Weltlage den ihnen gebührenden Platz einzunehmen. Wenn sie sich selbst, ihrer Unerfahrenheit, dem Localhasse, der sie veruneinigte, überlassen blieben, würden sie sich nicht plötzlich in einen einzigen Staatskörper haben verschmelzen können. Eine solche Verschmelzung konnte nur durch eine einzige und höchste Gewalt bewirket werden, welche mit der Macht auch das Genie und den Ruhm verband und ganz Italien imponirte. Die Piemontesen, die Lombarden, die Römer, die Neapolitaner mußten sich daran gewöhnen, einem und demselben Antriebe zu gehorchen, um sich allmälig daran zu gewöhnen, später die Kinder eines und desselben Vaterlandes zu werden. Das Werk war 1806 schon weit vorgeschritten. Die Macht, welche sich der Gründung der italienischen Einheit am stärksten widersetzt hatte, Oesterreich, war besiegt und über die julischen Alpen zurückgeworfen; an seine Stelle war überall Frankreich getreten. Napoleon herrschte in Turin, in Genua, in Mailand, in Bologna, in Parma und Venedig. Der ganze Norden der Halbinsel gehorchte ihm. Bald sollte auch der Süden seine Oberherrschaft anerkennen. Massena rückte rasch gegen Neapel vor und die Königin Caroline sollte durch den Verlust ihrer Krone ihre Tollkühnheiten und ihre Treulosigkeit büßen und durch einen Bonaparte ersetzt werden.

Aber der Vereinigung aller Völker Italiens unter einer und derselben Regierung stellte sich ein großes Hinderniß entgegen: der Kirchenstaat. Die theokratische Einrichtung Roms paßte nicht mehr für die sociale und politische Organisation des neuen Italiens. Es mußte sicherlich ein Tag kommen, an welchem die sonst so blühenden Länder, als sie dem Scepter des alten Rom gehorchten, die jetzt durch die Schuld von Einrichtungen und Menschen so tief

herabgekommen waren, selbst den neuen Geist in sich aufnahmen, der die ganze Halbinsel mit seinem Leben zu durchdringen begann; aber dieser Augenblick war noch weit entfernt und es lag uns nichts daran ihn zu beschleunigen. Auf dem päpstlichen Stuhle saß ein Greis, der unvergängliche Ansprüche auf die Liebe und Dankbarkeit des Kaisers erworben hatte. Es waren kaum funfzehn Monate vergangen, seit das Kirchenoberhaupt ihn in der Notre Dame zu Paris gesalbt hatte. Napoleon hatte nicht unempfindlich gegen so große Hingebung, Kraft, Muth und Tugend bleiben können und er wünschte aufrichtig nicht genöthiget zu werden, das Leben dieses verehrungswürdigen Mannes mit Unruhe und Kummer zu erfüllen. Auch ohne Liebe und Dankbarkeit würde schon die Klugheit hingereicht haben, jeden Gedanken an Beraubung von ihm fern zu halten. Der Eindruck von den Scenen der Krönung war noch frisch in allen Gemüthern. Was würde die Welt gesagt haben, wenn sie den Kaiser Napoleon, undankbar gegen einen solchen Dienst, das erhabene Haupt der Kirche der weltlichen Krone hätte berauben sehen? Welches Aergerniß würde eine solche Gewaltthat unter allen Katholiken hervorgerufen haben? Uebrigens durfte man nicht glauben, daß der Papst sich so ruhig würde absetzen lassen. Wenn er zum Aeußersten getrieben wurde, klagte er den Stifter der vierten Dynastie in Frankreich bei allen katholischen Völkern an und schleuderte den Bannstrahl gegen den, welchen sein Gebet geweiht hatte. Die kirchlichen Waffen hatten viel von ihrer Macht verloren, doch gebot die Klugheit sie nicht zu gering zu achten. Aus allen diesen Gründen lag es nicht in der Absicht Napoleons, den Sturz der weltlichen Regierung des Papstes zu übereilen. Gleichwohl mußte die Schonung, die er sich gegen den heiligen

Vater zur Pflicht gemacht hatte, ihre Grenzen haben. Er verlangte gar nicht mehr als ihn ruhig sein Leben auf dem Throne beschließen zu lassen, allerdings aber unter der Bedingung, daß der Kirchenfürst der Ausführung seiner großen Pläne mit Italien kein Hinderniß in den Weg lege, in allen Stücken sich seiner Politik anschließe, alle unsere Feinde für seine Feinde halte und ihnen seine Häfen und Märkte verschließe. Ohne Zweifel hatte ihm der Papst einen großen Beweis seiner Zuneigung dadurch gegeben, daß er zur Krönung nach Paris gekommen war; hatte er aber nicht auch Ansprüche auf die Dankbarkeit des heil. Vaters durch den Eifer erworben, mit welchem er den katholischen Cultus in Frankreich wieder hergestellt und die Geistlichkeit neu organisirt hatte? Er glaubte sich gegen Rom abgefunden zu haben und das Recht zu besitzen, von diesem Hofe dieselbe Nachgiebigkeit zu verlangen, die er bei allen Regierungen Italiens fand. Durch seinen Brief vom 7. Januar hatte er den heil. Vater benachrichtigen wollen, daß seinem Willen von nun an in Rom ebenso zu gehorchen wäre wie in Mailand, Florenz und Venedig und bald in Neapel. Man hatte seine Meinung nur zu wohl verstanden, aber der muthige Kirchenfürst antwortete ihm als Souverain, welcher unabhängig sein und seiner Unabhängigkeit Achtung verschaffen will. Er ließ sich merken, daß er großes Unglück erwarte und daß er dasselbe lieber ertragen als gegen seine Würde und die unveräußerlichen Rechte seiner Krone handeln würde. Der Kaiser hatte keinen so festen Widerstand von Seiten des Papstes erwartet. Er hätte vor dieser Schranke, welche sich plötzlich vor ihm erhob, einhalten und den katholischen Völkern das traurige Schauspiel eines Kampfes zwischen der weltlichen und der kirchlichen Oberherrschaft, zwischen dem Schwerdte

und der dreifachen Krone, zwischen dem Gebieter des europäischen Festlandes und dem geistlichen Oberhaupte der ganzen Kirche nicht geben sollen. Als weltlicher Fürst nahm der Papst den letzten Rang unter den Fürsten der Erde ein. Welche wirkliche Verstärkung unserer Macht konnte uns sein Bündniß bringen? Keine. In der höhern Sphäre des Glaubens und der Ideen dagegen stand der Papst auf dem ersten Platze. Er herrschte über alle katholische Gewissen; für alle Gläubigen war er mehr als ein Mensch, mehr als ein König; er hatte seine Macht von Gott selbst und war dessen Stellvertreter und heiliger Dollmetscher auf Erden; seine moralische Macht war also unermeßlich groß. Wem gebührte der eigentliche Triumph, wenn er sich weigerte, unter der Hand des Kaisers sich zu beugen? Nicht der materiellen Macht, welche die weltliche Krone des Papstes zertrümmerte, sondern dem heiligen Kirchenhaupte, das ohne Waffen, ohne Schiffe, ohne Kanonen, ohne Festungen, stark nur durch sein Bewußtsein und das Gefühl seiner Rechte, den Muth gehabt hatte dem Manne zu trotzen, zu dessen Füßen das ganze Festland lag. Ein Gebiet von beschränktem Umfange, unterjochte, aber gereizte Unterthanen, ein unermeßliches Aergerniß und die Mißbilligung der ganzen katholischen Welt würde dem zugefallen sein, welcher den Kirchenstaat an sich riß. Statt sich mit Unterhandlungen zu begnügen und den heiligen Vater durch Zeit und Geduld zu beugen, beschloß Napoleon ihn durch Drohungen und Gewaltthat zu unterwerfen. Am 13. Februar schrieb er ihm, um ihm seinen Willen kund zu thun. Sein Brief eignete sich nicht für den schwächlichen Zustand des heiligen Vaters. Er war stolz und heftig und in den Ausdrücken noch härter als in den Gedanken, die er enthielt.

„Sehr heiliger Vater,

„ich habe das Schreiben Ew. Heiligkeit vom 29. Januar „erhalten. Ich theile alle Ihre Schmerzen und sehe ein, „daß Sie in Verlegenheit sein müssen. Sie können aber „Alles vermeiden, wenn Sie auf richtigem Wege gehen „und sich nicht in das Labyrinth der Politik und der Rück„sichten auf andere Mächte einlassen, welche in kirchlicher „Hinsicht Ketzer sind und außerhalb der Kirche stehen, auch „vom politischen Standpunkte aus fern von Ihren Staaten „unfähig sind Sie zu schützen oder Ihnen Schaden zu„zufügen. Ganz Italien wird meinem Gesetze unterwor„fen werden. Ich werde die Unabhängigkeit des heiligen „Stuhles nicht antasten und ihm selbst die Ausgaben er„statten, welche ihm die Bewegungen meiner Armee ver„ursachen, aber unsere Bedingung muß sein, daß Ew. Hei„ligkeit im Weltlichen auf mich ebenso viel Rücksicht nehmen „als ich in kirchlicher auf Sie und daß Sie die nutzlosen „Schonungen der Ketzer, der Feinde der Kirche und der „Mächte einstellen, die Ihnen nichts Gutes thun können. „Ew. Heiligkeit ist Souverain in Rom, ich bin „aber Kaiser dort. Alle meine Feinde müssen „die Ihrigen sein. Es ziemt sich also nicht, daß ein „Agent des Königs von Sardinien, ein Engländer, Russe „oder Schwede in Rom oder Ihren Staaten sich aufhalte „und daß ein jenen Mächten gehörendes Schiff in Ihre „Häfen einlaufe. Ich werde gegen Ew. Heiligkeit als „Haupt unserer Religion immer die kindliche Ehrfurcht be„weisen, die ich Ihnen bei allen Gelegenheiten bewiesen „habe, aber ich bin gegen Gott verantwortlich, der sich „meines Armes bedienen wollte, um die Religion wieder „herzustellen. Und wie kann ich ohne zu klagen sie durch die „Langsamkeit des römischen Hofes gefährdet sehen, wo man

„nichts thut und wo man aus weltlichen Interessen und eiteln „Vorrechten der dreifachen Krone, Seelen verderben läßt? „Es werden die, welche Deutschland in der Anarchie lassen, „vor Gott Rechenschaft geben müssen, wie die, welche so „viel Eifer aufwenden, protestantische Ehen zu schützen und „mich nöthigen wollen, meine Familie mit protestantischen „Fürsten zu verbinden; es werden die vor Gott Rechen„schaft geben müssen, welche die Abfertigung der Bullen „meiner Bischöfe verzögern und meine Diöcesen in Anarchie „verfallen lassen. Sechs Monate braucht man, ehe die „Bischöfe ihr Amt antreten können und es kann binnen „acht Tage abgethan sein! Was die italienischen Ange„legenheiten betrifft, so habe ich Alles für die Bischöfe ge„than, die Interessen der Kirche befestiget und das Kirch„liche selbst nicht angetastet. Was ich in Mailand that, „werde ich in Neapel thun und überall, wohin meine Macht „reicht. Ich weigere mich nicht die Mitwirkung von Män„nern anzunehmen, die wahren Eifer für die Religion haben, „und mich mit ihnen zu verständigen; wenn man aber in Rom „ganze Tage in schuldiger Trägheit hinbringt, ohne etwas „zu thun, so kann ich, weil Gott mir aufgetragen hat, „nach so großen Umwälzungen für die Aufrechterhaltung „der Religion zu sorgen, bei dem nicht gleichgiltig sein, was „dem Wohle meiner Völker schaden kann.

„Sehr heiliger Vater, ich weiß, daß Ew. Heiligkeit das „Beste will; aber Sie sind von Menschen umgeben, die „es nicht wollen, die schlechte Grundsätze haben und statt „in den jetzigen kritischen Zeiten sich zu bestreben, die „Uebelstände zu beseitigen, welche sich eingeschlichen haben, „sie nur zu verschlimmern suchen. Wenn Ew. Heiligkeit „sich erinnern wollte, was ich in Paris gesagt habe, würde „die Religion in Deutschland organisirt sein und sich nicht

„in dem schlimmen Zustande befinden, in dem sie dort und „in Italien ist. Alles würde in Verein mit Ew. Heilig„keit und passend geschehen. Aber ich kann das kein Jahr „lang hinziehen lassen, was binnen vierzehn Tagen ge„schehen muß. Nicht im Schlafe habe ich den Zustand „der Geistlichkeit und die Oeffentlichkeit des Cultus so hoch „gehoben und die Religion in Frankreich wieder hergestellt, „so daß es jetzt kein Land giebt, in welchem sie so viel „Gutes wirkt, wo sie mehr geachtet wird und in höherm „Ansehen steht. Diejenigen, welche eine andere Sprache „gegen Ew. Heiligkeit führen, täuschen Sie und sind meine „Feinde; sie ziehen Unglück herbei, daß ihnen endlich ver„derblich werden wird.

„Ich bitte Gott ꝛc.

„Paris, den 13. Februar 1806.

(Unterz.) „Napoleon."

In derselben Zeit als der Kaiser diesen zerschmetternden Brief an den heiligen Vater richtete, schickte er dem Cardinal Fesch neue Instructionen zu. Er befahl ihm von der päpstlichen Regierung die unmittelbare Austreibung der Russen, Engländer, Schweden und Sardinier aus Rom und dem ganzen päpstlichen Staate, so wie die Verschließung aller Häfen des päpstlichen Stuhles gegen die Schiffe der Feinde Frankreichs zu verlangen. In einer Note vom 2. März 1806 verlangte der Cardinal Fesch, daß diese Ausschließungsmaßregeln sofort angenommen würden. „Sie wären," sagte er, „wegen des Heils Italiens und namentlich des Königreichs Neapel erforderlich."

Der Papst vereinigte in seiner Person zwei Gewalten, welche der römische Hof stets mit einander verschmolz, wenn er sein Interesse dabei fand, die aber gleichwohl von ein-

ander sehr verschieden sind. Als Oberhaupt der katholischen Kirche hat er nur Gott Rechenschaft zu geben, dessen Stellvertreter er auf Erden ist. Als weltlicher Fürst dagegen ist er dem ewig wechselnden Gange der menschlichen Dinge unterworfen und hängt wie alle Häupter kleiner Staaten nothwendig von der Macht ersten Ranges ab, in deren Kreise er sich befindet. Jahrhunderte lang war diese Macht das Haus Oesterreich gewesen. Zu Ende des letzten Jahrhunderts hatte der römische Hof keineswegs den ganz geistlichen Character seiner Sendung hienieden angeführt, um dem heftigen Andrängen des Bundes von Pillnitz zu widerstehen, vielmehr wie so viele Kronen der Republik den Krieg erklärt. Die jetzt vorherrschende Macht war Frankreich. Die Armeen derselben bedeckten die Halbinsel und umringten von allen Seiten den Kirchenstaat. Rom mußte sich fügen und die Oberherrschaft des Kaisers Napoleon anerkennen. Es mußte wohl wissen, daß der Mann, welcher so oft die Monarchien des Festlandes besiegt hatte, sich in der Ausführung seiner Pläne durch den Widerstand des Papstes nicht aufhalten lassen würde. Aber Pius VII. war nicht im Stande, in solche Rücksichten sich zu fügen. Man hatte sich in Paris eine falsche Vorstellung von seinem Character gemacht. Seine salbungsvolle Rede und der Ausdruck unendlicher Milde in seinen Zügen hatten die Vermuthung genährt, daß er bis zur Demuth beugsam sein würde und daß man Alles von ihm verlangen könnte. Das war ein großer Irrthum. Er verbarg unter der Miene evangelischer Ergebung einen sehr hartnäckigen Willen, der in manchen Fällen bis zur Heftigkeit gehen konnte und einen Muth, der weder durch großes Unglück, noch durch Verfolgung, nicht einmal durch den Verlust der Krone und des Lebens zu brechen war. Er besaß weder den umfassenden Geist

noch die Gewandtheit, welche die Leitung großer weltlicher Angelegenheiten erfordert. Er war ein Mann der alten Zeit, ein wirklicher Apostel, in dem das Feuer des Proselitismus glühete, der ganz von der Aufgabe seiner apostolischen Sendung durchdrungen und in allen Tiefen der theologischen Wissenschaft erfahren war. Seine Rechte als weltlicher Fürst verschmolzen in seinen Gedanken mit denen der päpstlichen Obergewalt und er hielt sie für ein heiliges Vermächtniß, das er seinen Nachfolgern unverletzt erhalten müsse, wenn er nicht seine heiligsten Pflichten verletzen wolle. Er war nicht abgeneigt sich als eine schuldige Schwäche vorzuwerfen, daß er den Kaiser in Paris gesalbt hatte und von einem kriegerischen Eifer ergriffen, der ihn drängte, seinen Fehler wieder gut zu machen. Sein Entschluß war gefaßt; er hatte sich vorgenommen seine Rechte als unabhängiger Fürst in ihrer ganzen Ausdehnung und auf allen Punkten zu behaupten. So wollte er Alles versagen, was man von Frankreich aus von ihm verlangte, den englischen, russischen und sardinischen Ministern nicht befehlen sich zu entfernen, seine friedlichen Verhältnisse mit England und Rußland nicht abbrechen, seine Häfen deren Schiffen nicht verschließen und endlich dem unter der Leitung Frankreichs gebildeten italienischen Bunde nicht beitreten.

Ehe er indeß dem Kaiser Napoleon diesen wichtigen Entschluß mittheilte, wollte er das heilige Collegium zu Rathe ziehen. Dieses bestand zum größten Theil aus Männern, deren Geist, geschärft durch die theologischen Spitzfindigkeiten und durch das ehrgeizige Streben, einen unvergleichlichen Grad von Schlauheit erlangt hatte. Sie hatten die Pläne des Gebieters von Frankreich nur zu wohl errathen. Derselbe hatte keine Maßregel ergriffen,

kein Wort gesprochen, das sich auf die Neugestaltung Italiens bezog, ohne daß sie dieselben geprüft, erwogen, erläutert hätten und immer waren sie zu dem verderblichen Schlusse gekommen, daß die weltliche Herrschaft des römischen Hofes, wozu er sich auch entschließen möchte, zum Widerstande oder zur Demuth, früher oder später in der Bewegung mit fortgerissen werden würde, welche Italien neugestaltete. Alle sahen sich in dem bedrohet, was ihnen das Theuerste war, in ihrem Glauben von sich selbst, in ihrer Würde als Fürsten der Kirche und ihrem persönlichen Ehrgeize. Fast einstimmig erklärten sie sich förmlich gegen den Beitritt des heiligen Stuhles zu dem Bundesvertrage Italiens. „Sich mit Frankreich verbünden," sagten sie, „hieße Rußland und England den Krieg erklären. „Nun könnte aber der Papst seinen Character als Apostel „des Friedens nicht ablegen und keinen Antheil an einer „Handlung der Feindseligkeit und des Krieges nehmen. Man „würde das System der katholischen Verwaltung auflösen „und die Anarchie an die Stelle der Ordnung und Ein„heit einführen. Namentlich in Bezug auf England würde „man die Verfolgung gegen die Bewohner Irlands her„vorrufen. In den Augen des heiligen Vaters machten „alle Katholiken der Welt nur ein einziges Volk aus, auf „welches sich seine Wachsamkeit und seine väterliche Liebe „gleichmäßig erstrecken müßten. Wenn man ihn zwänge, „die Waffen gegen Rußland und England zu ergreifen, „würde man ihn zu der Rolle eines Vasallen herabwürdigen. „Der Papst hätte geschworen, die Rechte des heiligen Stuh„les unverletzt und unveräußerlich zu erhalten und er könnte „in eine solche Herabsetzung nicht willigen, ohne sich eid„brüchig zu machen."

Ermuthiget durch die Zustimmung des heiligen Collegiums,

antwortete der Papst am 21. März auf das letzte Schreiben des Kaisers.

Nachdem er die schmerzlichen Gefühle ausgesprochen hatte, die dasselbe in ihm hervorgerufen, schrieb er: „Dieser Brief betrifft so viele und so wichtige Gegenstände, „er enthält so bittere Grundsätze, Forderungen und Klagen und er bezieht sich in einer solchen Weise auf das, „was Ew. Majestät uns durch Ihren Gesandten sagen „ließen, daß wir uns vor Gott, vor der katholischen Welt „und der Zukunft der feigsten Schwäche schuldig machen „würden, wenn wir unsere Gesinnungen nicht in der offensten Weise aussprächen und es vernachlässigten auf die „Forderungen, die man an uns stellt, auf die Grundsätze, „die man aufstellt, auf die Klagen, die man vorbringt, „die Antworten zu geben, welche uns das richtige Gefühl „der Gerechtigkeit, der Wahrheit und der Unschuld vorschreibt.“ Dann ging er auf die Hauptsache ein, auf die Verhältnisse des päpstlichen Stuhles mit England, Rußland, Schweden und Sardinien und erklärte, daß es ihm unmöglich sei mit diesen verschiedenen Mächten zu brechen, wie Se. kais. Majestät verlange. „Können wir,“ sagte er, „als Stellvertreter des ewigen Wortes, das nicht von dem „Gotte des Unfriedens, sondern von dem Gotte der Eintracht ist und das in die Welt kam, um Haß und Feindschaft daraus zu vertreiben und den Frieden zu bringen, „sowohl denen, die entfernt, als jenen, die nah sind (Ausdrücke des Apostels), von den Lehren unseres göttlichen „Meisters abweichen? Wie könnten wir gegen den Auftrag handeln, der uns gegeben ist? Es ist nicht unser „Wille, sondern der Wille Gottes, dessen Stelle wir auf „Erden einnehmen und der uns die Pflicht des Friedens „gegen Alle vorschreibt, ohne Unterschied zwischen Katholiken

„und Ketzer, zwischen Nahen und Entfernten, zwischen De-
„nen, von welchen wir Gutes und Denen, von welchen wir
„Böses erwarten. Wenn wir die Unterthanen der Mächte,
„die mit Ew. Majestät im Kriege begriffen sind, vertrieben
„und ihnen die Häfen verschlössen, würden wir jede Ver-
„bindung zwischen uns und den Katholiken abbrechen, die
„in ihren Reichen wohnen. Sie sind nicht in geringer
„Anzahl; Millionen wohnen in dem russischen Reiche, Mil-
„lionen und Millionen in den Ländern unter der Herrschaft
„Englands; sie genießen die freie Ausübung ihres Cultus
„und werden geschützt. Wir können nicht vorhersehen,
„was geschehen würde, wenn die Fürsten dieser Staaten
„sich durch uns herausgefordert sähen sowohl durch eine
„so entschiedene feindselige Handlung, wie es die Vertrei-
„bung ihrer Unterthanen sein würde, als auch durch das
„Verschließen unserer Häfen. Der Haß gegen uns würde
„um so stärker sein, um so gerechter er wäre, da wir von
„ihnen keine Beleidigung erlitten haben.

„Sire, wir wollen den Schleier heben. Sie sagen,
„Sie würden die Unabhängigkeit der Kirche nicht antasten;
„Sie sagen, wir wären der Souverain von Rom; Sie
„sagen aber uns zugleich, daß ganz Italien Ihrem Gesetz
„unterworfen wäre; Sie melden uns, daß Sie den Schein
„nicht ändern würden, wenn wir wollten, was Sie woll-
„ten; wenn Sie aber meinen, daß Rom, als ein Theil
„von Italien, unter Ihrem Gesetze stehe, wenn Sie nur
„den Schein erhalten wollen, wird die weltliche Herrschaft
„der Kirche zu einem Vasallenzustande herabgebracht und
„die Souverainetät und Unabhängigkeit des heiligen Stuhles
„vernichtet werden. Und können wir schweigen? Können
„wir durch ein Stillschweigen, das uns der Nachlässigkeit
„in unserem Amte vor Gott schuldig machen und uns vor

„der ganzen Nachwelt mit Schmach bedecken würde, die „Ankündigung solcher Maßregeln verheimlichen? Ew. Ma„jestät stellt die Behauptung auf, daß Sie Kaiser von „Rom wären. Wir antworten mit dem apostolischen Frei„muthe, daß das Haupt der Kirche, das solches seit einer „so großen Anzahl von Jahrhunderten ist, daß kein anderer „regierender Fürst ein dem seinigen gleichkommendes Alter „zählt, in seinen Staaten eine über der seinigen stehende „Macht nicht kennt und niemals anerkannt hat. Sie sind „unermeßlich groß, aber Sie sind als Kaiser der Franzosen „erwählt und gekrönt worden, nicht als Kaiser von Rom. „Es giebt keinen Kaiser von Rom; es kann keinen geben, „wenn man das Haupt der Kirche nicht der Herrschaft in „Rom beraubt. Es giebt wohl einen römischen Kaiser, „aber dieser Titel ist von ganz Europa und von Ew. Ma„jestät selbst in dem deutschen Kaiser anerkannt. Diesen „Titel können nicht zwei Fürsten gleichzeitig führen; er ist „nur ein Ehrentitel, welcher die wirkliche Unabhängigkeit „des heiligen Stuhles in nichts verringert. Kurz diese „kaiserliche Würde hat keinen Bezug und hat nie Bezug „gehabt auf die wirkliche Herrschaft und wurde vom An„fange an immer nach einer Wahl ertheilt."

Der heilige Vater rechtfertigte sich dann wegen der Langsamkeit seiner Entscheidungen in kirchlichen Angelegenheiten und zur Antwort auf die Anklage, daß er um weltlicher Interessen willen Seelen untergehen lasse, erklärte er, daß er die demüthigende Herbe dieses Vorwurfes als von dem Allmächtigen kommend annehme. „Gott und die „Welt wissen," sagte er, „ob weltliche Interessen und „eitele Vorrechte unsere Handlungen geleitet haben."

Endlich schloß der Brief mit den Worten: „ja, die „Wahrheit wird stets auf unsern Lippen siegen. Die Aus-

„dauer, die Rechte unseres Stuhles unangetastet zu erhal-
„ten, wird in unserm Herzen herrschen; wir werden lieber
„alle Widerwärtigkeiten dieses Lebens ertragen als uns
„unseres Amtes unwürdig machen. Und Sie werden sich
„von dem Geiste der Weisheit und der Vorsicht nicht ent-
„fernen, der Sie auszeichnet. Er hat Ihnen angezeigt,
„daß das Glück der Regierungen und die Ruhe der Völker
„unzertrennbar mit dem Heile der Religion verbunden
„sind. . . Sie werden nicht vergessen, daß wir in Rom
„so vielen Unannehmlichkeiten ausgesetzt sind und daß wir
„kaum vor einem Jahre nach Paris reiseten.

„Wir ertheilen Ihnen zum Schlusse mit ganzem Her-
„zen den väterlichen apostolischen Segen.

„Gegeben zu Rom am 21. März des Jahres 1806,
unseres Pontificats des siebenten.

(Unterz.) Pius VII."

Trotz seiner Festigkeit fürchtete der Papst im Grunde einen Fürsten zum Aeußersten zu treiben, der wie er wußte in seinem Willen ebenso hartnäckig als in seinem Hasse schrecklich war. Kaum war das Schreiben abgegangen als er den Eindruck fürchtete, den es hervorbringen würde und das Aufreizende in seinen Entschlüssen in der Ausführung zu mildern suchte. Er forderte die Minister Rußlands, Englands und Sardiniens vertraulich auf, statt sie gewaltsam aus Rom zu verweisen, wie es der Kaiser verlangte, ihn durch einen längern Aufenthalt in seinen Staaten nicht zu gefährden und bald hatten sie alle Rom und das päpstliche Gebiet verlassen. Er ging soweit, daß er dem Cardinal Fesch sagen ließ, obwohl ihm die Pflichten der Neutralität verböten, uns die Schlüssel von Civita-Vecchia selbst zu übergeben, so würde er es doch ohne Verwunderung und Schmerz sehen, wenn wir eine Garnison in diese Stadt

legten. Die Gelegenheit war zu gut, als daß sie nicht hätte ergriffen werden sollen; auf einen Befehl des Kaisers marschirte der General Duhesme gegen Civita-Vecchia, besetzte die Stadt und übernahm das Commando darin. So sicherte uns der Papst alle wirklichen Vortheile einer factischen Allianz. Er hatte gehofft, der Kaiser würde sich mit der passiven Ergebung in Alles, was er verlangte, begnügen und nicht fordern, daß er sich soweit erniedrige, um seine moralische Sanction Handlungen der Oberherrschaft zu geben, die, wie er sagte, mit den Rechten und der Würde seiner päpstlichen Krone sich nicht vertrügen. Aber Napoleon wollte sich vor Europa nicht den Anschein geben, als habe er dem Papste Gewalt angethan. Je höher das Kirchenhaupt in den höhern Kreisen der geistigen Welt gestellt war, eine um so größere Wichtigkeit legte der Kaiser darauf, daß es öffentlich und offiziell an der Politik Frankreichs Theil nehme. Die Hindernisse, welche ihm der Eigensinn des heiligen Vaters entgegenstellte, erbitterten ihn. „Ich bin nicht zu rechter Zeit geboren," sagte er zu Herrn von Fontanes; „sehen Sie auf Alexander; er konnte sich „den Sohn Jupiters nennen, ohne daß man ihm wider„sprach. Ich finde in meinem Jahrhunderte einen Priester, „der mächtiger ist als ich, denn er herrscht über die Geister, „während ich nur die Körper beherrsche." Ein ander Mal sagte er: „Die Priester behalten die Seele und werfen „mir den todten Leib hin."

Der Brief vom 21. März brachte ihn außer sich. Rom trieb ihn zum Aeußersten; er nahm den Kampf an, machte jeder Schonung ein Ende und behandelte von nun an den heiligen Vater mit dem Stolze und der Härte eines Oberherrn, welcher einen aufrührerischen Vasallen unterwerfen will.

Es war eine bedeutende Indiscretion begangen worden; man hatte die vertraulichen Briefe Napoleons an Pius VII. den Ministern der Coalition mitgetheilt. Der Kaiser beklagte sich bitter darüber und brach jede persönliche Correspondenz mit dem heiligen Vater ab. Herr von Talleyrand schrieb am 3. Mai an den Cardinal Caprara: „Se. „kaiserliche Majestät wird von nun an durch seine Minister „alle Angelegenheiten behandeln lassen, welche er aus Zu„neigung sonst selbst behandelte, aber er erwartete nicht, „daß das erste Beispiel eines Vertrauensmißbrauchs eines „Souverains gegen den andern von dem heiligen Vater „gegeben werden würde.“

Als Joseph Bonaparte den Thron Neapels bestieg, erinnerte der päpstliche Hof, statt ihn schnell und einfach anzuerkennen, an das Investiturrecht, das er in den frühern Jahrhunderten über die Krone Neapels geübt hatte und sprach seinen Entschluß aus, dasselbe dem neuen Könige gegenüber geltend zu machen. Es war dies eine verjährte und lächerliche Forderung, gleichsam eine neue Herausforderung an den Kaiser. Aber der Papst war entschlossen keines der Rechte schwächen zu lassen, das seiner weltlichen Macht gebührte. Der Kaiser benutzte diese Gelegenheit, um ihm seine Verachtung fühlen zu lassen und ihn durch seine Drohungen einzuschüchtern; zum ersten Male ließ er einen begehrlichen Gedanken merken, der sicherlich bereits in ihm arbeitete, den Gedanken den Kirchenstaat sich anzueignen.

Herr von Talleyrand wunderte sich in einem Briefe, den er am 18. Mai an den Cardinal Caprara schrieb, über die seltsame Anmaßung des römischen Hofes und setzte dann hinzu: „Wenn auch Se. kaiserliche Majestät

„jede Rücksicht gegen Se. Heiligkeit beibe-
„hält, die ihm als geistlichem Oberhaupt der
„Kirche gebührt, so würde er sich doch mit
„Schmerz genöthiget sehen, eine weltliche Sou-
„verainetät nicht mehr anzuerkennen, welche
„französische Fürsten selbst gebildet und ver-
„größert haben und die ohne Zweifel dersel-
„ben Grundlage noch bedarf, um sich zu be-
„haupten."

Ohne sich vorher mit dem römischen Hofe zu verständigen, ließ Napoleon in Lucca und in den venetianischen Provinzen, welche vor Kurzem seinen italienischen Staaten einverleibt worden waren, das Concordat von Italien bekannt machen. Es waren in den venetianischen Provinzen mehrere Bischofssitze erledigt und er sorgte sofort für neue Ernennungen. Man zeigte sich in Rom äußerst verletzt wegen dieser neuen Eingriffe in die Rechte des heiligen Stuhles in kirchlichen Angelegenheiten. Der Papst protestirte durch ein Breve, das er in Lucca bekannt machen ließ, gegen die Einführung des italienischen Concordates. In Bezug auf die ernannten neuen Bischöfe erklärte er, daß er ihnen die canonische Institution nur dann verleihen würde, wenn sie deshalb nach Rom kämen und nachdem ein besonderes Concordat für die venetianischen Provinzen vereinbart worden wäre. „Was hofft Se. Heiligkeit?" schrieb Talleyrand am 29. Mai an den Cardinal-Legaten. „Will er Unruhen in dem Fürstenthume Lucca erregen? „Will er Se. Majestät von seinen Entschlüssen abbringen? „Die Befehle Sr. Majestät werden befolgt werden; der „Kaiser wird seine Autorität und die Rechte seiner Krone „behaupten und die Verantwortlichkeit für die Unruhen, „die man zu erregen sucht, wird ausschließlich auf die Per-

„sonen zurückfallen, durch deren Rathschläge sie hervorge-
„rufen worden sind."

Einige Bandenführer, welche in den letzten Kriegen gegen Frankreich gekämpft hatten, wohnten in den Vorstädten von Rom, abgesondert, ohne Geld und Ansehen; sie waren keine gefährlichen Menschen mehr, wenigstens in diesem Augenblicke. Aber Frankreich lauerte auf alle Gelegenheiten, die päpstliche Regierung auf einem Vergehen zu betreffen. Es zeigte sich unwillig über die Anwesenheit der Bandenführer in Rom und forderte in gebieterischen Ausdrücken deren sofortige Ausweisung.*)

Die päpstliche Regierung, welche, um die Kosten der Anwesenheit und des Durchzugs der französischen Truppen bestreiten zu können, neue Auflagen hatte ausschreiben müssen, hatte das schwere Unrecht begangen den Grund anzugeben, welcher sie nöthige die Lasten des Volkes zu erhöhen; man bezeichnete dadurch unsere Soldaten und unsere Fahne dem Hasse des Volkes. Der Kaiser beschränkte sich nicht darauf seine Unzufriedenheit erkennen zu geben, er that etwas, was man nie einem unabhängigen Staate gegenüber gesehen hatte: er deutete dem römischen Hofe**) an, daß er sich von den wirklichen Ursachen einer Steuererhöhung, für die man die Verantwortlichkeit auf ihn wälzen wolle, zu überzeugen wünsche und eine Mittheilung über die Einkünfte und Ausgaben der päpstlichen Regierung seit zwei Jahren verlange.

Der päpstliche Stuhl besaß zwei kleine Fürstenthümer, Benevent und Ponte-Corvo, welche von dem Königreiche

*) Brief Talleyrands an den Cardinal-Legaten, Paris, den 28. April 1806.

**) Note Talleyrands vom 18. April 1806.

Neapel ganz umschlossen waren. Ohne die Zustimmung des Papstes zu verlangen, ja ohne ihn nur zu benachrichtigen, verfügte der Kaiser darüber, als ob sie ihm gehörten und gab sie, wie bereits erwähnt, als erbliche Lehen Benevent an Talleyrand, Ponte-Corvo an den Marschall Bernadotte.

Als der Papst so unablässig von einem Fürsten verletzt wurde, dessen Liebe er für immer gewonnen zu haben glaubte, empfand er die bittersten Schmerzen. Seine Würde als weltlicher Fürst war gewaltig erschüttert, aber er richtete sich stolz auf unter diesen verletzenden Beleidigungen und setzte der materiellen Macht, die ihn unterjochen wollte, die geistliche Macht des Kirchenoberhauptes, den stolzen Forderungen des Kaisers eine unbeugsame Weigerung entgegen. Er wurde auch von dem ganzen heiligen Collegium in seinem Widerstande unterstützt und ermuthiget. Die Cardinäle Antonelli, de Pietro und Novarella, welche die Angesehensten in dieser Corporation waren, die, welche Se. Heiligkeit am häufigsten zu Rathe zog, waren überzeugt, daß die Kirche die Prüfungen einer Verfolgung bestehen müsse, damit der überall geschwächte Glaube wieder gestärkt und in den lau gewordenen Seelen der Glaubenseifer wieder angefacht werde. Pius VII. hatte endlich diese extremen Ansichten selbst angenommen. Er würde stolz und glücklich gewesen sein, sich für die Sache der Religion zu opfern; er rief die Widerwärtigkeiten herbei, er strebte nach der Palme des Märtyrerthums. Er hatte bereits alle Maßregeln für den Fall ergriffen, daß er Rom verlassen und fliehen müßte. Die geheimsten Papiere des päpstlichen Archivs waren bereits an sicherm Orte untergebracht und die Bannbullen gegen den Kaiser Napoleon abgefaßt. Die an den katholischen Höfen befindlichen Nuntien waren mit Instructionen für den Fall versehen,

daß der Papst und die Cardinäle aufgehoben und zerstreut würden. Aus dem Schooße des heiligen Collegiums gingen Gebete hervor, die im mystischen Style geschrieben waren, offenbar zu dem Zwecke, das Volk gegen Frankreich aufzureizen. Diese Gebete circulirten überall; sie wurden in den Kirchen, in den Familien gelesen und rührten alle Herzen über die Lage des heiligen Vaters.

Der Cardinal Fesch war nicht mehr im Stande, auf dem Posten, den er in Rom inne hatte, seiner Regierung wirkliche Dienste zu leisten. Sein Jähzorn und seine Hitze hatten bei vielen Gelegenheiten das Zartgefühl des Papstes verletzt und mit dem Cardinal Consalvi hatte er gänzlich gebrochen. Uebrigens wollte Napoleon einen Kirchenfürsten, der so nahe mit ihm verwandt war, der Gefahr nicht aussetzen, das Werkzeug seines Zorns gegen den päpstlichen Hof zu werden. Er berief ihn also zu sich zurück und ersetzte ihn durch einen Mann, der mit festem kühnen Character Schmiegsamkeit und Klugheit zu verbinden wußte, durch Herrn Alquier, der vorher mit so großer Gewandtheit und Kraft die unheimlichen Pläne und die Achselträgerei der Königin von Neapel zu enthüllen gewußt hatte. „Ihr Auftrag," schrieb ihm unter dem 3. Mai Talleyrand, „besteht darin, durch Ihren Rath und Ihre Festigkeit den „römischen Hof wieder zu einem Systeme der Freundschaft „gegen Frankreich zu bringen, von dem er sich nie hätte „entfernen sollen. Wenn die Männer, die in Rom Alles „gelten, nur Haß gegen uns fühlen und so viel Macht be„sitzen, um die Politik des heiligen Vaters irre zu leiten, „so müssen Sie ihn schnell über die Folgen ihrer Manö„ver und Einflüsterungen aufklären; Se. Majestät über„läßt Ihnen die Sorge dafür. Sprechen Sie mit dem „heiligen Vater energisch von den Gefahren, mit denen

„man ihm umgiebt. Fragen Sie, ob man sich in das „Unglück stürzen wolle; verlangen Sie die Entfernung der „Bandenführer, der Mörder. Zerstören Sie den Einfluß „der Männer, die im Rathe Sr. Heiligkeit gewöhnlich „uns zu schaden suchen. Die Lage des heiligen Stuhles „hat sich geändert, seit er eine Enclave der französischen „Macht geworden ist. Die Dankbarkeit schreibt ihm An- „hänglichkeit an Se. Majestät den Kaiser vor. Seine „Lage macht es ihm jetzt zu einer neuen Pflicht und der „Augenblick einer Beleidigung würde übel gewählt sein, „wenn man den benutzen wollte, in welchem er von einer „Macht umgeben ist, die man beleidiget hat."

Am 16. Mai nahm der Cardinal Fesch Abschied von dem Papste und stellte ihm zu gleicher Zeit den neuen Gesandten vor. „Ich reise nach Paris ab," sagte er, „und bitte Ew. Heiligkeit, mir Ihre Aufträge zu überge- „ben *)." — „Ich habe Ihnen keine zu übergeben," ant- „wortete der Papst; „ich trage Ihnen nur auf, dem Kaiser „zu sagen, daß ich ihm, sowie der französischen Nation noch „immer sehr zugethan bin, obgleich er mich sehr mißhan- „delt. Aber wiederholen Sie ihm, daß ich in keinen Bund „eintreten will, daß ich unabhängig bleiben will, weil ich „Souverain bin und daß ich, wenn er mir Gewalt an- „thut, vor dem Angesichte Europa's protestiren und von „allen weltlichen und geistlichen Mitteln Gebrauch mache, „welche Gott in meine Hände gelegt hat."

Frankreich hatte ihn gebieterisch aufgefordert, den Kö- nig von Neapel unmittelbar anzuerkennen. Er erklärte, daß er dies thun würde, aber unter der Bedingung, daß der Kaiser Napoleon in den bestimmtesten Ausdrücken die

*) Depesche des Herrn Alquier vom 17. Mai 1806.

weltliche Souverainetät, die Unabhängigkeit und Neutralität des heiligen Stuhles garantire und verspreche, sich mit ihm über die Vollziehung des Concordates in Italien, sowie gewisser Artikel des Civilgesetzbuches, namentlich jener über die Scheidung, zu verständigen. Eine solche stolze Sprache ziemte sich für die damalige Lage des Papstes nicht. Herr Alquier zeigte sich betrübt darüber, begab sich nach dem Monte Cavallo und bemühete sich, dem heiligen Vater zu beweisen, daß er unberechenbare Gefahren für seine Krone herbeirufe, wenn er in seinen Unterhandlungen mit Frankreich so starr zu Werke gehe. Seine Beredtsamkeit war vergebens; der Papst hatte sich vorgenommen, lieber Allem zu trotzen und Alles zu dulden, als sich den Forderungen des Kaisers zu unterwerfen. „Wenn ich heute „nachgäbe," sagte er zu Alquier, „würde ich der Gefahr, „die mich bedroht, doch nicht entgehen. Man erklärt mei„nem Legaten, wenn ich den König von Neapel nicht an„erkennte, würde der Kaiser meine Souverainetät nicht an„erkennen. Ich sehe auch in den Privatbriefen, welche ich „von Sr. Majestät dem Kaiser erhalte, daß er mich nicht „mehr als Souverain ansehen will, wenn ich dem Bundes„systeme nicht beitrete. Diesen Beitritt aber kann ich nie „gewähren. Ich will den König von Neapel anerkennen, „ich will meinen Rechten entsagen, aber unter Bedingun„gen, welche für die Zukunft die Unabhängigkeit des hei„ligen Stuhles und meine persönliche Ruhe sichern. Man „beschuldiget den Cardinal Consalvi mit Unrecht. Man „scheint in Paris zu glauben, ich sei so schwach, mich „durch seinen Willen leiten zu lassen, ich sei nur ein alter „Fantoccino. Auch wenn ich ihm einen Nachfolger gebe, „wird meine Meinung dieselbe bleiben."

Diese Worte wurden in dem festesten Tone und mit

einer Mischung von religiöser Ergebung und tief verletzter Eitelkeit*) gesprochen. Indeß gab er Frankreich eine Art Genugthuung. Der Cardinal Consalvi, der dem Hasse des Cardinals Fesch ausgesetzt gewesen war, wurde in Paris für einen Feind Frankreichs gehalten. Der Papst entzog ihm seine Stelle als Staatssecretär und gab sie dem Cardinal Casoni.

So war die Stellung Frankreichs zu dem heiligen Stuhle bei dem Beginne des Feldzugs in Preußen. Das Geschick Frankreichs und dessen Oberhauptes sollten von Neuem den Wechselfällen der Kämpfe ausgesetzt werden. Aus Klugheit nicht minder als weil seine Aufmerksamkeit ernsteren Interessen zugewendet war, ließ Napoleon den Streit mit Rom schlummern. Er that sogar im Januar 1807 einen versöhnenden Schritt. Der Erzbischof von Seleucia, Arezzo, früher Nuntius des heiligen Stuhles in Rußland, kehrte aus Deutschland nach Rom zurück und der Kaiser trug ihm auf, Sr. Heiligkeit zu sagen, daß er alle seine frühern Beschwerden vergessen und ein vertrauliches Verhältniß mit ihm wieder anknüpfen wolle, daß er ihn also nochmals auffordere, in die Anträge zu willigen, die ihm vorher gemacht worden wären.

Alquier vereinigte sich mit Arezzo, um Pius VII. zu Concessionen zu bewegen. Er stellte ihm vor, daß der Kaiser den ersten Schritt zu einer Versöhnung thue und daß Se. Heiligkeit aus Dankbarkeit für den großen Fürsten, wie um seine weltliche Krone zu retten, ohne Verzug dem Bundesvertrage Italiens beitreten müßte**).

Diese Worte schienen einen gewissen Eindruck auf den

*) Depesche Alquiers von Rom, den 21. Januar 1807.
**) Depesche Alquiers von Rom, den 11. Juni 1806.

Papst zu machen und er antwortete, er würde über das nachdenken, was ihm Herr Alquier gesagt und ihn nach acht Tagen seine Entschließung mittheilen. Nach Ablauf dieser Frist begab sich der Gesandte wiederum nach dem Monte Cavallo. Der heilige Vater sagte ihm, er habe den von Arezzo ihm mitgetheilten Antrag reiflich überlegt; derselbe zeige keineswegs an, daß Se. Majestät der Kaiser geneigt sei, von irgend einer Forderung abzugehen, daß er also keine Veranlassung habe, auf diese neue Eröffnung zu antworten, daß er keinen Schritt thun werde, eine unmögliche Versöhnung herbeizuführen, daß er es weder nach den Gesetzen seines Gewissens als Haupt der Kirche noch nach denen seiner Ehre als weltlicher Fürst könne, daß er muthig dem Schicksal entgegen sehe, das ihm vorbehalten sei und daß der Kaiser mehr zu beklagen sei, als er, wenn er die Kirche verfolge. Alquier wollte antworten, der Papst hielt ihn aber durch eine Geberde davon zurück, machte ihm die Nutzlosigkeit weitern Andringens bemerklich und endigte die Unterredung.

In den sechs Monaten, welche der Feldzug in Polen währte, wartete der heilige Vater ruhig, schweigend und ergeben auf den Ausgang des großen Kampfes, der sein Schicksal wie das anderer Souveraine entscheiden sollte. Endlich sprach sich das einen Augenblick schwankende Glück aus; es blieb noch einmal unsern Fahnen treu, gab uns den Sieg auf den Feldern Friedlands und legte das Festland zu unsern Füßen. Ein von Tilsit abgefertigter Courrier meldete Herrn Alquier dieses große Ereigniß, der Gesandte eilte alsbald nach dem Monte Cavallo, theilte dem heiligen Vater die erhaltenen Nachrichten mit, stellte ihm vor, daß er nur noch einige Augenblicke Zeit habe, dem Kaiser einen schon so verspätigten Beweis seiner Nach-

giebigkeit zu geben und beschwor ihn, unmittelbar den König von Neapel anzuerkennen und dem Bunde Italiens beizutreten. Aber der unbeugsame Papst antwortete Herrn Alquier: „ich habe dem Kaiser meine Absichten angezeigt „und werde nie von den Entschlüssen zurückkommen, die ich „ihm mitgetheilt."

Rom näherte sich großen und entscheidenden Prüfungen; es mußte nachgeben oder untergehen.

Napoleon hatte das ganze Festland besiegt, entwaffnet, unterworfen, aber England trotzte noch immer seiner Macht. Es gab nur noch ein Mittel, dasselbe zu beugen, nämlich alle Seemächte zweiten Ranges zu bewaffnen und ihm alle Häfen Europa's zu verschließen. Der Kirchenstaat, welcher an zwei Meere grenzt, konnte nicht außerhalb des europäischen Bundes bleiben. Es kam Alles darauf an, daß der päpstliche Hof, wie alle andern Seestaaten, sich mit Frankreich vereinigte und den Engländern den Krieg erklärte, wenn er nicht selbst seine weltliche Herrschaft verlieren wollte.

Der Kaiser war in Dresden. Am 22. Juli schrieb er an den Vicekönig nachstehenden Brief, der für den Papst bestimmt war. Er richtete ihn nicht an denselben selbst, weil er es mit seiner Würde nicht für verträglich hielt, da er die Correspondenz mit ihm abgebrochen hatte. Der Vicekönig erhielt den Befehl, ihm das Schreiben zuzusenden. Jedes Wort dieses Briefes ist eine bittere Klage oder eine Drohung.

„Mein Sohn,

„Ich habe aus dem Briefe, den Se. Heiligkeit an Sie „gerichtet hat und den er mir selbst sicherlich nicht geschrie„ben haben würde, gesehen, daß er mir drohet. Glaubt „er, daß die Rechte des Thrones in den Augen Gottes

„weniger heilig wären, als die der Kirche? Es hat Könige „gegeben, ehe es Päpste gab. Sie wollen, sagt er, alles „Böse veröffentlichen, das ich der Religion zugefügt. Die „Unsinnigen! Sie wissen also nicht, daß es keine Stelle „giebt, in Deutschland, in Italien, in Polen, wo ich für „die Religion nicht mehr Gutes gethan habe als der Papst „Böses gethan hat, nicht aus bösen Absichten, sondern nach „dem böswilligen Rathe einiger beschränkten Männer in „seiner Umgebung. Sie wollen mich vor der Christenheit „anklagen! Dieser lächerliche Gedanke kann nur aus völ„liger Unkenntniß der Zeit entstehen, in welcher wir leben. „Es ist ein Versehen um tausend Jahre. Der Papst, der „einen solchen Schritt thäte, würde in meinen Augen auf„hören Papst zu sein: ich würde ihn für den Antichrist „halten, der erschienen sei, um in der Welt Alles umzu„stürzen und den Menschen Uebel zu bereiten, aber auch „Gott für die Ohnmacht desselben danken. Wenn dem so „wäre, würde ich meine Völker von aller Gemeinschaft mit „Rom trennen und eine solche Polizei einrichten, daß man „weder jene geheimnißvollen Schriften circuliren sehen, „noch jene unterirdischen Versammlungen veranlassen sollte, „welche einige Theile in Italien betrübt haben und die „nur besorgte ängstliche Gemüther beunruhigen sollten. „Was will Pius VII. thun, wenn er mich vor der Chri„stenheit verklagt? Meinen Thron mit dem Interdict be„legen, mich in den Bann thun? Glaubt er, daß dann „meinen Soldaten die Waffen aus den Händen fallen wür„den? Glaubt er meinen Völkern den Dolch in die Hand „zu geben, damit sie mich ermordeten? Es bliebe ihm dann „weiter nichts übrig, als mir das Haar vom Kopfe schee„ren zu lassen und mich in ein Kloster einzusperren. Der „jetzige Papst hat sich die Mühe genommen, zu meiner

„Krönung zu kommen; ich habe an diesem Schritte den „heiligen Prälaten erkannt. Aber er verlangte, daß ich „ihn die Legationen abträte; das konnte, das wollte ich „nicht thun. Der jetzige Papst ist zu mächtig. Die Geist„lichen sind nicht zum Regieren da. Warum will der „Papst nicht dem Kaiser geben, was des Kaisers ist? Ist „er mehr auf Erden als Jesus Christus? Vielleicht ist, „wenn er fortfährt, die Angelegenheiten meiner Staaten „zu stören, die Zeit nicht weit entfernt, in welcher ich den „Papst nur noch als Bischof von Rom anerkenne, der in „demselben Range steht, wie die Bischöfe in meinen Staa„ten. Ich würde mich nicht scheuen, die gallicanische, die „italienische, die deutsche und polnische Kirche in einem „Concilium zu vereinigen, um meine Angelegenheiten ohne „Papst abzuthun. Wer in einem Lande hilft, kann auch „in einem andern helfen. Die Rechte der Tiara sind im „Grund nur Pflichten, sich zu demüthigen und zu beten. „Ich habe meine Krone von Gott und meinen Völkern und „bin nur Gott und meinen Völkern dafür verantwortlich. „Für den römischen Hof werde ich immer Karl der Große „sein, niemals Ludwig der Schwache. Jesus Christus hat „keine Pilgerfahrt nach Rom angeordnet wie Mahomed „nach Mecca. Das sind meine Ansichten, mein Sohn und „ich hielt es für nöthig, sie Ihnen mitzutheilen. Ich er„mächtige Sie nur noch zu einem einzigen Briefe an Se. „Heiligkeit, um ihm anzuzeigen, daß ich nicht einwilligen „könnte, daß die italienischen Bischöfe ihre Institution in „Rom suchen...."

An demselben 22. Juli schickte Talleyrand von Dresden aus neue Instructionen an Alquier. Der Kaiser hatte einen bedeutungsvollen Entschluß gefaßt, der in der Geschichte seiner Streitigkeiten mit dem heiligen Stuhle eine

neue Phase eröffnet. Da er dem Geiste der Feindschaft, welche das heilige Collegium gegen Frankreich fühlte, den hartnäckigen Widerstand des heiligen Vaters zuschrieb, so hatte er sich entschlossen, die Majorität dieser Corporation zu brechen. Er wollte die Elemente derselben modifiziren, indem er vierundzwanzig französische und italienische Cardinäle, auf die er unter allen Umständen rechnen konnte, in dieselbe brächte. Der Gesandte erhielt demnach den Befehl, bei der päpstlichen Regierung darauf zu dringen, daß diese Maßregel sofort angenommen werde. „Wenn „man sich weigert," schrieb Talleyrand, „wenn der römi„sche Hof nicht zu einem gemesseneren und passenderen Be„nehmen gegen Frankreich zu bringen ist, so geben Sie zu „verstehen, Sie hätten Befehl erhalten, Ihre Pässe zu „fordern und Rom zu verlassen." Außerdem wurde Herrn Alquier aufgetragen, zu verlangen, daß sofort dem Cardinal-Legaten Caprara Vollmachten gesandt würden, damit alle zwischen den beiden Höfen streitigen Punkte definitiv geordnet werden könnten.

Alquier erhielt durch denselben Courrier einen Brief des Vicekönigs an den Papst, in welchem das Schreiben des Kaisers an den Prinzen Eugen eingeschlossen war. Es war dem Gesandten befohlen, Alles Pius VII. zu übergeben.

Am 5. August begab sich Alquier nach dem Monte Cavallo und theilte zunächst dem Papste die neuen Concessionen mit, welche der Kaiser von ihm verlangte. Diese Anzeige betrübte den heiligen Vater sehr. In Bezug auf die Vollmacht, welche dem Cardinal-Legaten Caprara zugesandt werden sollte, erklärte er, Fragen, welche ebenso sehr die kirchliche Rangordnung als die Disciplin der Kirche beträfen, könnten nirgends anders als in Rom und auf

dem Grabe der heiligen Apostel verhandelt und geregelt werden. „Er würde eine Commission von Theologen be„zeichnen, damit man sich verständige und dann wolle er in „Rücksicht auf den Kaiser einwilligen, daß der Vertrag in „Paris entworfen und unterzeichnet werde. In jedem Falle „würde er dem Cardinal Caprara einen solchen Auftrag „nicht geben. Er sei zu bejahrt, um ihn erfüllen und sich „gegen Herrn Portalis, il più gran parlator del mundo, „vertheidigen zu können."

Ein noch stärkeres Widerstreben äußerte er in Bezug auf die Vermehrung der französischen Cardinäle in dem heiligen Collegium. „Der Kaiser," sagte der heilige Vater, „könnte durch alle Mittel des Einflusses, die ihm zu „Gebote ständen, über die Stimmen der französischen, ita„lienischen und neapolitanischen Cardinäle verfügen und er „würde, wenn er wollte, in dem Consistorium ein Ueber„gewicht haben, das ihm keine Macht streitig zu machen „vermöchte." Der Gesandte übergab, als er sich entfernte, dem heiligen Vater das Schreiben des Vicekönigs.

Am andern Tage erschien er von Neuem und fand Pius VII. in unbeschreiblicher schmerzlicher Aufregung. Der heilige Vater hatte das schreckliche Schreiben des Kaisers an den Vicekönig gelesen und wieder gelesen. Bei dem Anblicke Alquiers sagte er mit dem Ausdrucke tiefer Traurigkeit, er sei schon längst überzeugt, daß die Kirche, um wieder neue Kraft zu erlangen, sich in den Stürmen einer Verfolgung stärken müßte, daß der Glaube in der ganzen Christenheit theils durch die Bemühungen der Ungläubigen und der Philosophen, theils durch die Gleichgiltigkeit lau gemacht worden, welche sich der Katholiken aller Classen und Länder bemächtiget habe und daß er für seine Person geneigt sei, für den Glauben im Nothfalle Alles zu er-

dulden, Alles zu opfern. Dann zeigte er dem Gesandten das Schreiben des Kaisers an den Vicekönig und las es ihm ganz, mit bewegter Stimme vor. Als er an die Stelle gelangte, wo ihn der Kaiser beschuldigte, daß er seine Völker zum Aufruhre und Kaisermorde reize, konnte er seine Gefühle nicht länger beherrschen; die Thränen strömten ihm aus den Augen und er erlitt eine Art Krampfanfall, der ihm auf einige Augenblicke die Sprache benahm. Bei dem Anblicke des so unglücklichen und verehrungswürdigen Greises wurde Alquier gerührt und er war nicht im Stande, eine stolze, drohende Sprache gegen ihn zu führen. Was hätte es auch genutzt, Pius VII. zu drohen? Er schien ja, weit entfernt das Unglück zu fürchten, dasselbe mit aller Inbrunst seiner Seele herbeizuwünschen als eine Prüfung, die nothwendig sei, der Kirche ihren frühern Glanz wiederzugeben. Der Gesandte bemühete sich also mehr ihn zu überzeugen, als ihn zu erschrecken. Er sprach nur von Frieden und Eintracht mit ihm; er erinnerte ihn an alle Dienste, welche der Kaiser der Kirche geleistet, an die wirkliche Liebe, die das Herz desselben für die Person Sr. Heiligkeit fühle und ersuchte ihn in den ergreifendsten Ausdrücken, einer Versöhnung sich nicht zu entziehen. Er war so dringend, so ergreifend, daß der erschütterte Papst endlich einwilligte, einem Minister, der sich nach Paris begeben sollte, Vollmacht zu ertheilen, um die streitigen Punkte in Ordnung zu bringen.

Es blieb nun nur noch übrig, sich über die Wahl des Unterhändlers zu verständigen. Nach einigen Tagen der Unsicherheit bezeichnete der heilige Vater den Cardinal Litta. Litta war eines der ausgezeichnetsten und einflußreichsten Mitglieder des heiligen Collegiums. Er besaß einen sehr gebildeten schlauen Geist, eine außerordentliche Höflichkeit

ohne Kriecherei, eine bemerkenswerthe elegante Sprache, strenge Sitten und großen Glaubenseifer. Niemand würdigte die kritische Lage des heiligen Stuhles und die Nothwendigkeit, ihr ein Ende zu machen, besser als er. Er hielt es für weise, Concessionen zu machen, die indeß über gewisse Grenzen nicht hinausgehen dürften, weil er meinte, daß man sich erniedrige, ohne sich zu retten, wenn man weiter ginge. Leider war er einer der Cardinäle, welche sich am stärksten der Reise des heiligen Vaters nach Frankreich widersetzt hatten. Der Kaiser hatte ihm dies nicht vergessen und nicht verziehen. Es gefiel ihm überdies nicht, mit einem so klugen Unterhändler zu thun zu haben und er ließ der päpstlichen Regierung anzeigen, daß er diese Eminenz nicht empfangen würde. „Man kennt," schrieb Champagny den 18. August an Alquier, „die Abstimmung des „Cardinals Litta bei der Reise des Papstes nach Paris. „Man erinnert sich, daß er es war, welcher die Russen „nach Malta ziehen ließ, was gegen die Bestimmungen des „Ordens und die Grundsätze der Kirche war und was sei„nen Glauben sehr verdächtig macht, so daß man sich wohl „wundern darf, wie der heilige Vater, der doch einen Le„gaten hier hat, welcher immer sein Vertrauen genoß, dies „jetzt einem Manne schenkt, der mit den französischen Ange„legenheiten nicht vertraut und nicht geneigt ist, sie zu been„digen und gegen welchen sich soviel einwenden läßt."

Der Cardinal von Bayanne und, wenn dieser abgehalten sei, der Cardinal Vicenzo wurden als diejenigen bezeichnet, welche der Kaiser am liebsten mit der Unterhandlung beauftragt sehen würde. Der Cardinal Bayanne besaß hohe Tugenden, war aber alt, taub, schwach und ein Franzose; aus allen diesen Gründen wurde er bezeichnet. Da Frankreich den Cardinal Litta verworfen hatte, mußte ihn

der Papst aufgeben, aber er wollte auch Bayanne nicht wählen, sondern den Cardinal Pacca. Gegen diesen hatte der Kaiser eben so große Abneigung wie gegen den Cardinal Litta. So mußte man sich denn fügen und der Cardinal von Bayanne wurde ernannt.

Der römische Hof sah indeß das Unwetter heranziehen und die Furcht begann sich aller Gemüther zu bemächtigen. Die Furchtsamen im heiligen Collegium strengten sich an, um zu ermitteln, durch welche Pfänder der Unterwerfung, durch welche auffallende Huldigung, durch welche außerordentliche Auszeichnung der Kaiser wohl besänftiget werden könnte. „Wenn, um Se. kaiserliche Majestät mit uns zu „versöhnen und sie zu bewegen, daß sie uns weiter leben „lasse," sagte eines Tages ein Mitglied des heiligen Collegiums zu Alquier, „wiederholt werden sollte, was sonst „für Karl den Großen gethan wurde, wenn sogar mehr „gethan werden müßte, es würde das sehr leicht sein*)."

Der Cardinal von Bayanne wiederholte denselben Vorschlag. „Ich weiß nicht," sagte er, „welche Ansichten Se. „Majestät über den Titel haben mag, der seine Macht „aussprechen kann, aber ich glaube, daß man keine Schwie„rigkeit machen würde, wenn er als Kaiser des Abendlan„des geweihet sein wollte. Ich selbst könnte freilich den „Antrag nicht machen, wenn man aber in Paris mit mir „davon spräche, würde ich an den Papst schreiben und ich „zweifele nicht, daß er mir seine völlige Zustimmung über„sendete." Das, was Herr von Bayanne vorschlug, war mehr ein pomphafter Titel als etwas Wirkliches und in der Hauptsache, in der Zustimmung zu dem Föderativvertrage und der Vermehrung der Zahl der französischen Car-

*) Depesche des Herrn Alquier vom 31. August 1807.

dinäle in dem heiligen Collegium blieb der römische Hof unbeugsam. Vergebens vereinigte der Cardinal von Bayanne seine Bemühungen mit denen Alquiers, um Se. Heiligkeit zu bewegen, ihm Vollmacht zu geben, die ihn ermächtige, Alles zu bewilligen, was Frankreich verlangte. Pius VII. übersandte ihm sehr umfängliche Instructionen und sehr beschränkte Vollmachten. Er wollte auch versuchen, ob er den Kaiser nicht bewege, wenn er sich direct an ihn wende. Er schrieb ihm deshalb einen Brief voll Sanftmuth und Salbung. Er sagte ihm darin, daß er für seine Person noch immer die liebevollsten Gesinnungen hege und betheuerte, daß er stets bereit sein würde, alle Forderungen zu bewilligen, die nicht gegen seine heiligen Pflichten und sein Gewissen wären. Er habe, setzte er hinzu, als er den Cardinal von Bayanne nach Paris gesandt, Frankreich einen neuen Beweis von seinem Wunsche geben wollen, ihm angenehm zu sein. Als sich das Gerücht verbreitete, der Kaiser werde nach Italien und Rom kommen, lud ihn Pius VII. ein, in dem Vatican abzusteigen; „er wolle," sagte er, „Niemandem die Ehre lassen, einen so erlauchten „Gast zu empfangen."

Dieses Schreiben brachte den Eindruck nicht hervor, welchen der heilige Vater gehofft hatte. Der Kaiser hatte jede Hoffnung aufgegeben, den Papst für sein System zu gewinnen und es drängte ihn nun, das päpstliche Gebiet zu besetzen. Am 21. September richtete Herr von Champagny eine heftige Note an den Cardinal-Legaten, in welcher alle Bedingungen auseinander gesetzt waren, von welchen der Kaiser die Wiederherstellung seiner freundschaftlichen Verhältnisse mit dem heiligen Stuhle abhängig machen wollte. Die Ungeduld, der weltlichen Herrschaft des Papstes ein Ende zu machen, zeigte sich deutlich darin.

„Es liegt dem Kaiser nichts daran," sagte der Minister, „ob sieben oder acht Engländer in Rom weniger sind; „die Hauptsache für ihn ist, daß der weltliche Herrscher „von Rom mit Frankreich gehe und, da er sich mitten in „dem großen Reiche befindet und von dessen Heeren umgeben ist, den Interessen und der Politik Frankreichs nicht „fremd bleibe. Der Kaiser verlangt weiter nichts, als „daß der Papst mit ihm sich gegen die Ungläubigen verbinde, was der heilige Stuhl immer für eine Pflicht gehalten hat und gegen die Engländer, ein ketzerisches Volk, „welches sich dem Weltfrieden widersetzt und selbst die „Katholiken im eigenen Lande als Feinde behandelt. Den „Kaiser leitet bei diesem Verlangen kein Gefühl des Hasses; nur das Interesse der Menschheit, nur die Stimmen „von sechszig Millionen Menschen rufen ihm zu: zwinge „England, in Frieden mit uns zu leben, uns unsere Häfen, unsere Küsten, unsere Schiffe, unsere Handelsverbindungen zurückzugeben. Diese edeln Beweggründe bewaffnen ihn in der Ausführung seiner Absichten. Daher die „Nothwendigkeit, Rom den Intriguen der Engländer zu „entziehen. *Wenn der Papst allein auf dem Festlande ihnen zugethan bleiben wollte, würde „es nicht die Pflicht des Staatsoberhauptes sein, unmittelbar dem Kaiserreiche diesen Theil seiner Besitzungen einzuverleiben, „welcher sich durch seine Politik davon trennt, „und die Schenkung Karls des Großen aufzuheben, die man zur Waffe gegen seinen Nachfolger macht?* Er würde damit weder die Religion „antasten, der zu dienen er sich rühmt, noch die Oberherrschaft des Papstes, deren eifriger Vertheidiger er immer „sein wird. Aber die Rechte des Thrones sind verschieden

„von denen des Altars. Man hat immer zwischen dem „Weihrauchsfaß und dem Diadem unterschieden. Die „kirchliche Souverainetät ist in allen Ländern verbreitet, „weil das Evangelium überall geprediget worden ist und „sie kann zum Ruhme und Nutzen der Religion ausgeübt „werden, wo sie auch ihren Sitz haben mag und ohne „Verbindung mit einer weltlichen Macht. Der Kaiser „würde sich indeß aus Nachgiebigkeit gegen den Papst, „den er ganz besonders ehrt, ehe er zu diesem Aeußersten „schreitet, auf eine durchaus nothwendige Maßregel be„schränken, um Oberitalien mit den Staaten Neapels und „seine Armeen im Norden mit denen im Süden zu verei„nigen, er würde nur die Legationen Urbino, „Macerata und Ancona mit seinem Reiche ver„einigen und Rom unter der Macht des Papstes „lassen, weil das so isolirte Rom den Interes„sen des Reiches nicht schaden könnte. Das ist, „Herr Cardinal, die Alternative, welche Sr. Heiligkeit ge„boten wird. Es wird auch gegen den Unterhändler keine „andere Sprache geführt werden. Durch leere Reden kommt „man aus diesem Kreise nicht heraus. Der Papst hat zu „wählen. Wenn der Wiener Hof wie der Kaiser Italien „in seiner Macht gehabt hätte, würde er dem Papste nicht „einmal diese Wahl gelassen und durch seine Truppen Rom „längst besetzt haben. Se. Heiligkeit weiß es und hat es „dem Kaiser mehrmals gesagt."

Der Minister ging darauf zu den religiösen Fragen über und setzte hinzu: „Die kirchlichen Angelegenheiten Ita„liens betreffen drei Gegenstände.

„Zuerst die Mönche. Der Kaiser ist ihnen nicht gün„stig gesinnt. Es gab keine zur Zeit der Apostel; es giebt „keine in Frankreich; Italien braucht keine. Es braucht

„Soldaten, die es gegen die Ungläubigen und gegen die „Ketzer vertheidigen in dieser Zeit der Krisis. Der Kai= „ser glaubt seinen Willen in dieser Hinsicht aussprechen „zu müssen, weil Papiere, die er in seinen Händen hat, „ihm beweisen, man habe die Absicht gehabt, die Jesui= „ten wieder herzustellen, jene verhaßte Secte, welcher „Frankreich den Tod des besten seiner Könige zuschreibt „und weil die Cardinäle, welche diese Feinde des Königs „begünstigen, gerade die sind, welche in Rom im größten „Ansehen zu stehen scheinen.

„Der Kaiser bleibt dabei, daß seine italienischen Bi= „schöfe die Reise nach Rom nicht zu machen nöthig haben. „Er macht da ein Recht seiner Krone geltend, jener eiser= „nen Krone, welche auf dem Haupte Karls des Großen „nicht unabhängiger war, als die kaiserliche Krone.

„Der Kaiser verlangt, daß Venedig und die eroberten „Länder in dem italienischen Concordate eingeschlossen wer= „den. Auch dies ist ein unumgängliches Recht. Als Cor= „sica mit Frankreich vereiniget wurde, trat es in das „Concordat Franz I. durch einen Act der Autorität des „Königs und nicht der päpstlichen Autorität ein.

„Der Kaiser verlangt die Vermehrung der Zahl der „französischen Cardinäle, damit sie der Bevölkerung des „Reiches entsprechend sei. Wie sollte Frankreich nicht das= „selbe Recht haben wie der römische Staat? Und wäre „es nicht seltsam, wenn die Bewohner des Landes, in wel= „chem das Reich Karls des Großen entstand, von der „Schenkung ausgeschlossen würden, welche dieser Fürst der „Kirche und in der Kirche der ganzen Christenheit machte?

„Der Kaiser muß als Protector des deutschen Bundes „für die Interessen dieses großen Landes sorgen. Dazu „wurde ihm die weltliche Macht gegeben und wenn die

„Verblendung und Unwissenheit einiger treulosen Räthe „den römischen Hof veranlassen, in Deutschland das Interesse der Katholiken den Protestanten zu opfern, kann „nicht der Kaiser, der sich wohl erinnert, daß die Religion „nicht untergehen kann und der das Werkzeug war, dessen „sich Gott bediente, um sie in Frankreich wiederherzustellen, „in Deutschland denselben Beruf zu haben glauben? Der „Kaiser fordert also, daß das Concordat Deutschlands un„ter seinen Augen entweder durch Sie, oder durch den „Cardinal von Bayanne, oder durch den Nuntius Zinga „unterhandelt werde, wenn der eine oder der andere mit „den nöthigen Vollmachten versehen ist.

„Das sind, Herr Cardinal, die Wünsche des Kaisers, „die sich auf das Interesse der Völker und der Religion „stützen. Wenn der Papst sich weigert, in dieselben zu „willigen, wenn sein Unterhändler nicht mit den nöthigen „Vollmachten versehen ist, um zu dem angezeigten Ziele „zu gelangen, so wird der Kaiser in Bezug auf die welt„lichen Angelegenheiten an die Obergewalt seiner Krone „appelliren und handeln, wie Karl der Große gehandelt „haben würde, dessen Reiche er geerbt hat und wie Karl V. „handelte, der bei weitem nicht dieselben Rechte hatte. In „Bezug auf die kirchlichen Angelegenheiten wird er an ein „allgemeines Concil der Christenheit appelliren, das ein„zige unfehlbare Organ und höchsten Schiedsrichter in „allen kirchlichen Streitigkeiten."

So verbarg Napoleon den unermeßlichen Ehrgeiz nicht mehr, der ihn zu einer unbegrenzten Größe drängte. Es sprach nicht mehr das Staatsoberhaupt Frankreichs, sondern der neue Karl der Große, der Kaiser des Abendlandes. Er erklärte das ganze Italien für einen integrirenden Theil seines Reiches; es gab zwar in diesem Lande noch Sou-

veraine, einen König von Neapel und einen Papst, aber Napoleon erkannte sie nur als erste Vasallen seiner Krone an.

Am 23. September sandte Champagny eine Abschrift der Note vom 21. an Herrn Alquier und forderte ihn auf, für den Fall, daß die dem Cardinal Bayanne ertheilten Instructionen beschränkt wären, ihm weitere geben zu lassen, die ihn ermächtigen könnten, alle vorgeschlagenen Bedingungen zu unterzeichnen. Bayanne war indeß bereits abgereiset, als die letzte Depesche in Rom ankam.

Es ist traurig, den Gebieter Frankreichs, den so starken und genialen Mann, seinen glänzenden Verstand aufbieten zu sehen, um einen alten Mann zu täuschen und zu demüthigen, dessen Widerstand von fester Ueberzeugung und jedenfalls achtungswerthen Gewissensscrupeln ausging.

Der Cardinal reisete nach Frankreich, als er in Turin ein Schreiben des Vicekönigs erhielt, der ihn aufforderte, sich sofort nach Mailand zu begeben. Er gehorchte. Der Vicekönig fragte ihn über seine Sendung und machte ihn mit den Bedingungen bekannt, an welche Frankreich seine Aussöhnung mit Rom knüpfte; dann sagte er: „können „Sie mir Ihr Cardinalswort geben, daß Sie unbeschränkte „Vollmacht haben, alle diese Bedingungen zu unterzeichnen? „Wenn Sie dieselbe nicht haben, so ist es nicht nöthig, „die Strapazen einer zwecklosen Reise und Unterhandlun„gen zu unternehmen und der Kaiser wird von den Pro„vinzen Urbino, Macerata und Ancona Besitz nehmen."

Herr von Bayanne gestand, daß er nicht ermächtiget sei, Alles zu unterzeichnen, was Frankreich verlangte. Er war noch in Mailand, als er ein Schreiben von Champagny vom 30. September erhielt, das Alles bestätigte, was ihm der Vicekönig gesagt hatte. Trotz den Worten des Prin-

zen und dem Schreiben des Ministers glaubte er aber, seine Anwesenheit in Paris könnte den Interessen seines Hofes noch von größerem Nutzen sein, als wenn er umkehre und so setzte er seine Reise fort.

Durch ein Schreiben ebenfalls vom 30. September trug Herr von Champagny Herrn Alquier auf, den päpstlichen Hof aufzufordern, sofort dem Cardinal von Bayanne den Befehl zu senden, die in der Note vom 21. September enthaltenen Bedingungen wenigstens in Allem, was die weltlichen Angelegenheiten betreffe, anzunehmen. „Im Falle „der Weigerung würde der General Lemarrois unmittel„bar Besitz von Urbino, Ancona und Macerata nehmen; „Herr Alquier selbst habe seine Pässe zu verlangen und „Rom mit seiner ganzen Gesandtschaft zu verlassen."

Das Schreiben des Ministers kam am 8. October in Rom an. Der Gesandte begab sich sogleich in den Quirinal und erklärte dem Cardinal Staatssecretär, daß, wenn Se. Heiligkeit binnen drei Stunden dem Cardinal Bayanne nicht genügende Instructionen sende, die vorgeschlagenen Grundlagen anzunehmen, er Rom verlassen müsse und die französischen Truppen die Provinzen Urbino, Ancona und Macerata besetzen würden.

Der Papst suchte seit zwei Jahren seine Tugend darin, dem Kaiser zu trotzen, ja er schien es mit Ungeduld zu erwarten, den Augen der ganzen Christenheit das Haupt der Kirche aus seinem Palaste getrieben, aus der Hauptstadt verwiesen und in der Nothwendigkeit zu zeigen, im Freien umher zu irren und, wie die ersten Bischöfe von Rom, ein Asyl gegen die Verfolgungen zu suchen, fest entschlossen und ergeben, lieber zu sterben, wenn es sein müßte, als die Majestät der dreifachen Krone zu erniedrigen. Mit

großem Ueberzeugungseifer bereitete er sich vor, diese seltsame Rolle zu spielen, die nicht mehr für diese Zeit paßte und von der er außerordentliche Wirkungen erwartete. Als es aber darauf ankam, mit dem Kaiser Napoleon für immer zu brechen, war nicht jeder Muth dem seinigen gewachsen. Der fromme und unbeugsame Antonelli, der tiefgelehrte Theolog Pietro, der feurige Novarella wollten den Widerstand bis zum Aeußersten treiben; alle andern Cardinäle riethen zur Unterwerfung. Das Herzogthum Urbino, Macerata und die Mark Ancona waren die reichsten Provinzen, die, welche den päpstlichen Schatz nährten und den Glanz des Thrones ausmachten. Die meisten Mitglieder des heiligen Collegiums fühlten die Furcht, die Quellen ihres Einkommens versiegen zu sehen und diese noch weit ehrgeizigeren als fanatischen Alten waren der Meinung, der heilige Vater müsse sich unter den Willen des Herrn von Italien beugen. Pius VII. hegte tiefe Ehrfurcht vor den Beschlüssen des Consistoriums. Er fühlte nicht die Kraft in sich, gegen alle diese beunruhigenden und ehrgeizigen Bestrebungen zu kämpfen, er gab endlich nach und erklärte in dem von dem französischen Gesandten festgesetzten Termine, daß er dem italienischen Bunde beitreten, mit Frankreich gemeinschaftliche Sache gegen England machen und genehmigen wolle, daß Ancona und Civita-Vecchia französische Garnisonen erhielten. Dagegen verschanzte sich seine päpstliche Würde hinter den kirchlichen Fragen. Er weigerte sich hartnäckig, in die Aufhebung der Mönchsorden in Italien zu willigen und wollte auch seine Zustimmung nicht geben, daß die Zahl der französischen Cardinäle in dem Consistorium vermehrt werde. Alquier, der in dieser letztern Frage einen unüberwindlichen Widerstand fand, beging das Unrecht, sie für eine kirchliche zu

halten, deren Lösung vertagt werden könnte und nahm sie demnach in sein Ultimatum nicht auf.

Die großen Schwierigkeiten schienen indeß beseitiget zu sein und die in den letzten Tagen so gewaltsam aufgeregten Gemüther beruhigten sich wieder. Der Papst hoffte, daß seine weltliche Krone allen Gefahren entgangen sei. Auf seine Bitte schrieb der französische Gesandte an den General Lemarrois, da der römische Hof alle Forderungen Frankreichs in weltlichen Dingen bewilliget habe, so wären die eventuellen Befehle, die er von dem Kaiser erhalten habe, nicht auszuführen, als eine unerhörte Nachricht nach Rom gelangte. Courriere von Ancona und Urbino meldeten, daß die Franzosen vorrückten. Bald ließ sich nicht mehr zweifeln, man erfuhr, daß der General Lemarrois im Namen des Kaisers von dem Herzogthume Urbino, von der Mark Ancona und der Provinz Macerata Besitz genommen habe. Die Nachricht war auch nur zu wahr. Am 29. September war dem General Lemarrois der Befehl zugekommen, in das päpstliche Gebiet einzurücken. Napoleon hatte also mit der Ausführung seiner Drohung nicht gewartet, bis der römische Hof die in der Note vom 21. September enthaltenen Bedingungen zurückgewiesen — ein offenbarer Beweis, daß er keineswegs, wie er sagte, versöhnliche Gesinnungen hegte, daß er dem Papst keine Bedenkzeit hatte lassen wollen und die Sprache, welche der Vicekönig gegen den Cardinal Bayanne und Alquier gegen den Cardinal Staatssecretär geführt, nur ein Mittel gewesen war, den heiligen Vater zum Aeußersten zu treiben, von seiner Seite nur Weigerungen hervorzurufen und einen Vorwand zu haben, die schönsten Provinzen des Kirchenstaates an sich zu reißen.

Die Nachrichten aus Paris bestätigten die bereits er-

haltenen. Der heilige Vater hatte den Entschluß des Cardinals Bayanne gebilliget, die Reise nach Frankreich fortzusetzen und ihm eine Erweiterung der Instructionen gesandt, welche ihm diesmal sehr beschränkte Vollmacht in kirchlichen Angelegenheiten, dagegen sehr ausgedehnte in weltlichen übertrug.

Als der Kaiser einen Unterhändler bei sich hatte, der ihm nicht widerstehen konnte, legte er ihm den Entwurf eines Vertrages vor, welcher allen Fragen, nicht blos den politischen, sondern auch den kirchlichen, welche man bis dahin geschont hatte, ein Ende machte. Weder der Cardinal Bayanne, noch der Cardinal-Legat waren ermächtiget, einen solchen Entwurf anzunehmen; aber die beiden Alten hatten auch nicht die Kraft, dem Kaiser zu trotzen. Sie redeten sich ein, daß sie die päpstliche Krone retteten, wenn sie Alles bewilligten und unterzeichneten den Vertrag.

Die Hauptbestimmungen desselben waren:

„Der heilige Vater wird gemeinschaftliche Sache mit „Sr. Majestät in allen Kriegen gegen die Ungläubigen und „die Engländer machen.

„Der Kaiser wird die Staaten des heiligen Stuhles „vertheidigen und der Flagge desselben bei den Barbares„ken Achtung verschaffen.

„Die Bewachung der Häfen und Küsten des päpstlichen „Staates wird den französischen Truppen anvertraut.

„Man wird Arbeiten zur Befestigung Ancona's und „zur Räumung des Hafens vornehmen. Frankreich wird „das Recht haben, da zweitausend Mann Truppen zu un„terhalten.

„Der heilige Stuhl erkennt die Könige von Neapel, „von Holland, von Westphalen wie den Großherzog von „Berg und den Fürsten von Lucca an. Er entsagt jeder

„Art Investiturrecht auf die Krone Neapel, wie seinen „Souverainetätsrechten über die Fürstenthümer Benevent „und Ponte-Corvo.

„Die Zahl der französischen Cardinäle wird auf ein „Drittheil der Gesammtzahl der Mitglieder des heiligen „Collegiums gebracht.

„Das Concordat Italiens wird in den Staaten Vene-„dig und Lucca zur Ausführung gebracht. Die italieni-„schen Bischöfe werden von ihrem Metropolitan die cano-„nische Institution erhalten und folglich von der Reise nach „Rom dispensirt sein.

„Der heilige Stuhl wird die Freiheiten der gallikani-„schen Kirche unangetastet lassen.

„Es soll ein Concordat für den Theil des katholischen „Deutschlands unterhandelt werden, welcher zu dem Rhein-„bunde gehört."

Wie soll man die Bestürzung, das Entsetzen und den Zorn schildern, die sich Roms bei der Besetzung Urbino's, Macerata's und Ancona's bemächtigten? Die Einnahmen aus diesen Provinzen waren nicht nur der liquideste und bedeutendste Theil des päpstlichen Gebietes; es bestanden auch unter ihnen und der Hauptstadt viele Geschäftsverbindungen. Eine große Anzahl Prälaten, Domherren und Abbaten besaßen in diesen Provinzen reiche Pfründen, so daß die ganze hohe Geistlichkeit Roms in ihren Existenzmitteln bedroht war. Aber der rührendste und grausamste Schmerz war der des heiligen Vaters. Er sah sich nicht nur in seiner weltlichen Souverainetät verletzt, er war auch in seiner Würde als Haupt der Kirche und als Mann beleidiget. Er hatte, als er in die Bedingungen Frankreichs willigte, weniger der Furcht als den dringenden Bitten des heiligen Collegiums nachgegeben. Vielleicht hatte er sich

in seinem Gewissen diese Nachgiebigkeit als Schwäche vorgeworfen, aber sich doch wenigstens gesagt, daß er muthig bis zur letzten Stunde widerstanden und durch seine Demüthigung die Integrität seines weltlichen Gebietes gerettet habe und gerade in dem Augenblicke, wo er Alles, was annehmbar war, angenommen, hatte ihm Frankreich mit einem Male seine Staaten und seine Ehre geraubt. Zuerst wollte er alle seine Zugeständnisse widerrufen, die er am 8. October gemacht; als er aber Kenntniß von dem Vertrag erhielt, den der Cardinal Bayanne und der Cardinal-Legat in Paris unterzeichnet hatten, kannte sein Unwillen keine Grenzen mehr; er berief alsbald das heilige Collegium und theilte ihm das Actenstück mit. Die Cardinäle wagten vor einem solchen Schmerze nicht den geringsten Einwand zu machen und alle wiesen den Vertrag als einen solchen zurück, der gegen die Unabhängigkeit, die Würde und die kirchlichen Rechte des obersten Kirchenhauptes wären. Pius VII. schrieb eigenhändig an den Cardinal von Bayanne, um Alles zu desavouiren, was derselbe gethan hatte, zeigte ihm an, daß er sich nie den entehrenden Bedingungen unterwerfen würde, die ihm der Kaiser aufnöthigen wolle, entzog ihm seine Vollmacht und machte der Sendung, mit der er ihm beauftragt hatte, ein Ende.

Die Unterhandlungen waren abgebrochen*) und das wollte der Kaiser, denn er brannte vor Verlangen, Roms sich zu bemächtigen. Er schickte dem General Miollis den Befehl, ohne Verzug gegen diese Hauptstadt zu rücken und sie zu besetzen. Herr von Champagny unterrichtete Alquier davon in einem Schreiben vom 22. Februar. Er schrieb:

*) Depesche des Herrn von Champagny an den Cardinal Bayanne. (7. Januar 1808.)

„Am 25. Januar wird die französische Armee in Perugia „und am 8. Februar in Rom sein. Der General Miol- „lis, der sie befehliget, stellt sich als marschiere er gegen „Neapel, aber er wird in Rom bleiben und das Castell „St. Angelo besetzen. Wenn man ihm für seine Truppen „den Sold, Nahrung und Wohnung liefert, auch die Trup- „pen des Papstes unter seine Befehle stellt, wird er sich „in die Verwaltung des Landes nicht mischen."

Ein zweites vertrauliches und chiffrirtes Schreiben vom 23. Januar hob den Schleier, welcher den Gedanken des Kaisers noch umhüllte.

„Herr Gesandter,

„Ich habe Ihnen gestern die Bestimmung mitgetheilt, „welche der Kaiser getroffen hat, um den Papst, den treu- „lose Räthe bearbeiten, zu einer Ordnung der Dinge zu „bringen, welche sich für die Ruhe Italiens und die Noth- „wendigkeit ziemt, diese Halbinsel dem verderblichen Ein- „flusse der englischen Intriguen zu entziehen. Bei dem „Systeme, welches in Europa aufgestellt wird, ist die ab- „solute Unabhängigkeit des Papstes nicht zulässig und die „Idee schon so thöricht, als die Ausführung unmöglich. „Der Kaiser wünscht lebhaft, daß die Maßregel, zu wel- „cher er greift, den Papst durch das gebieterische Gesetz „der Nothwendigkeit einer Abhängigkeit unterwerfe, welche „ihm noch von Vortheil ist, weil sie ihm die Souveraine- „tät und die Integrität seiner Besitzungen erhält; aber „diese Erhaltung wird nur so lange stattfinden, als der „römische Hof sich geräuschlos und ohne Widerstand in das „Gesetz fügt, das ihm auferlegt wird. Das ist, ich wie- „derhole es, der erste Wunsch des Kaisers; aber er ist „auch nichtsdestoweniger entschlossen, keine Schonung mehr „eintreten zu lassen, wenn er die geringste Veranlassung

„von Seiten des römischen Hofes empfängt und die welt-
„liche Souverainetät des heiligen Vaters zu vernichten, der
„dann nur noch das, was er sein soll, sein wird, das geist-
„liche Oberhaupt der Kirche.

„Weil der Kaiser den Widerstand dieses
„verblendeten und unverständigen Hofes vor-
„aussieht, ergreift er die Maßregel, welche ich
„Ihnen mittheile. Er will, daß der Aufent-
„halt der französischen Truppen das römische
„Volk daran gewöhne, mit ihnen unter ihrer
„Polizei zu leben und sie mit dem Volke und
„der Stadt Rom vertraut mache, damit der
„römische Hof, wenn er fortwährend sich so
„unverständig zeigt, als er ist, allmälig als
„weltliche Macht aufhöre zu existiren, ohne
„daß es bemerkt wird.

„Das also ist der doppelte Punkt, nach welchem Sie
„Ihre Schritte einzurichten haben."

Am 30. Januar 1808 erfuhr der Papst den Marsch
des Generals Miollis gegen Rom. Er ließ sofort den
französischen Gesandten rufen, redete ihn sehr heftig an
und sagte: „die französischen Truppen rücken heran; sie
„scheinen nach der Marschordre, welche dem Staatssecretär
„mitgetheilt worden ist, nach Neapel bestimmt zu sein,
„aber ich weiß, daß sie nach Rom kommen; es wird mir
„dies von allen Seiten gemeldet. Ich habe Sie also ru-
„fen lassen, um Ihnen meine Absichten mitzutheilen. Mi-
„litärischer Widerstand wird nicht stattfinden, aber ich
„werde befehlen, die Thore Roms zu schließen; ich werde
„mich mit den Personen, die mich begleiten wollen, in die
„Engelsburg zurückziehen. Es wird kein Flintenschuß fal-
„len, weil ich das Blutvergießen verabscheue, aber Ihr

„General wird die Thore mit Gewalt öffnen lassen müssen.
„Ich werde mich an den Eingang des Forts stellen, die „Truppen werden über mich hinwegschreiten müssen und „die christliche Welt wird erfahren, daß der Kaiser den „hat mit Füßen treten lassen, der ihn gesalbt. Für das „Uebrige wird Gott sorgen.“

Alquier überließ sich zum zweiten Male den Gefühlen, welche die trostlose Haltung des heiligen Vaters in ihm erregte. Er hatte die chiffrirte Depesche vom 23. Januar noch nicht erhalten und glaubte, sein Souverain habe bei der Besetzung Roms keinen andern Zweck, als den hartnäckigen Widerstand des heiligen Vaters zu besiegen und er wolle keineswegs der Welt das ärgerliche Schauspiel einer Beraubung geben, welches ihm den Tadel aller katholischen Völker zuziehen mußte. Er hielt sich deshalb für berechtiget, am 29. Januar in einer Note zu erklären, daß Se. kaiserliche Majestät, wenn er in alle Forderungen Frankreichs willige, ihm den Theil des päpstlichen Gebietes zurückgeben würde, von welchem der General Lemarrois und der General Miollis bereits Besitz genommen hätten.

Am 1. Februar erhielt der Gesandte die Nachricht, daß der General Miollis mit seinen Truppen sich den Mauern Roms nähere. Er fürchtete weiter nichts, als daß der Papst in seiner Exaltation die Drohung ausführe, sich in die Engelsburg einzuschließen; aber die weisesten Mitglieder des Consistoriums brachten ihn von diesem tollkühnen Plane zurück. Sie sagten ihm, es sei nicht unmöglich, daß der General Miollis Gewalt gegen seine geheiligte Person brauche und ihn nach Frankreich bringe. Der moralische Widerstand sei der einzige, welcher sich für das Kirchenoberhaupt zieme; er müsse evangelische Ergebenheit dem Mißbrauche der Gewalt entgegensetzen, die Thore seiner

Hauptstadt offen lassen und so die gewaltsame Besetzung Roms der Welt nur um so auffälliger machen. Pius VII. fügte sich diesen Vorstellungen.

Am 2. Februar sehr früh kam der General Miollis an der Spitze seiner Colonne an dem Thore del Popolo an, entwaffnete den daselbst stehenden Posten, marschirte mit acht Geschützen gegen die Engelsburg und forderte den Gouverneur auf, ihm die Schlüssel zu übergeben. Dieser Offizier war ein Mailänder, den der französische Gesandte im Stillen hatte prüfen lassen. Er hatte die Thorheit nicht, sich zu widersetzen, ergab sich und wir waren Herren von Rom. An demselben 2. Februar ließ die päpstliche Regierung an den Mauern der Stadt eine Protestation gegen das Einrücken der französischen Truppen anschlagen, setzte die unbedingte Machtlosigkeit auseinander, in der sie sich befinde und forderte ihre Unterthanen auf, ihre Ergebenheit nachzuahmen.

Am 3. stellte sich der General Miollis in Begleitung des französischen Gesandten dem heiligen Vater vor und bemühete sich in jeder Weise, den Schmerz des alten Mannes zu beruhigen, aber vergebens. Pius VII. erging sich in den bittersten Beschuldigungen; er sagte, er sei nicht mehr frei, sondern der Gefangene des Kaisers und würde sich, so lange die französischen Truppen in seiner Hauptstadt wären, in keine Unterhandlung einlassen.

Der Papst hatte Gewohnheiten, von denen er nie abging; er ging z. B. alle Tage aus, theils um Ausflüge im Freien zu machen, theils um die Kirchen Roms zu besuchen. Von dem Tage an, da die Franzosen Besitz von seiner Hauptstadt genommen hatten, verließ er seinen Palast nicht mehr. Seine Promenaden beschränkten sich auf den Garten von Monte Cavallo.

Es nahete die Zeit des Carnevals. Wer kennt nicht die Trunkenheit, mit welcher die Stadt Rom an den Freuden dieser Feste Theil nimmt? Der Papst wollte sie, sowohl um das Volk gegen uns zu reizen, als zum Zeichen der allgemeinen Trauer, untersagen; der General Miollis mußte einschreiten und die Verordnung des heiligen Vaters aufheben; die Festlichkeiten nahmen also ihren gewohnten Verlauf.

Unterdeß hatte man in Paris die Erklärung erhalten, welche Alquier abgegeben, daß nämlich Frankreich, wenn der heilige Stuhl sich allen Forderungen desselben unterwerfe, die Gebiete zurückgeben würde, die es durch seine Truppen bereits habe besetzen lassen. Eine solche Versprechung war gegen die geheimen Absichten Napoleons und er ließ dem Gesandten seine Mißbilligung in starken Ausdrücken zu erkennen geben. Herr von Champagny schrieb am 15. Februar an ihn: „Der Kaiser hat nur zu viel Ur„sache zu der Annahme, daß die Hartnäckigkeit des heiligen „Vaters hauptsächlich von der Meinung herrühre, man „fürchte seinen Einfluß auf die Gemüther der Völker und „den Mißbrauch, den er damit machen könnte. Er tadelt „Sie darum, daß Sie diese Meinung durch falsche Scho„nung unterstützt haben. Er ist mehr als unzufrieden mit „der Proclamation vom 2. Februar, die Sie nicht zurück„gehalten haben. Er beruft Sie nach Paris zurück, damit „Sie ihm über Ihr Verhalten Aufschluß geben. Die Er„innerung an Ihre ehemaligen Dienste und die Kenntniß „von Ihren Talenten machen diesen Aufschluß nothwendig." Dieses Schreiben versetzte Alquier in Bestürzung und er glaubte darin den Ausdruck einer Ungnade zu sehen.

Das heilige Collegium war der Senat der päpstlichen Regierung, der höchste Rath des Papstes, sein Führer und

seine Stütze in dem Kampfe mit dem Oberhaupte Frankreichs. Da Napoleon dasselbe nicht hatte für sich gewinnen, auch die Bestandtheile nicht ändern können, so beschloß er, alle Prälaten daraus zu entfernen, die nicht in dem Kirchenstaate geboren waren und so den Sturz der päpstlichen Regierung durch allmälige Auflösung vorzubereiten. Kraft der Oberherrschaft, die er über ganz Italien ausüben wollte, verlangte er, daß alle Cardinäle, die nicht aus Rom oder dem Kirchenstaate stammten, sofort in ihre Heimath zurückkehrten. Bald wurde diese Maßregel auch auf die Bischöfe ausgedehnt. Die meisten dieser Prälaten waren angesehene Männer, Vorsteher von Ministerien oder Gerichtshöfen, oder Gouverneure von Provinzen. Ihre Entfernung mußte das ganze Personal der Verwaltung des heiligen Stuhles in Verwirrung bringen. Die ersten, denen aufgetragen wurde, Rom zu verlassen, waren die neapolitanischen Cardinäle: Caraffa, Trajetto, Pignatelli, Salluzzo, Caracciolo und Rufoscilla. Alle hatten als Mittelspersonen zwischen der Königin Caroline von Neapel und dem heiligen Collegium gedient und sich geweigert, dem Könige Joseph den Huldigungseid zu leisten. Am Tage, als Alquier von dem Papste Abschied nahm, verlangte er förmlich im Namen seines Souverains, daß er den neapolitanischen Cardinälen befehle, Rom zu verlassen und nach Neapel zurückzukehren. Das war ein schmerzlicher Abschied von dem heiligen Vater. Pius VII. konnte sich nicht beherrschen. Er antwortete mit außerordentlicher Heftigkeit: „Herr Gesandter, die neapolitanischen Cardinäle sind keine „Beamten des Königs von Neapel. Als sie von dem heiligen Stuhle die Würde erhielten, die sie auszeichnet, „schwuren sie dem Kirchenoberhaupte Treue. Ich werde „den Befehl nicht geben, von dem Sie sprechen. Sie

„wohnen seit dreißig Jahren in Rom; sie haben mir den „Eid der Treue geleistet und stehen unter keiner andern „Gewalt als der meinigen. Glauben Sie mir, die Kirche „wird nicht untergehen trotz den Leiden, die man mir be„reitet. Sie können in Paris erklären, daß ich immer zu „dem Föderativsysteme nein sagen werde und wenn man „mich in Stücke zerhackt oder lebendig schindet." Als der heilige Vater diese letzten Worte sprach, war sein Gesicht hochgeröthet, seine Augen blitzten und sein ganzer Körper zitterte krampfhaft. Er wollte Herrn Alquier gar nicht die Zeit lassen ihm zu antworten, sondern erhob sich, machte die Abschiedsverbeugung und deutete ihm an, daß er sich zu entfernen habe. Alquier verließ sofort Rom und überließ die Leitung der Gesandtschaft seinem ersten Secretair, Eduard Lefebvre, der bereits in Neapel dieselbe Function bekleidet hatte.

Der General Miollis hatte unterdessen den neapolitanischen Cärdinälen angezeigt, daß sie binnen vierundzwanzig Stunden Rom zu verlassen hätten. Alle wendeten sich an den Papst, der ihnen befahl nur der Gewalt zu weichen. Die französischen Soldaten mußten einschreiten, um die neapolitanischen Prälaten aus Rom zu bringen und sie bis Terracina begleiten. Nach den neapolitanischen Cardinälen kam die Reihe an die genuesischen, die mailändischen, venetianischen, toskanischen und parmesanischen, darauf an die Bischöfe. Der Papst war so von den Männern getrennt, welche sein Vertrauen besaßen und an deren Arbeit er gewöhnt gewesen war. Von Allem, was der Kaiser gegen ihn unternommen, hat ihn nichts bitterer gekränket; aber seine Seele beugte sich nicht, sondern wurde energischer und starrer als je. Unter den Cardinälen, welche sich entfernen sollten, befand sich auch der Cardinal Doria, ein

Genuese von Geburt, welcher mit dem Staatssecretariat betraut war. Sobald er von dem General Miollis die Weisung erhalten hatte, begab er sich in den Quirinal, um sich die Befehle des heiligen Vaters zu erbitten.*) Pius VII. versank, als er ihn angehört hatte, in stillen Schmerz; bald aber nahm er seine ganze Seelenstärke zusammen und sagte, daß er nun wenigstens wisse, woran er sich zu halten habe; eine offene Verfolgung sei ihm lieber als eine geheime, wie die, welche man seit einiger Zeit gegen ihn angewendet habe. Am Abende desselben Tages trug er dem Cardinal Doria auf, an alle Cardinäle, die gleich ihm den Befehl erhalten hatten, Rom zu verlassen, zu schreiben, daß er ihnen Kraft des Eides, den sie ihm geschworen, befehle, nur der Gewalt zu weichen und sich mit Bedeckung bis an den Ort ihrer Bestimmung bringen zu lassen. Der Cardinal Doria wurde in dem Amte des Staatssecretairs durch den römischen Cardinal Gabrielli ersetzt.

Es gab nun zwei Regierungen in Rom, die des Papstes und die des Generals Miollis. Die ganze Armee des Papstes bestand in einigen Bataillonen, deren wirkliche Bestimmung war die Polizei in dem Kirchenstaate zu handhaben, aber es war doch eine organisirte Macht. Sie konnte bei einem Volksaufstande als Kern, als Stützpunkt des Widerstandes des Staatsoberhauptes und der Bevölkerung dienen. Es wäre unklug gewesen, sie neben der Militairgewalt des Generals Miollis bestehen zu lassen. Man mußte sie entweder auflösen oder mit den französischen Truppen vereinigen. Miollis zog das letztere vor. Am 26. Februar versammelte er auf einem der Plätze Roms

*) Depesche des Herrn Lefebvre vom 23. März 1808.

die päpstlichen Bataillone und kündigte ihnen an, daß sie von nun an im Dienste Frankreichs ständen. Die Soldaten gingen ohne Schwierigkeit zu der Fahne des Kaisers über, aber das Officiercorps, das aus den besten Familien Roms stammte, zeigte einiges Zögern. Alle indeß mit Ausnahme des Obersten Brasci gaben den Bitten des General Miollis nach und leisteten den Eid in seine Hände. Dies war ein neuer Kummer für den heiligen Vater und seine Klagen rührten ganz Rom. Man tadelte die Officiere, daß sie nicht den Muth gehabt hätten, lieber ihre Degen zu zerbrechen, als in den Dienst des Feindes ihres Souverains zu treten. Man rühmte dagegen den Obersten Brasci, welcher der Volksheld wurde. Mehrere Officiere, welche der öffentlichen Meinung nicht zu trotzen wagten, widerriefen und baten um ihre Entlassung. Unter ihnen befand sich auch der Sohn des römischen Fürsten Gabrielli. Der General Miollis ließ sie sämmtlich verhaften und in die Citadelle von Mantua bringen; aber der Papst billigte das Verfahren dieser Officiere ganz und gar und schrieb eigenhändig an den Fürsten Gabrielli, um ihn wegen des edeln Muthes, den der Sohn gezeigt, zu beglückwünschen. So wuchs die Kühnheit des Papstes mit seinen Gefahren und seinem Unglücke. Wenn er seiner Krone entsagen müßte, sagte er, wollte er wenigstens der Nachwelt beweisen, daß er derselben würdig gewesen. An die Nachwelt dachte er damals immer. Ob er gleich in einem Stande aufgewachsen war, welcher den Ruhm zurückweiset, war er doch sehr empfänglich dafür. Er liebte sogar die Wechselfälle, welche seinem Pontificat einen Character von Großartigkeit gaben und fühlte eine Art Wollust dem Manne zu trotzen, welcher das ganze Festland unterjocht hatte. Da er nichts mehr hoffte, fürchtete er auch nichts mehr. Er sagte, er

wolle die Tage, die ihm noch übrig wären, benutzen, um sich vorzubereiten, seiner Würde entsprechend zu endigen. „In den Zeiten des Glückes,“ setzte er hinzu, „besaß mein „Vorgänger den Ungestüm des Löwen und er starb wie „ein Lamm. Ich habe wie ein Lamm gelebt und werde „mich wie ein Löwe zu vertheidigen und zu sterben wissen.“ Es gab damals kein Mittel, diese so starke überzeugungstreue Seele zu beugen. Die Gewalt Miollis hatte ihm seine Soldaten genommen, indem er sie mit den eigenen Truppen vereinigte. Was that der kühne Papst? Er gab der Miliz und seiner eigenen Nobelgarde eine andere Cocarde als die, welche jene Truppen vor ihrem Abfalle getragen hatten und kündigte ihnen laut den Entschluß an in seinen Staaten neue Truppen auszuheben, um die zu ersetzen, welche ihn verlassen hätten. Dieser Entschluß konnte sehr ernste Folgen nach sich ziehen und es war zu fürchten, daß die neue Cocarde ein Zeichen der Empörung gegen unsere Fahne werde. Der General sah kein anderes Mittel ihr diesen gefährlichen Character zu nehmen, als sie selbst anzunehmen und sie von allen päpstlichen Soldaten und Officieren tragen zu lassen, die er mit seinen Truppen vereiniget hatte.

Lefebvre war von dem traurigen Geschicke Pius VII. nicht minder gerührt als Alquier. Die Festigkeit des alten Mannes und seine Würde im Unglücke hatten ihn tief ergriffen und es wurde ihm schwer das Werkzeug der Strenge seines Hofes zu sein. In dem engen Kreise seiner Stellung konnte er weder das Ganze der Angelegenheiten übersehen, noch den ganzen Gedanken seines Souverains errathen. Die Zukunft Italiens, die Umgestaltung desselben, das dem Kirchenstaat bestimmte Geschick, Alles war das Geheimniß des Kaisers. Lefebvre glaubte die Pflichten seiner Stellung

mit der innigen Theilnahme für den heiligen Vater vereinigen zu können, wenn er ihn mit dem Kaiser wieder auszusöhnen versuche. Ein Benedictiner, der Pater Altieri, der sonst unter Pius VII. Theologie studirt hatte und der ihm sehr zugethan war, erhielt den Auftrag ihm zu sagen, wie glücklich der Geschäftsträger Frankreichs sein würde, wenn er seinem Souverain melden könne, daß die Gesinnungen des heiligen Vaters sich geändert hätten, daß aber freilich eine Wiederannäherung nur unter der Bedingung möglich wäre, daß er ohne Rückhalt das dem Cardinal-Legaten Caprara und dem Herrn von Bayanne vorgelegte Ultimatum annehme. Der Papst antwortete dem Pater Altieri: „ich habe in Paris Alles anzeigen lassen, was ich „bewilligen konnte; was soll ich mehr thun? Und dann „würde auch Alles nutzlos sein, was ich thäte. Alle Briefe, „die ich aus Paris erhalte, melden mir, daß das Geschick „der Kirche beschlossen ist und daß sie ihrer weltlichen „Macht beraubt werden soll.*)

Der Schritt Lefebvre's erhielt die Zustimmung seines Hofes nicht. Er hatte eine Wiederaussöhnung zu bewirken versucht wie Alquier und der Kaiser wollte sie nicht. Herr von Champagny schrieb ihm am 17. März: „Die Umstände „müssen Sie außerordentlich vorsichtig in Ihren Schritten „machen und Se. Majestät kann es nicht billigen, daß „Sie sich Mühe geben eine Unterhandlung anzuknüpfen. „Geben Sie sich keine. Antworten Sie auf „alle Anträge, die man Ihnen macht und thun „Sie keinen Schritt. Die Schritte, mit denen Sie „den Pater Altieri beauftragt haben, können zu keinem Resultate führen. Man würde die Leute seines Standes

*) Depesche Lefebvre's vom 12. März 1808.

„wenig kennen, wenn man nicht sähe, daß alle ihre ver„traulichen Mittheilungen und geheimnißvollen Reden in „ihrem Character liegen und nichts sind als List.“

Jeden Tag that der Kaiser einen Schritt mehr auf dem Wege der Gewalt, den er betreten hatte. Er übersandte dem General Miollis den bestimmten Befehl, dem Papste alle Befugnisse der weltlichen Macht zu entziehen und die Regierung in seine Hand zu nehmen. Als dies in Rom bekannt wurde, verbreitete sich die allgemeinste Bestürzung. Mit Ausnahme der Cardinäle Antonelli, Pietro und Novarella, deren Festigkeit in diesen entsetzlichen Umständen unerschütterlich blieb, beschworen alle Prälaten und Mönche, welche auf vertrautem Fuße mit ihm standen, den heiligen Vater sich unter der Hand zu demüthigen, die ihn züchtige und durch unbedingte Unterwerfung den Einsturz seines Thrones zu verhindern. Aber Pius VII. blieb fest unter allen Furchtsamen und in dem Entschlusse, seine Pflicht als Souverain bis an's Ende zu erfüllen, verbot er allen Nuntien, Cardinälen, Bischöfen und Aebten, die in öffentlichen Aemtern standen, andern Befehlen zu gehorchen als den von ihm ausgehenden. Die Autorität des Generals Miollis und die des heiligen Vaters kamen deshalb fortwährend in feindselige Berührung mit einander. Diese Lage war unerträglich geworden und zwar für Jedermann, für die Franzosen wie für die Römer. Jedermann hielt in Rom in Erwartung einer unbekannten Zukunft sein Urtheil zurück, da er nicht wußte, wem er gehorchen sollte und weder uns zu trotzen noch sich uns zu unterwerfen wagte.

Der Papst hatte geglaubt, seine Würde erlaube es ihm nicht mehr einen Gesandten an dem Hofe des Fürsten zu unterhalten, der ihn so schwer beleidigte und nach den Befehlen des heiligen Vaters verlangte der Cardinal-Legat

Caprara am 30. März seine Pässe. Champagny antwortete ihm am 3. April in einer stolzen und bittern Note. „Der Antrag des Kaisers, von dem er niemals abweichen „wird," schrieb er, „geht dahin, daß ganz Italien, Rom, „Neapel und Mailand, ein Schutz- und Trutzbündniß schließe, „um die Unordnung und den Krieg von der Halbinsel zu „entfernen. Wenn der heilige Vater seine Zustimmung „dazu giebt, ist Alles beendiget. Weigert er sich, so zeigt „er dadurch an, daß er kein Uebereinkommen, keinen Frie„den mit dem Kaiser will und erklärt ihm den Krieg. Die „erste Folge des Krieges ist die Eroberung, die erste Folge „der Eroberung die Regierungsveränderung. Sind diese „Veränderungen nothwendig geworden, wenn der heilige „Vater bei seiner Weigerung verharrt, so wird er doch „nichts von seinen geistlichen Rechten verlieren; er wird „ferner der Bischof von Rom sein, wie es seine Vorgänger „in den ersten acht Jahrhunderten und unter Karl dem „Großen waren. Gleichwohl wird es für Se. Majestät ein „Gegenstand des Schmerzes sein, wenn er durch Unklugheit, „Hartnäckigkeit und Verblendung das Werk der Politik und „der Aufklärung zerstören sieht."

Die Zurückberufung des Cardinal-Legaten zog die des französischen Geschäftsträgers in Rom nach sich. Es wurde Lefebvre aufgetragen, Se. Heiligkeit um eine Unterredung zu ersuchen, in welcher er ihm zum letzten Male die von dem Kaiser vorgeschlagenen Bedingungen vorlegen sollte. Wenn der Papst darauf einging, sollte Lefebvre auch ferner in Rom bleiben; wenn er sie dagegen noch immer verwarf, sollte er die Fastenzeit vorüber gehen lassen, dann seine Pässe verlangen, Rom vor dem 20. April verlassen und sich nach Ancona begeben, um da die Befehle seiner Regierung zu erwarten.

Der Kaiser verfuhr gegen den heiligen Vater wie er immer gegen die Fürsten verfuhr, die er stürzen wollte. Er hatte die größte Härte für die letzte Krisis aufgespart und nicht gewartet, bis seine letzten Vorschläge dem Papste vorgelegt sein würden, um ihn seiner weltlichen Herrschaft zu berauben; der Schlag war der Drohung vorausgegangen.

Sobald Lefebvre die letzten Befehle seines Hofes erhalten hatte, begab er sich in den Quirinal und bat um die Ehre einer Unterredung mit Sr. Heiligkeit.*) Er fand ihn unruhig und betrübt, denn er hatte eben eine neue Beleidigung von der französischen Behörde erfahren. Da der General Miollis erfahren hatte, daß man sich bemühete, auf jede nur mögliche Weise einen Zusammenstoß zwischen dem Volke und den französischen Truppen herbeizuführen, so ließ er die Offiziere und Soldaten der Nobelgarde entwaffnen und in die Engelsburg bringen. Ohne Lefebvre die Zeit zu lassen, ihm die gewöhnlichen Artigkeiten zu sagen, äußerte der Papst im Ton der Verzweiflung, es sei nie ein Papst so behandelt worden wie er seit einiger Zeit; als er sich dann etwas erholt hatte, setzte er hinzu, er sei überzeugt, daß der Kaiser persönlich von dieser schlechten Behandlung nichts wisse und daß Se. kaiserliche Majestät ein zu großes Herz besäße um Vergnügen daran finden zu können, ihn so mit Beleidigungen und Kränkungen zu überschütten. Lefebvre antwortete, Alles, über das sich Se. Heiligkeit beklage, sei die unvermeidliche Folge der Stellung, in welche er sich gebracht; der für die ganze Welt beklagenswerthe Zustand werde sofort aufhören, wenn er einwillige in

*) Depesche des Herrn Lefebvre vom 13. April 1808. (Im Archiv der auswärtigen Angelegenheiten.)

das Schutz- und Trutzbündniß mit Mailand und Neapel zur Vertheidigung der Halbinsel zu treten, seine Antwort entscheide für immer sein Schicksal und eine letzte Weigerung werde unfehlbar den sofortigen Sturz seiner weltlichen Macht nach sich ziehen.

Diese ernsten Worte machten Eindruck auf den heiligen Vater; er schwieg einige Augenblicke nachdenklich und dann antwortete er, er würde über die Erklärung nachdenken, welche ihm Lefebvre gemacht habe und binnen einigen Tagen ihm seine Entschließung mittheilen. Sie ließ nicht auf sich warten und entsprach in allen Stücken der Sprache, die er fortwährend von dem Tage an geführt hatte, an welchem der General Lemarrois Besitz von Urbino, Ancona und Macerata genommen; er weigerte sich in den bestimmtesten Ausdrücken dem italienischen Bunde gegen England beizutreten. Diese Antwort machte der Sendung Lefebvre's ein Ende; er verlangte am 19. April seine Päße und verließ Rom in tiefem Mitleide über das Schicksal des tugendhaften Papstes, dessen Unglück er so gern abgewendet hätte.

Es war um die materielle Macht des heiligen Stuhles geschehen; der Kaiser Napoleon widerrief die von dem größten seiner Vorgänger, von Karl dem Großen, gemachte Schenkung. Der Degen eines französischen Generals ersetzte das päpstliche Scepter; der weltliche Souverain verschwand und es gab in der Hauptstadt der katholischen Welt nur noch einen Papst ohne Land, ohne Unterthanen, ohne Einkünfte, einen thronlosen mit einem Worte, der zu der bescheidenen Stellung der ersten Bischöfe von Rom herabgesunken war.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Politische und commerzielle Lage Portugals und Spaniens im Jahre 1806. — Doppelzüngigkeit des Friedensfürsten. — Seine geheimen Verbindungen mit den verbündeten Höfen. — Rüstungen. — Proclamation vom 5. October 1806. — Nachricht von der Schlacht bei Jena. — Bestürzung in Madrid. — Demüthigkeit des Friedensfürsten. — Er bewilliget alle Forderungen Napoleons. — Absendung eines spanischen Contingents an die Elbe. — Neue Bemühungen der Coalition nach der Schlacht bei Eylau Spanien für sich zu gewinnen. — Die Verträge von Tilsit. — Anwendung des Decrets von Berlin auf die Häfen Spaniens und Portugals. — Aufforderungen durch Frankreich und Spanien an den Hof von Lissabon mit England zu brechen. — Der Prinz Regent. — Ausweichende Antworten desselben. — Der Hof von Madrid im Jahre 1807. — Karl IV. — Die Königin. — Der Friedensfürst. — Vertrag von Fontainebleau vom 27. October 1807. — Junot rückt in Spanien ein. — Einfall in Portugal. — Unentschlossenheit und Angst des Regenten. — Ankunft Junots in Abrantes. — Der Regent und sein Hof schiffen sich nach Brasilien ein. — Besetzung Lissabons durch die Franzosen.

Im Süden Europa's lag ein kleines Königreich, das kaum den dritten Rang einnahm, dem aber die Wechselfälle des Seekrieges eine große Handelswichtigkeit gegeben hatten,

Portugal. Dieser Staat war seit einem Jahrhunderte in Folge der Sorglosigkeit seiner Gebieter und der Trägheit seiner Bewohner in die schmähligste Abhängigkeit von der englischen Macht herabgesunken. Der Vertrag von Metween (1703), welcher die absolute Handelsfreiheit zur Grundlage der Verbindungen der beiden Staaten gemacht hatte, bestand noch in voller Kraft. Es giebt vielleicht kein lehrreicheres Beispiel von den beklagenswerthen Wirkungen, welche ein solches Prinzip in seiner Anwendung auf Staaten hervorbringen kann, die in so ungleichen Verhältnissen der Industrie und des Reichthums stehen. Portugal verkaufte an England seine Weine, seine Früchte, seine rohe Baumwolle und seine kostbaren Hölzer. England sandte ihm dafür seine Wollen- und Baumwollenzeuge, seinen Stahl und alle seine Luxusgegenstände. Es war kein Verhältniß in diesem Austausche. Die exotischen Erzeugnisse Portugals und seiner Colonien konnten der unendlichen Masse fabrizirter Waaren, mit denen die Engländer die Märkte von Lissabon und Oporto überschwemmten, das Gleichgewicht nicht halten. Bei dem Mangel aller Schutztarife hatte sich die Nationalindustrie nicht entwickeln können. Alle natürlichen Reichthümer der Portugiesen waren in ihren trägen Händen unfruchtbar geworden und die Folge davon war eine allmälige Verarmung des Landes. Die Engländer dagegen hatten durch die Menge ihrer Capitale und die Thätigkeit ihres Handelsgeistes die Portugiesen in der Ausbeutung des Binnenhandels verdrängt. Lissabon und Oporto waren wirkliche englische Factoreien geworden, die endlich fast alle Capitale Portugals an sich gezogen hatten, so daß das Land unter dem Scheine eines unabhängigen Staates thatsächlich zu einer englischen Colonie herabgesunken war. England herrschte in Lissabon unbe-

schränkt und zwar durch die dreifache Macht des Geldes, der Gewohnheit und seiner Marine. Alle Portugiesen, die Reichen und die Armen, die Bewohner der Städte und der Dörfer, waren ihm in verschiedenen Graden zinspflichtig geworden. Von Zeit zu Zeit erhob sich zwar ihr unfruchtbarer Stolz unwillig gegen das schwere Joch und es gehörte in den Salons Lissabons zum guten Tone, eine Gelegenheit oder eine Person zu suchen, um sich davon frei zu machen, aber dieses Streben nach einer unmöglichen Unabhängigkeit verdunstete in eiteln Worten und Niemand dachte ernstlich daran, mit einer furchtbaren Macht zu brechen, welche alle Interessen des Landes beherrschte.

Die zu jeder Zeit sehr lebhaften Geschäftsverbindungen der Engländer mit Portugal hatten seit dem Beginne des Seekrieges eine unermeßliche Ausdehnung erhalten. Sie hatten Lissabon zu dem Hauptstapelplatze ihrer Waaren im Süden Europa's gemacht. Die Erzeugnisse beider Welten flossen in dieser Hauptstadt zusammen; die Kais waren bedeckt davon und die Magazine vermochten sie nicht aufzunehmen; man hatte große Schoppen bauen lassen, um sie unterzubringen. Von Lissabon aus verbreiteten sich diese Waaren auf allen Wegen auf der Halbinsel. Der größte Theil desselben wurde wieder auf englische Schiffe geladen, an die Küsten Spaniens gebracht und durch die Schmuggler in das Innere dieses Landes gefördert. Man schätzt die Masse der rohen Baumwolle, die jedes Jahr in den Tajo kam, auf mehr als hundertfunfzigtausend Ballen und ein gewisser Theil davon, welcher die Wachsamkeit unserer Zollwächter täuschte, nährte unsere Fabriken im Süden.

Ein solcher Zustand der Dinge war unverträglich mit den Prohibitivbestimmungen, über deren Anwendung in allen Häfen des Festlandes Frankreich und Rußland übereinge-

kommen waren. Es war von der größten Wichtigkeit für das Gelingen dieser großartigen Maßregeln, daß Portugal sich dem gemeinsamen Gesetze unterwarf und es handelte sich um nichts Geringeres, als den Engländern einen Markt von vierzehn Millionen Menschen zu entziehen, einen Markt, auf dem sie seit mehr als hundert Jahren das Monopol hatten und den sie mit beispiellosem Eifer und Geschick ausbeuteten.

Wie aber sollte auf den Hof von Lissabon gewirkt werden? Wie war er aus den Armen jener Macht zu reißen, mit welcher alle seine Interessen so eng verflochten waren? England hatte nicht nur beinahe das ganze bewegliche Vermögen Portugals in seinen Händen, es verfügte auch, um dasselbe in der Abhängigkeit zu erhalten, über furchtbare Mittel; es hatte seine Armeen und Flotten. Frankreich dagegen befand sich in einer ganz andern Lage. Zwischen ihm und Portugal lag ein großes Reich. Um Portugal zu erreichen und es zu nöthigen seine Interessen von denen Englands zu trennen, bedurfte es durchaus des Armes Spaniens. So war die Frage also eine doppelte und ehe man auf den Hof von Lissabon wirkte, mußte man sich der Mitwirkung jenes von Madrid versichern.

Die spanische Politik hatte seit einigen Jahren schlimme Wechselfälle erfahren. Spanien, das fortwährend von den beiden großen Mächten bald freundlich aufgefordert bald bedroht wurde, welche seit funfzehn Jahren um die Oberherrschaft in den Angelegenheiten der Welt kämpften, hatte nicht frei eine Fahne wählen können. Offenbar wäre es sein Interesse gewesen, bei diesem blutigen Kampfe neutral zu bleiben. Es hätte in der Neutralität Alles gefunden, was es wünschen konnte, Sicherheit für seine Colonien, für seine Marine, für seinen Handel und unberechenbaren

Gewinn; aber die Engländer hatten ihm die Neutralität unmöglich gemacht. Die Gewaltthätigkeit, mit welcher sie das erste Mal nach dem Frieden von Basel, das zweite Mal nach dem Bruche des Vertrags von Amiens die spanische Flagge beleidiget, hatte ihm angedeutet, daß sie es lieber zum Feinde haben als es im Schatten einer fruchtbringenden Neutralität sich bereichern lassen wollten. Trotz seiner geheimen Vorliebe, die es nach England hinzog, sah es sich also durch die Gewaltthat derselben Macht in die Arme Frankreichs getrieben. Auch war Spanien bei dem Zustande der Schwäche, in den es die Inquisition, die Mönche, eine entartete Dynastie und ein unfähiger Günstling gebracht hatten nicht im Stande sich mit Frankreich zu messen. Bei einem Kriege mit England setzte es nur seine Schiffe, seinen Handel und einige seiner Colonien aus; bei einem Kriege mit seinem mächtigen Nachbar dagegen war die ganze Monarchie, die Existenz der Regierung selbst bedrohet. Es genügte ein Sieg am Ebro, um uns das Herz des Landes zu öffnen und Madrid zu überliefern.

Spanien hatte also ein großes, ein Lebensinteresse dabei, mit uns in unveränderlicher Eintracht zu bleiben. Das hatte der Hof von Madrid vollkommen eingesehen und deshalb war er trotz seinem Widerwillen so lange dem Bündnisse treu geblieben, das ihn an uns fesselte. Endlich aber wurde er doch müde diese Last zu tragen; er lieh sein Ohr unklugen Rathschlägen und wich von dem Verhalten ab, das er so ausdauernd seit dem Frieden von Basel befolgt hatte. Viele Ursachen kamen zusammen, um diese verderbliche Veränderung herbeizuführen. Die Wahrheit nöthiget uns zu gestehen, daß unser hochfahrendes Wesen und die Härte unserer Sprache sehr dabei betheiligt waren. Napoleon hatte die Spanier nicht mit der Schonung zu behandeln

gewußt, welche diese Nation verlangte, die trotz ihrer Armuth noch stolz und reizbar war. Er hatte sie bei vielen Gelegenheiten verletzt und als rücksichtsloser Beherrscher die Sorglosigkeit Karls IV. und den Leichtsinn des Günstlings benutzt. Er maß seine Forderungen nach der Verachtung, die er gegen die spanische Regierung empfand und behandelte sie weniger als Verbündete denn als Vasallen. So nöthigte er sie 1801 ihm Louisiana wieder abzutreten und verkaufte fast gleich darauf diese schöne Besitzung an die natürlichen Feinde Spaniens, die Nordamerikaner, denen er in dieser Weise gleichsam das Schicksal Mexico's überlieferte. So legte er ferner nach dem Bruche des Vertrags von Amiens seinem Verbündeten einen jährlichen Tribut von 72 Millionen auf, obgleich er eigentlich nicht gezwungen war ihn zu bezahlen, da das Bündniß, welches Spanien mit uns vereinigte, vorzugsweise ein Seebündniß war. So viele Forderungen hatten endlich das Cabinet von Madrid empört und eine stille Reaction gegen die französische Politik und den französischen Einfluß hervorgerufen. „Vergilt," sagte man, „der Kaiser Napoleon eine Treue so, „die sich keinen Augenblick verläugnet hat? Und warum „sollte ihm Spanien seine Schätze und sein Blut opfern? „Welches persönliche Interesse veranlaßt es an den Kämpfen des Festlandes Theil zu nehmen? Was liegt ihm „im Ganzen an dem Schicksale Deutschlands und Italiens? „Bei jeder freiwillig eingegangenen Allianz sollten die Vortheile gegenseitig sein. Hier aber zeigt sich kein Gewinn „für Spanien, keine Aussicht auf Vergrößerung, kein Ruhm, „nichts als unerträgliche Lasten." So sprach man in ganz Spanien vor der Schlacht von Trafalgar und dieses letztere Unglück gab dem französischen Bündnisse den Todesstoß. Alle waren tief betrübt und man fluchte einer Verbindung,

welche solche Unfälle über das Land brachte. Das Unglück macht neidisch; man stellte schmerzliche Vergleichungen an und stellte unser Glück der Noth Spaniens gegenüber. „Frankreich," sagte man, „hat ohne Zweifel Unfälle zur See erlitten, aber der Glanz seiner Siege zu Lande entschädiget es vollkommen. Welchen Ruhm hat es erlangt! Welche reichen Provinzen hat es seinem Gebiete hinzugefügt! Welches Uebergewicht übt es im ganzen Abendlande aus! Spanien dagegen findet keine Entschädigung. Welche Trophäen könnte es der Trauer von Trafalgar entgegenstellen? Welche Eroberungen trösten es über den Verlust seiner Schiffe und seines Handels? Alle seine Seestädte sind müßig und verarmt, die Einnahme aus dem Zolle versiecht, die Staatscassen sind leer; ein bedeutender Theil seines Einkommens wird der Habsucht seines Verbündeten geopfert und seine Colonien sind schutzlos den Angriffen der Engländer ausgesetzt. In diesen beklagenswerthen Zustand hat Spanien das Bündniß mit Frankreich gebracht." Wenn auch unsere Anhänger antworteten, wir hätten bei der Bekämpfung unserer Feinde auf dem Festlande England in dessen Verbündeten getroffen und in Europa so viele Eroberungen nur gemacht, um den gemeinsamen Feind zu nöthigen alle die seinigen zurückzugeben und da der Zweck des Krieges sei, die Gleichheit der Rechte wie die Unabhängigkeit aller Flaggen zu begründen, so müßten unsere Siege eines Tages auch Spanien zu Gute kommen wie uns selbst, es habe also keine Ursache den Muth zu verlieren, es müsse vielmehr sein Vertrauen auf unsere Politik und die Kraft seiner Anstrengungen verdoppeln, — diese Sprache machte keinen Eindruck mehr. Vortheile, die sich nur in entfernter Zukunft zeigten, die durch neue Opfer erkauft werden sollten und übrigens sehr

unsicher waren, überzeugten tiefentmuthigte und verletzte Gemüther nicht mehr und zu diesen allgemeinen Beschwerden kamen überdies die Besorgnisse der königlichen Familie.

Napoleon begnügte sich nicht mehr die Waffen seiner Feinde zu demüthigen und sie zu schwächen; seine Streiche gingen höher und trafen die Souveraine selbst auf den Thronen. Schon war das Haus Neapel gefallen, welches seiner Macht zu trotzen gewagt und ein Bonaparte hatte es ersetzt. Ferdinand VI. war der Bruder Karls IV. Es ist nicht wahr, daß der König und die Königin von Spanien sich zu weigern gewagt hätten den Nachfolger Ferdinands anzuerkennen; so viel Muth besaßen sie nicht; aber sie sahen in dem Unglücke ihres Bruders eine traurige Weissagung des Schicksals, das ihrer Familie vorbehalten war und sie empfanden ein geheimes Grauen. In demselben Augenblicke, als Napoleon die Krone Neapels auf Josephs Haupt setzte, führte er einen andern seiner Brüder auf den Thron Hollands; er erhob seinen Schwager Mürat zum Großherzog von Berg und gründete in Italien Fürstenthümer für seine Schwestern Elise und Pauline. Wo würde diese dynastische Propaganda aufhören, welche auf die Revolutionspropaganda gefolgt war? Zeigten nicht alle diese aufeinander folgenden Attentate gegen die unveräußerlichen Rechte der souverainen Familien von Seiten des Kaisers einen bestimmten Plan, in dem Kreise seines Einflusses das Personal auf allen Thronen zu erneuern und Prinzen aus seiner eigenen Familie dahin zu bringen? Konnten Karl IV. und seine Familie hoffen, von einem Manne geschont zu werden, welcher seit drei Jahren das Haus Bourbon mit so unbarmherziger Härte behandelte? Die Hand, welche Ferdinand VI. von dem Throne Neapels gestürzt hatte, war dieselbe, unter welcher zwei Jahre vor-

her der Herzog von Enghien gefallen. Es giebt in dem Geschicke der Dynastiengründer Gesetze, denen sie sich durchaus nicht entziehen können. Früher oder später mußte das Oberhaupt Frankreichs genöthiget werden in Spanien das zu thun, was Ludwig XIV. gethan hatte; er mußte in der Verschmelzung der dynastischen Interessen die Bürgschaft der Allianz suchen, welche die beiden Länder vereinigte, wie die Befestigung seines eigenen Thrones. Das waren die traurigen Gedanken, welche in dem Palaste zu Madrid herrschten und Karl IV., die Königin und den Friedensfürsten in ihren gemeinen Genüssen beunruhigten.

Alle diese Ursachen vereint wirkten gleichzeitig auf die spanische Regierung und brachten sie auf den tollkühnen verderblichen Gedanken, ihre Interessen von den unserigen zu trennen und zu unsern Feinden überzugehen. In welcher Zeit begann der Hof von Madrid geheime Einverständnisse mit England und Rußland anzuknüpfen? Allem Anscheine nach geschah es im Juni des Jahres 1806 und die ersten Eröffnungen wurden durch den Baron von Strogonow, den russischen Gesandten in Madrid, gemacht. Bemerkenswerth ist es, daß es in derselben Zeit geschah, als die Höfe von London und Petersburg den größten Eifer gegen uns zeigten Frieden zu schließen. Portugal war sicherlich mit in dem Geheimnisse. Ehe Strogonow sich nach Madrid begab, war er eine Zeit lang in Lissabon geblieben und hatte mit dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn von Araujo, lange und geheimnißvolle Unterredungen gehabt, welche das Mißtrauen unsers Geschäftsträgers von Rayneval erregten. Kaum war er in Madrid angekommen, so hatte er häufige und sehr geheime Unterredungen mit dem Friedensfürsten.

Während der Günstling mit dem russischen Gesandten

über die Bedingungen seines Abfalles unterhandelte, schüchterte England Spanien durch die Gewalt seiner Schläge ein. Es nahm den berühmten Miranda in seinen Sold, gab ihm Instructionen und Geld, um den Aufstand in Südamerika vorzubereiten und unterstützte dessen Versuche durch seine Schiffe und seine Soldaten. Es kam in Madrid die Nachricht an, daß ein englisches Geschwader Truppen an der Küste von Buenos-Ayres an das Land gesetzt habe und daß diese wichtige Stadt wie die ganze Provinz auf dem Punkte stehe, in seine Hände zu fallen.

So wirkte Alles gleichzeitig auf die spanische Regierung, die Last unseres Joches, die Gefahren der Dynastie, welche durch den um sich greifenden Ehrgeiz der Bonaparte bedrohet war, das Klagegeschrei des gedrückten Handels, das Andringen der Coalition und endlich die Besorgnisse, daß wenn der Seekrieg noch länger dauere, die Bevölkerung von Südamerika aufstehe und unrettbar dem spanischen Scepter verloren gehe. Der Hof von Madrid hatte nicht die Kraft, diesem unerhörten Zusammentreffen von Umständen und verschiedenen Gesinnungen zu widerstehen; er ließ sich fortreißen und versprach sich gegen Frankreich zu erklären, sobald diese Macht im Kampfe mit den nordischen Mächten sein werde.

Um aber auf dem Kampfplatze mit einem so furchtbaren Gegner, wie es der Kaiser Napoleon war, sich messen zu können, mußte man eine zahlreiche, disciplinirte, geübte, gut ausgerüstete Armee unter geschickten Generalen haben. Dies Alles fehlte Spanien. Es hatte theils aus beklagenswerther Sorglosigkeit, theils um nicht das Mißtrauen seines argwöhnischen Verbündeten zu erregen, alle Federn seiner Militairverwaltung schlaff werden lassen. Es zählte nicht funfzigtausend kampffähige Soldaten und hatte keine

gut bewaffneten, gut disciplinirten und regelmäßig bezahlten als die Elitecorps, welche die Garden bildeten. Die Linientruppen befanden sich in der traurigsten Entblößung; es fehlte den Soldaten an Schuhen, oft sogar an Anzügen. Der Sold war um mehrere Monate im Rückstande. In allen Corps war die Disciplin fast ganz verschwunden. Die Generale waren energische und zähe Männer wie es das spanische Volk ist, aber bis auf wenige Ausnahme unwissend und ohne Erfahrung. Die Cavalerie befand sich in keinem bessern Zustande als die Infanterie, die Hälfte der Schwadronen hatte keine Pferde und die Pferde, die man noch besaß, taugten nicht zum Kriege. Die Artillerie war fast ganz desorganisirt. In vielen Regimentern gab es weder Pferde noch Lafetten noch Kanonen, die gebraucht werden konnten. Die Festungen waren weder gnügend bewaffnet noch mit Lebensmitteln versehen und viele verfielen ganz. In noch traurigerem Zustande als die Militairverwaltung befanden sich die Finanzen Spaniens. Die beiden Hauptquellen der Einnahmen, der Zoll und die Bergwerksproducte von Peru und Mexico, waren versiecht, so daß die Regierung, um nur die dringendsten Ausgaben bestreiten zu können, zu kostspieligen Auskunftsmitteln greifen mußte. Zuletzt hatte es nicht einmal seine Beamten bezahlt und die Folge davon war eine allgemeine Erschlaffung aller Dienstzweige, sowie bei den meisten Angestellten entsetzliche Käuflichkeit.

Der Friedensfürst war also in ein Labyrinth von unentwirrbaren Schwierigkeiten gekommen. Er konnte nicht daran denken mit Frankreich zu brechen ohne die Militairmacht Spaniens neu zu organisiren und er mußte dann unter den Augen des wachsamsten und argwöhnischsten Mannes in Europa rüsten, ohne das nöthige Geld dazu zu haben.

Eine englische Flotte unter dem Admiral Lord St. Vincent war in den Tajo eingelaufen und brachte einen englischen Diplomaten, Lord Josselyn. Der Zweck dieser Expedition war für Jedermann ein Geheimniß und da das Feld allen Vermuthungen offen stand, erklärte sich dieselbe jeder nach seinen Wünschen und Leidenschaften. Wahrscheinlich stand sie mit einem Plane des Aufstandes der ganzen Halbinsel gegen Frankreich in Verbindung, was namentlich die Ansicht unseres Gesandten in Lissabon, des Herrn von Rayneval, war. Welches aber auch der wirkliche Zweck der Ankunft des Lords St. Vincent im Tajo war, er erschien zur rechten Zeit, um als Vorwand zu den Rüstungen zu dienen, die man unternehmen wollte. Am 3. Juli 1806 kündigte der Friedensfürst*) im Vertrauen dem französischen Geschäftsträger an, es wären große militärische Maßregeln beschlossen worden und die Armee sollte auf 60,000 Mann gebracht werden. Ohne es offen zu sagen, gab er zu verstehen, daß die Rüstungen Portugal gälten. Am 14. Juli vertrauete er dem Herrn von Vaudeuil an, er gehe mit einem großen Plan gegen Gibraltar um. „Nach „einiger Zeit," sagte er, „werden Sie erfahren, daß die „für uneinnehmbar geltende Feste in unsere Hände gefal„len ist**)." Diese halb vertraulichen Mittheilungen waren die Vorbereitung zu einer ernsten. Am 23. September sagte der Günstling mit geheimnißvoller und zugleich feierlicher Miene zu Herrn von Vaudeuil: „der Krieg wird „auf dem Festlande von Neuem auflodern. Diesmal wer„den Preußen und Portugal unter den Fahnen Rußlands

*) Depesche des Herrn von Vaudeuil an Talleyrand aus Madrid vom 3. Juli 1806.

**) Depesche von Vaudeuil aus Madrid vom 14. Juli.

„und Englands kämpfen. Ich warte nur auf die Entschei„dung des Kaisers. Alle meine Wünsche sind für einen „vollständigen Bruch mit dem Hofe von Lissabon. Es liegt „viel daran, die Zeit zu nützen, um uns die erste Ent„schädigung mehr zu sichern, durch welche das Festland die „Vortheile wird ausgleichen müssen, welche sich England „zu verschaffen sucht.“

Frankreich wunderte sich über diese plötzliche Waffenergreifung; es antwortete nicht auf die kriegerischen Eröffnungen des Friedensfürsten, es horchte, es beobachtete und bemühete sich, die geheimen Beweggründe des madrider Hofes zu erforschen. Diese kalte und schweigende Haltung brachte den Fürsten in Verlegenheit. Am 2. October kündigte er Herrn von Vaudeuil an, sein Entschluß sei gefaßt. „Alle Armeen Spaniens,“ sagte er, „werden gegen Por„tugal marschiren; wir sind entschlossen, dieses Land zu „erobern.“ Dann wunderte er sich über das Stillschweigen des Kaisers und klagte, daß so viele Zeit verloren gehe. „Doch kann noch Alles wieder gut gemacht wer„den,“ setzte er hinzu. Endlich erklärte er, der König wolle nicht 60,000, sondern 80,000 Mann mobil machen. In allen Familien sprach man vom Kriege. Ueberall wurden Mannschaften ausgehoben, Pferde gekauft und Waffen geschmiedet. Alle beurlaubten Soldaten und Offiziere mußten sich bei ihren Regimentern einfinden. Die Milizobersten wurden aufgefordert, am 20. October in ihren Bezirken zu sein und da die Befehle des Generalissimus zu erwarten. Man wußte noch nicht, mit wem man sich schlagen solle, ob es gegen Süden oder Norden, gegen Portugal oder Frankreich gehe, man wußte nur das Eine, daß die Regierung sich zum Kriege vorbereitete und die Nation, die sich glücklich schätzte, aus der langen Apathie endlich

herauszukommen, schien geneigt zu sein, sie zu unterstützen.

Diese ganze kriegerische Bewegung blieb indeß nur an der Oberfläche und war keineswegs das Erwachen eines stolzen und energischen Volkes. „Die Traurigkeit hat den „Gipfel erreicht,“ schrieb am 2. October Vaudeuil. „Man „hat die Nachricht erhalten, daß Buenos-Ayres in die Hände „der Engländer gefallen ist... Den Friedensfürsten ent„schlüpfen Prahlereien, die jämmerlich sind. Man spricht „davon, eine Armee mobil zu machen, hat aber nichts be„reit; man spricht von Eroberungen und hat nicht einmal „ein vollständiges Vertheidigungssystem. Man kommt in „unbegreifliche Verlegenheit, sobald nur die kleinsten Aus„gaben bestritten werden sollen. Der Friedensfürst weiß „eigentlich nicht, was er kann und was er will. Seine „Gedanken sind nicht die eines ruhigen Mannes, noch we„niger die eines fähigen.“

Am 14. October erschien eine vom 5. datirte Proclamation, welche die ganze Nation zu den Waffen rief, aber nicht der König, sondern der Günstling wendete sich an die Spanier. Seine Sprache war unklar und dunkel; er verlangte Opfer, von Andalusien und Estremadura Pferde, von dem ganzen Lande Mannschaften und Geld. Er kündigte den Krieg als nahe bevorstehend an und schilderte den Feind als drohend, nannte ihn aber nicht. An demselben Tage, an welchem diese räthselhafte Proclamation erschien, unterlag Preußen bei Jena. Am andern Tage, am 15., ließen Rundschreiben die Absichten der Regierung ahnen; sie lud die Intendanten der Provinzen, die Bischöfe, die Generalcapitaine und Corregidors ein, den Eifer des Adels anzutreiben, denn, sagte sie, es handelt sich um seine Vorrechte und um die der Krone. Die

Ueberraschung war allgemein, als man die Proclamation und die Rundschreiben las. Man erwog sorgsam alle Worte und bemühete sich, unter dem Schleier des Ausdruckes den geheimen Gedanken des Günstlings zu errathen. Die Emissäre dieses Fürsten sagten laut und überall, sie wären im Haß gegen England erlassen und Spanien würde seine Waffen gegen Portugal richten; aber die öffentliche Meinung ließ sich dadurch nicht irre leiten. Alle in Madrid, die etwas schärfer sahen, hatten den Hof in dem Verdachte, daß er sich mit der Coalition verständiget habe und gegen Frankreich rüste. Vaudeuil, der noch sehr jung war, allein wußte nicht, was vorging. Er hatte sich durch die hinterlistigen Reden des Friedensfürsten täuschen lassen und glaubte in der Unschuld seines Herzens wirklich an einen beabsichtigten Krieg gegen Portugal. Erst als er jedermann um sich her in der Ueberzeugung sah, daß der Fürst uns verrathe, begann er zu zweifeln. Er stellte Nachforschungen an und erfuhr, daß der Günstling einen Theil seiner Nächte hindurch in geheimen Unterredungen mit dem russischen Gesandten von Strogonow und dem preußischen Gesandten, Henry, verbringe. Voll Besorgniß begab er sich zu dem Friedensfürsten und verlangte Aufklärungen über dessen Verhalten. Der Günstling stellte sich sehr verwundert über den Schritt Vaudeuils und beklagte sich mit dem Ausdrucke erheuchelten Schmerzes, daß er von der englischen Partei verleumdet werde; „aber," sagte er, „ich fühle den Muth „in mir, sie zu verachten. Der Kaiser ist persönlich von „den Gründen benachrichtiget, welche mich veranlassen, die „Reorganisation der Armee zu unternehmen und ich ver„danke die Kraft, mit welcher ich allen meinen Feinden „trotze, nur der Freundschaft und dem Schutze dieses gro„ßen Mannes."

So standen die Sachen in Madrid, als man die Nachricht von der Schlacht bei Jena und die vollständige Vernichtung des preußischen Heeres erhielt. Die Erschütterung in Folge davon ist nicht zu beschreiben. Die spanische Nation war von Bewunderung ergriffen; sie vergaß ihre eigene Noth, um über die neuen Wunder zu jubeln, welche das Genie des Kaisers und der Heldenmuth seiner Soldaten gethan hatte. Ganz anders war es am Hofe. Wie soll man die Verlegenheit und Angst desselben schildern? Er war wie vom Donner gerührt; der Schwindel ergriff ihn; so thöricht in der Furcht, wie tollkühn bei den frühern Rüstungen, lenkte er plötzlich ein, nahm die Befehle zur Aushebung von Mannschaften und Pferden zurück und hatte nur den einen Gedanken, sich durch Demuth, Lügen und Schmeicheleien Verzeihung für einen Traum von Energie und Unabhängigkeit zu erwerben. Der Friedensfürst eilte zu Herrn von Vaudeuil mit strahlendem Gesichte, überschüttete ihn mit Glückwünschen, rühmte den Sieger von Jena und erschöpfte alle Formen der Schmeichelrede, um den Helden des Jahrhunderts anzuräuchern.

Der König selbst benahm sich nicht würdevoller. Wenige Tage nach der Ankunft der Nachrichten aus Preußen war Empfang bei Hofe und man drängte sich in Menge dahin. Herr von Vaudeuil hatte gehofft, öffentliche Beweise der Zufriedenheit von dem Könige zu erhalten und dies seiner Regierung gemeldet*). Sobald er sich Karl IV. näherte, richteten sich Aller Augen auf den König; man wollte wissen, was er dem Stellvertreter des Kaisers sage; aber der König fühlte nicht den Muth, einen Souverain

*) Brief des Herrn von Vaudeuil an Herrn von Talleyrand vom 2. November 1806.

zu beglückwünschen, dessen Sache er noch wenige Tage zuvor hatte verlassen wollen. Er sagte kein Wort zu Herrn von Vaudeuil, der sich verwundert und fast verlegen entfernte, da er nicht wußte, wie er eine solche kalte Aufnahme von Seiten des Souverains mit den so warmen Betheuerungen des ersten Ministers in Einklang bringen sollte.

Es kam nun darauf an, die plötzliche Einstellung der unter so viel Lärm angeordneten Rüstungen zu erklären. Man hatte so großen kriegerischen Eifer und solche Ungeduld gezeigt, über Portugal herzufallen, daß man sich lächerlich machte und zugleich jeden Argwohn rechtfertigte, wenn man nun zurücktrat und in die frühere Schläfrigkeit wieder verfiel. Die Verlegenheit des Günstlings war außerordentlich groß. Anfangs verschanzte er sich hinter dem Geldmangel. „Der Staatsschatz ist erschöpft," sagte er zu Hern von Vaudeuil. „Wenn der Papst die nöthigen Bul„len nicht bewilliget, um zum Verkaufe der Hälfte der „Kirchengüter zu schreiten, wird es der Regierung unmög„lich sein, die jetzigen Ausgaben fortzusetzen und die Rüstun„gen zu vervollständigen." Dann beklagte er sich über die Lauheit des öffentlichen Geistes und über das Widerstreben, das mehrere Provinzen zeigten, namentlich Valencia und Catalonien, Opfer zu bringen. Endlich sprach er leise, als ob er ein großes Geheimniß offenbare und beklagte bitter, daß das Alter und die Vorurtheile des Königs die Erfüllung der Versprechungen hinderten, die uns gemacht worden, besonders was die neue Organisation der Armee betreffe *).

Es giebt keine Ausdrücke, die streng genug sind, um das Verhalten des Friedensfürsten im Jahre 1806 zu cha-

*) Brief des Herrn von Vaudeuil vom November 1806.

racterisiren. Es waren keine einfachen Irrthümer, wie sie jeder Mensch begehen kann, sondern Fehler, die tiefe und unvertilgbare Spuren zurücklassen, Fehler, welche Dynastien und Völker stürzen und den Urhebern derselben die Brandmarkung durch die Geschichte zuziehen.

Der Hof von Madrid konnte zwischen zwei Systemen wählen, zwischen der gewissenhaften Treue gegen das Bündniß mit Frankreich und dem Bruche und Kriege mit dieser Macht. Wir glauben fest, daß bei der Lage, in welcher Spanien sich 1806 befand, das Klügste noch war, sich ohne Rückhalt der Politik Frankreichs hinzugeben und durch den Eifer und die Aufrichtigkeit seiner Hingebung selbst den Schatten eines Verdachtes in der Seele des gefürchteten Verbündeten zu entfernen. Wenn Napoleon einmal überzeugt gewesen wäre, daß die Fürsten von Spanien ihre Sache für immer von den Bourbons Frankreichs und Neapels getrennt hätten, würde er wahrscheinlich Karl IV. seine Tage ruhig auf dem Throne haben beschließen lassen. Seine Lage war schwierig genug, ohne daß er sich neue zu schaffen brauchte, indem er die Rechte eines ergebenen und seinen Wünschen nachgebenden Fürsten antastete. Wir erklären uns aber recht wohl den Argwohn und die Besorgnisse der Fürsten von Spanien nach dem tragischen Ereignisse von Vincennes und der Katastrophe des Hauses Neapel; wir begreifen ihren Wunsch und ihre Ungeduld, sich Bürgschaften gegen die mögliche Gefahr einer Beraubung in dem Schutze Englands zu sichern; aber es war dies ein gewaltsamer, gewissermaßen verzweifelter Entschluß und sie hätten sich demselben nur nach den äußersten Vorsichtsmaßregeln hingeben sollen. Die gewöhnlichste Klugheit empfahl ihnen, ehe sie Rüstungen unternahmen, das erste Resultat des Kampfes zwischen Frankreich und Preußen abzuwarten.

Spanien konnte sich nicht schmeicheln, seine Militärkräfte binnen vier Monaten neu zu organisiren und der Ausgang des großen Kampfes, den es beginnen wollte, hing nicht von einigen tausend Mann mehr oder weniger ab, die es in unsere südlichen Provinzen werfen konnte. Es befand sich in einer Ausnahmslage; es konnte nichts wagen; es mußte nur spielen, wenn es sicher war. Bis zu dem Augenblicke, da es ohne Gefahr die Maske abwerfen konnte, mußte es seine Pläne ganz geheim halten. Die Schlacht von Jena hätte es dann rein von allen Fehlern, wenigstens den sichtbaren, Frankreich gegenüber gefunden. Es hätte nicht nöthig gehabt, sich ein Wort, eine zweifelhafte Handlung verzeihen zu lassen. Napoleon, der nichts geargwohnt, hätte nichts zu strafen gehabt. Der schlimmste Entschluß für Spanien war offenbar, weder aufrichtiger Verbündeter noch ehrlicher Feind zu sein, im Stillen den verbündeten Höfen die Hand zu reichen, als es uns bedroht hielt und dann nach unsern Siegen wieder demüthig vor uns auf die Knie zu fallen; das hieß unbewaffnet und ohnmächtig bleiben und noch unsern gerechten Haß erregt zu haben.

Napoleon konnte keinen einzigen Tag über die Stimmung dieser Krone in Ungewißheit bleiben und da er in einem hartnäckigen endlosen Kampfe mit England und den nordischen Mächten begriffen war, da er fortwährend auf die Intriguen achten und seine Armeen bereit halten mußte, die Pläne seiner Feinde zu vereiteln, so konnte er Spanien nicht zweifelhaft und ihm abgeneigt hinter sich lassen. Er mußte zu jeder Zeit, in jeder Lage, mächtig oder geschwächt, siegreich oder besiegt, zu fernen Unternehmungen fortgezogen oder im Kampfe mit dem verschworenen Europa am Rheine rückhaltslos auf die Treue seines Verbündeten rechnen können. Seine Lage machte ihn sehr mißtrauisch und

argwöhnisch und er mußte dies besonders den Fürsten von Spanien gegenüber sein, denn sie gehörten einer seinem Hause feindlichen Familie an. Wenn die Kühnheit und der Haß bei ihnen über alle Rücksichten menschlicher Klugheit siegten, wenn sie seine Sache auch nur einen Tag verriethen, konnten sie nicht wieder umkehren; es war um sie geschehen und sie hatten sich unrettbar gefährdet. Ihre Vergehen gehörten zu denen, die nicht verziehen werden können. Es blieb ihnen nichts übrig, als mit Ungestüm über Frankreich herzufallen und die Geschicke Englands, Preußens und Rußlands zu theilen. Sie folgten aber einem andern Wege und glaubten durch gänzliche Demüthigung ihre Untreue abbüßen zu können. Dadurch zeigten sie uns aber nur an, daß ihre Schwäche ihrer Treulosigkeit gleich komme und daß wir solchen Menschen gegenüber Alles wagen könnten.

In Berlin, im Palaste seines besiegten Feindes, empfing der Kaiser die seltsame Proclamation des Friedensfürsten. Anfangs brachte sie mehr Verwunderung als Zorn in ihm hervor. Er konnte kaum begreifen, daß Spanien so thöricht gewesen sei, sich gegen ihn erheben zu wollen, noch ehe es gewußt, ob er siege oder besiegt werde. Er hatte noch Zweifel und wartete auf bestimmtere Nachrichten. Sie kamen ihm bald von allen Seiten zu, von Lissabon, von Madrid, von allen Seestädten Spaniens. Bei der Nachricht von den letzten Siegen, die unsere Waffen in Deutschland erlangt hatten, bemächtigte sich panischer Schrecken des Hofes von Lissabon; er fürchtete durch die Fehler des Friedensfürsten compromittirt zu sein und er wies deshalb sofort jede Verantwortlichkeit über die Politik des spanischen Günstlings von sich. Er ging sogar so weit, daß er diesem einen teuflischen Gedanken zuschrieb, den nämlich, einen Augenblick der Untreue gegen Frank-

reich durch Ausführung eines Planes büßen zu wollen, den er nur vorangestellt hätte, um seine Rüstungen zu rechtfertigen, nämlich durch einen wirklichen Angriff Portugals mit allen seinen Truppen. Herr von Araujo sprach sich offen gegen Herrn von Rayneval aus. „Gegen Frankreich,“ sagte er zu ihm, „war die Proclamation vom 5. October „gerichtet; der Friedensfürst wird aber ohne Zweifel, da „ihn Ihre Siege in Preußen eingeschüchtert haben, den „unklaren und dunkeln Worten seiner Proclamation eine „von der Wahrheit verschiedene Deutung zu geben suchen; „er wird Portugal den Feind nennen, auf den er hingedeutet und er wird sich gegen uns rüsten. Wir können „einer solchen Gefahr gegenüber nicht ohne Vertheidigung „bleiben und wir werden deshalb in aller Eile unsere „Grenzfesten bewaffnen.“

Die Depeschen des preußischen Gesandten in Madrid, welche in die Hände des Kaisers nach der Schlacht von Jena fielen, entschleierten ihm die Wahrheit ganz, doch war der Augenblick noch nicht gekommen, seinen Unwillen kund zu geben. Die Russen rückten rasch vor und in Polen sollte ein langer und beschwerlicher Feldzug beginnen. Er verschob also seine Rache, bezeigte Spanien fortwährend gänzliches Vertrauen und schien von der Redlichkeit des Verhaltens desselben überzeugt wie von den Aeußerungen hoher Bewunderung von Seiten des Günstlings gerührt zu sein, ja um zu beweisen, wie sehr er die Betheuerungen dieses Fürsten ernstlich nehme, forderte er ihn in den schonendsten Formen, wenn auch in Ausdrücken, die keine Weigerung zuließen, auf, durch verdoppelte Anstrengungen zum Siege der gemeinsamen Sache beizutragen. Talleyrand schrieb auf seinen Befehl am 27. November von Berlin und am 15. December von Posen an Herrn

von Beauharnais, den Stiefbruder der Kaiserin Josephine, der als Gesandter nach Madrid geschickt worden war:

„Die Recrutirungen und alle Vorbereitungen, mit de„nen sich Spanien beschäftiget, sind zwecklos geworden. „Es ist keinem Continentalkriege ausgesetzt; Frankreich deckt „seine Grenzen im Norden und Portugal bedrohet es nicht. „Man darf die Aufmerksamkeit und die Besorgnisse des „Volkes nicht auf Gefahren lenken, welche nicht existiren „und nicht wahrscheinlich sind.

„Der Marine muß Spanien seine ganze Sorgfalt zu„wenden. Der Feind wird keinen Einfall in seine See„provinzen versuchen, aber er unterbricht die Verbindungen „mit den Colonien, er bedroht dieselben, er greift die „Handelsfahrzeuge auf dem Meere an und dies sind die Ge„fahren, gegen welche sich Spanien zu schützen hat. Ge„gen England muß es alle seine Anstrengungen richten.

„Sie werden, Herr Gesandter, alle nöthigen Schritte „thun, damit Spanien seine Rüstungen einstelle und ihm „weniger Mißtrauen zeigen, als ihm begreiflich zu machen „suchen, daß sie nutzlos sind*).

„Die Besetzung Hamburgs und der nordischen Häfen „ist eine Operation, welche den größten Einfluß auf den „Seefrieden haben und die Engländer nöthigen wird, ihrem „Systeme zu entsagen und unsere Colonien zurückzugeben. „Der Kaiser wiederholt Sr. katholischen Majestät die Ver„pflichtung, ihm alle spanischen zurückgeben zu lassen und „um alle Maßregeln unter einander zu verbinden, welche „die beiden Regierungen nach ihren Allianzverträgen zu „ergreifen haben, verlangt er, daß Spanien 4000 Mann „Cavalerie, 10,000 Mann Infanterie und 25 bespannte

*) Depesche vom 15. November.

„Stück Geschütz liefere, um ein Beobachtungscorps an der „Küste Hannovers zu bilden und sich der englischen Armee „zu widersetzen, die zu landen versuchen könnte. Spanien „hat Mannschaften ausgehoben, jetzt ist der Augenblick ge„kommen, sie zu verwenden*).“

Der Kaiser beschränkte sich nicht darauf, ein Contingent von Landtruppen zu verlangen, er forderte auch, daß das spanische Geschwader, welches im Hafen von Cartagena lag und sechs Linienschiffe stark war, mit der französischen Flotte in dem Hafen zu Toulon sich vereinige. Es waren dies Pfänder der Unterwerfung Spaniens, die er in der Hand haben wollte.

Nach der Schlacht von Jena hatte die siegreiche Armee sehr viele Gefangene gemacht. Sie waren eine ruhmvolle Last, aber doch eine Last. Napoleon gedachte Spanien einen Theil davon zuzuwenden, ließ ihm die Zusendung von 25,000 Preußen anzeigen und verlangte, daß sie zur innern Polizei des Landes verwendet würden.

Endlich theilte nach seinem Befehle Herr von Beauharnais der spanischen Regierung die großen Maßregeln mit, welche in Berlin gegen den englischen Handel beschlossen worden waren und forderte sie auf, dieselben sofort in ihren Häfen und an der ganzen Küste in Kraft treten zu lassen**).

Der Hof von Madrid war auf so viele Forderungen auf einmal nicht vorbereitet; er war bestürzt, befand sich aber nicht mehr in der Lage, sich ihnen zu entziehen. Er versprach die 14,000 Mann und die 25 Geschütze; er

*) Depesche vom 15. December.

**) Schreiben Talleyrands vom 29. Januar 1807 an Herrn von Beauharnais.

trieb die Demuth sogar so weit, daß er dankbar für die 25,000 preußische Gefangene zu sein schien, die ihm Frankreich zuschickte. „Es ist eine Wohlthat mehr,“ sagte der Friedensfürst zu Herrn von Vaudeuil, „eine wahre fremde „Armee, die wir der Freigebigkeit des Kaisers verdanken.“

Gleiche Beeiferung zeigte er, das Decret von Berlin in den Häfen des Reiches anzuwenden. „Dieses Decret,“ sagte der Friedensfürst zu Vaudeuil*), „war unumgänglich „nöthig gegen einen so wenig gewissenhaften Feind, als es „die englische Regierung ist. Es müssen außerordentliche „Maßregeln ergriffen werden, um einen Kampf zu beendi„gen, der nicht mehr durch Seeschlachten zu Ende geführt „werden kann. Spanien verbürgt Frankreich seine getreu„liche und energische Mitwirkung; es ist von nun an un„auflöslich an die Sache seines mächtigen Verbündeten „gebunden, denn von ihm allein erwartet es sein Heil.“

Die Thaten freilich entsprachen durchaus diesen Betheuerungen nicht und der Friedensfürst rächte sich für die offizielle Erniedrigung durch berechnete Langsamkeit in der Absendung des versprochenen Contingentes. „Statt 14,000 „Mann,“ schrieb Herr von Beauharnais am 27. April 1807 an den Fürsten Talleyrand, „wird uns die spanische „Regierung kaum ein Drittel geben; sie geht in Allem „mit der äußersten Schlaffheit zu Werke. Sie ist durch „Gewalt an uns gebunden, nicht durch die Zuneigung. „Ich electrisire vergebens und ich kann mich unmöglich „über die Gesinnungen dieses Hofes gegen uns täuschen.“ Endlich vervollständigte jedoch der Friedensfürst das verlangte Contingent, nachdem er lange ersucht, gedrängt, be-

*) Schreiben des Herrn von Vaudeuil aus Madrid vom 18. December 1806 an Herrn von Talleyrand.

droht worden war. Neuntausend brachen von Spanien auf, durchzogen Frankreich und begaben sich an die untere Elbe. Die 5000 andern unter dem General O'Farill gingen von Livorno und Florenz über Tyrol und Baiern. Das ganze Corps wurde unter den Befehl des Generals Marquis de la Romana gestellt und gehörte zu der Beobachtungsarmee, welche der Kaiser zwischen der Elbe und Weser zusammengezogen hatte.

Die Schlacht von Eylau unterzog den Hof von Madrid neuen Prüfungen. Die Coalition verdoppelte ihre Anstrengungen, um ihn für sich zu gewinnen. Nie erschien der Baron von Strogonow häufiger bei dem Friedensfürsten und er versprach ihm im Namen aller verbündeten Mächte, wenn sich Spanien sofort gegen Frankreich erklären wolle, die Zurückgabe von Gibraltar und einen Theil des portugiesischen Gebietes. Er schilderte ihm die französische Armee besiegt, Oesterreich erschüttert und nahe daran, sich zu erklären, eine englische Armee auf dem Punkte, in der Mündung der Weser zu landen und ganz Deutschland bereit, bei der Annäherung der Engländer in Masse aufzustehen*). Das waren sehr verführerische Anträge, aber zum Glück für uns war der Hof von Madrid noch mehr feig, als er uns haßte und Napoleon konnte ungehindert seine großen Pläne fortsetzen. — So ständen seine Verhältnisse mit dem Madrider Hofe in dem Augenblicke, als die Schlacht von Friedland und die Verträge von Tilsit ihn zum Gebieter des Festlandes machten.

Es war endlich der Augenblick gekommen, die Maske abzuwerfen. Wir hatten in Spanien jede Sicherheit ver-

---

*) Brief des Herrn von Beauharnais an Talleyrand aus Madrid vom 13. April 1807.

loren und es war eine fortwährende Gefahr geworden, die über unsern südlichen Provinzen schwebte. Napoleon schrieb ihm die treulosesten Absichten zu. Es bleibe demüthig und unterwürfig, so lange er stark und gefürchtet sei, meinte er, warte aber nur auf den Augenblick, daß ihn ein großes Unglück betreffe, um ihn hinterrücks anzugreifen und ihm den Gnadenstoß zu geben. Konnte er, ohne gegen alle Pflichten der Klugheit zu verstoßen, zugeben, daß es länger den krummen Wegen folge, auf die sich seine Politik verirrte? Gewiß nicht und das unerbittliche Geschick, das ihn bereits gedrängt hatte, so gewaltsame Dinge zu unternehmen, nöthigte ihn auch diesmal, seine Hand gegen Spanien auszustrecken und es so gewaltsam zu fassen, daß es sich ihm nie wieder entwinden könnte.

Am dringendsten für den Augenblick war es, kräftig auf den Hof von Lissabon einzuwirken und ihn zu nöthigen, alle seine Verbindungen mit England abzubrechen. Die Gelegenheit konnte nicht besser gewählt sein, um auf Spanien zu drücken und dasselbe mit unsern Armeen zu bedecken. Talleyrand schrieb am 20. Juli an Herrn von Beauharnais: „Alle unsere Zwecke müssen auf die Wie„derherstellung des Seefriedens gerichtet sein und eines „der Mittel, durch welche England am sichersten gezwun„gen wird, ihn abzuschließen, besteht in der Verschließung „der Häfen von Portugal. Sie werden sich also über die„sen Gegenstand mit dem Herrn Friedensfürsten besprechen „und ihn veranlassen, im Namen seines Hofes eine ge„heime Uebereinkunft zu unterschreiben, die folgende Bestim„mungen enthält: Frankreich und Spanien vereinigen ihre „Bemühungen, um den Hof von Portugal zu zwingen, „seine Häfen bereits am 1. September, wenn es möglich „ist, England zu verschließen. In dem Falle, daß Portu-

„gal dieser Maßregel sich widersetzen sollte, würden sich „die Gesandten von Frankreich und Spanien aus Lissabon „entfernen und die beiden Mächte Portugal den Krieg er„klären. Eine französische Armee von 20,000 Mann, die „am 1. September in Bayonne erscheinen soll, wird sich „mit der spanischen Armee vereinigen und gegen Portugal „rücken.“

Dieses neue Verlangen Frankreichs brachte am Hofe zu Madrid große Bestürzung hervor. Es zeigte Karl IV. und der Königin an, daß ihre Lage sich verändert habe, daß eine neue Zeit für sie beginne und daß es um ihre Ruhe geschehen sei. Der Regent von Portugal war mit einer ihrer Töchter verheirathet. Man nöthigte sie, Drohungen gegen diesen Fürsten anzuwenden und sollte bald ihre Mitwirkung verlangen, ihn von dem Throne zu vertreiben. Hatte man jemals von einem Vater und einer Mutter verlangt, daß sie sich zu Werkzeugen des Unglücks ihrer Kinder machten? Aber ein Widerstreben war nicht mehr möglich. Was sie vor der Schlacht von Jena, im Nothfalle selbst nach der von Eylau hatten versuchen können, vermochten sie nicht mehr. Ihre Ketten waren festgenietet. Es blieb ihnen nichts mehr übrig, als sich vor dem Willen des Herrn zu demüthigen, der sie beherrschte.

Am 12. August zeigten der spanische Gesandte in Lissabon, Campo-Alongo und der französische Geschäftsträger von Rayneval dem Regenten an, daß, wenn er nicht bis zum 1. September England den Krieg erklärt, dem Gesandten dieser Macht die Pässe geschickt, seinen eigenen Gesandten aus London zurückberufen, alle Engländer als Geiseln festgenommen, alle Waaren dieser Nation, welche sich in Portugal befänden, mit Beschlag belegt und endlich seine Schiffe mit den Geschwadern des Festlandes vereiniget

hätte, er angesehen werden würde, als habe er die Sache des Festlandes aufgegeben; „sie würden alsbald ihre Pässe „verlangen und Lissabon verlassen und Portugal würde sich „im Kriege mit Frankreich und Spanien befinden.“ Die beiden Mächte unterstützten diese drohende Note durch ihre Rüstungen. Auf der einen Seite sammelte sich ein Corps von 30,000 Mann in aller Eile in Bayonne und auf der andern wurden alle verfügbaren Streitkräfte Spaniens an die portugiesische Grenze gesandt.

Auf dem Throne Portugals saß damals eine gekrönte Puppe. Die Königin Marie war wahnsinnig und seit 1796 regierte ihr Sohn Johann mit dem Titel Regent an ihrer Stelle. Dieser Prinz besaß alle Privattugenden. Er war von Herzen gut, menschlich, von strengen Sitten und handelte stets nach strenger Gerechtigkeit; aber er hatte von seiner Mutter einen schwachen Verstand geerbt und eine Mönchserziehung erhalten. Er war bigott, voller Vorurtheile und verbrachte die Stunden, welche er den Regierungsgeschäften hätte widmen sollen, in Andachtsübungen. Er war unentschlossen und mißtrauisch, so daß es ihm an Bildung, an Willenskraft und an Vertrauen zu seinen Ministern fehlte. Wie alle beschränkten und furchtsamen Menschen hatte er eine unüberwindliche Abneigung gegen die gewaltigen, energischen und neuernden Geister. Zu wiederholten Malen, namentlich 1805 und 1807, hatte er Beweise von Geistesabwesenheit gegeben. Man hatte ihn plötzlich seine Lebensweise ändern, sich von seiner Mutter, seiner Gemahlin und seinen Kindern, die er zärtlich liebte, absondern, alle Regierungsgeschäfte vernachlässigen und tagelang in tiefes Sinnen und Träumen versinken sehen. Sein Zustand flößte solche Besorgnisse ein, daß seine Minister sich bereits die Frage vorlegten, ob sie ihm die Re-

gentschaft entziehen und dieselbe der Prinzessin, seiner Gemahlin, übertragen sollten. Das also war der Mann, auf welchem das Geschick Portugals in einer der schrecklichsten Krisen beruhete, die das Haus Braganza zu bestehen hatte.

Die Forderungen Frankreichs und Spaniens erfüllten den Regenten mit Schmerz. Napoleon verlangte nicht blos, daß er alle Verbindungen mit Großbritannien löse, er sollte auch die große Anzahl englischer Kaufleute und Bankiers, welche den ganzen Handel des Landes in ihrer Hand hatten, verhaften und ihrer Habe berauben. Wenn er zögerte, diese gehässige Rolle zu übernehmen, fielen die Heere Frankreichs und Spaniens in sein Land ein. Er würde dann jenseits des Ozeanes eine Zuflucht suchen müssen, die er in Europa nicht mehr fand, — eine schreckliche Lage, welche das ganze Mitleid der Geschichte verdient und die Niemand ganz beherrscht haben würde, auch nicht der festeste Muth, der klügste Verstand.

Zuerst wollte der Regent die Forderungen Frankreichs zurückweisen und nach Brasilien entfliehen. Herr von Araujo selbst meldete Herrn von Rayneval den Entschluß des Prinzen. „Sie stellen," sagte er am 14. August zu ihm, „schreckliche Forderungen an uns. Se. königl. Hoheit wird „nie einwilligen, die Engländer verhaften und ihr Eigen„thum wegnehmen zu lassen. Wenn wir auch Beschwer„den gegen sie haben, so sind sie doch zu unbedeutend, um „eine Kriegserklärung zu rechtfertigen und wenn wir mit „einer offenbaren Ungerechtigkeit anfingen, würden wir uns „verderblichen Repressalien aussetzen. Man muß bei einer „so ernsten Frage gerade auf die Hauptsache losgehen und „darf keinen Gedanken bei Seite lassen. Unsere Monarchie „besteht aus einem europäischen und einem amerikanischen

„Theile. Einen müssen wir verlieren. Das Klügste ist, „den minder vortheilhaften, den europäischen, zu opfern. „Die großen Erschütterungen, welche die Welt bewegen, „würden ihn uns doch früher oder später entreißen. Die „Nachgiebigkeit, durch welche wir ihn zu erhalten suchten, „würde uns nur entehren. Unser Verderben ist unver= „meidlich; denn einen Kampf zu unternehmen wäre Thor= „heit. Frankreich hat Preußen und Rußland besiegt. Wel= „chen Widerstand könnte ihm Portugal entgegensetzen, auch „wenn es 50,000 Engländer als Hilfstruppen hätte? Uebri= „gens unterliegt Portugal der Last seiner eigenen Sünden; „es ist ein altes Gebäude, das man am besten ganz ver= „fallen läßt; man würde es nur retten können, wenn man „es ganz neu wieder aufführte. Alles dies gebietet uns, „die Augen auf Brasilien zu richten. Dort werden wir „wenigstens auf neuem Boden gehen und es in den Hän= „den haben, keine Keime des Verfalles aufkommen zu las= „sen. Wir werden der Abhängigkeit von Frankreich und „England entgehen und die Ketten beider sind doch nur „Ketten, mit welchem Namen man sie auch beehrt.“

Eine solche Erklärung schien anzuzeigen, daß der Ent= schluß des Regenten unerschütterlich fest stehe. Er besann sich gleichwohl eines Andern und wollte, ohne Zweifel nach dem Rathe des Londoner Cabinets, versuchen, ob er nicht durch eine erheuchelte Unterwerfung den Kaiser besänftige und täusche. Demzufolge nahm er den Schein an, als demüthige er sich vor dem Willen Frankreichs. Er ver= sprach*), seine Sache von der Englands zu trennen; „er „würde ihm den Krieg erklären, ihm alle seine Häfen ver= „schließen und alle seine Schiffe Frankreich zur Verfügung

*) Note des Herrn von Araujo vom 21. September.

„stellen.“ Soweit gingen die Zugeständnisse; dagegen weigerte er sich bestimmt, das Vermögen der Engländer mit Beschlag zu belegen und sie selbst festzunehmen. „Solche „Maßregeln,“ sagte Araujo in seiner Note vom 21. September, „wären dem Gerechtigkeitsgefühle Sr. königl. Ho- „heit zu sehr zuwider.“

Als diese Note an Herrn von Rayneval und Campo-Alongo gesandt wurde, hatte die portugiesische Regierung bereits alle in Portugal befindliche englische Kaufleute im Stillen auf die Gefahr, die sie bedrohete, aufmerksam gemacht und sie aufgefordert, ihre Person und ihr Eigenthum in Sicherheit zu bringen. Mehr als dreihundert englische Familien schifften sich alsbald ein und nahmen einen bedeutenden Theil des im Lande circulirenden Geldes mit sich.

Da der Regent die von Frankreich gestellten Bedingungen nicht vollständig angenommen hatte, so kündigte von Rayneval an, daß seine Sendung beendiget sei und verlangte seine Pässe; Herr von Araujo beschwur ihn aber, wenigstens noch die Antwort des französischen Cabinets auf die Note vom 21. September abzuwarten. In der Voraussicht eines unvermeidlichen Bruches ergriff unterdeß die portugiesische Regierung verschiedene Vorsichtsmaßregeln. Sie rüstete mit außerordentlicher Schnelligkeit fünf Linienschiffe aus und forderte Hilfe von England. Diese Macht versprach sobald als möglich ein Geschwader zu senden, welches in Verein mit den portugiesischen Schiffen eintretenden Falls die Einschiffung und die Reise des Regenten mit seiner Familie nach Brasilien schützen würde.

Napoleon ließ sich durch die erheuchelte Demüthigung des Hofes von Lissabon nicht einschläfern. Er tadelte Herrn von Rayneval streng, daß er nicht, wie es ihm seine Instructionen vorgeschrieben, auf der sofortigen Uebersendung

seiner Pässe bestanden hatte und wollte keine Beschränkung in der Unterwerfung des Regenten anerkennen*). Ohne grade zu verlangen, daß die Engländer, welche sich noch in Portugal befänden, eingekerkert würden, forderte er, daß die portugiesische Regierung durch Beaufsichtigung sich der Person derselben versichere und ihre Flucht unmöglich mache. Er begnügte sich nicht, dem Hofe von Lissabon seinen Willen durch die Vermittelung seines Vertreters anzuzeigen, er meldete ihn direct dem Prinzen Regenten, dem er zu diesem Zwecke schrieb. Die von dem Regenten erlangten Opfer gingen über das Maaß der Zugeständnisse hinaus, welche ihm England zu machen erlaubt hatte und der Prinz erklärte gegen Herrn von Rayneval, es sei ihm unmöglich in alle Forderungen des Kaisers zu willigen, er würde übrigens seinen Ministerrath berufen und ihm dann mittheilen, was beschlossen worden wäre.

Die Minister waren der Meinung, Se. königl. Hoheit könne, ohne sich zu entwürdigen, unmöglich in alle Forderungen Frankreichs willigen. „Wir verheimlichen uns „die Folgen eines solchen Entschlusses nicht," sagte Araujo zu Rayneval, „aber die Ehre und die Pflicht müssen Allem „vorausgehen. Man muß die Unannehmlichkeiten vertra„gen, welche von einem edeln, festen und gerechten Ent„schlusse nicht zu trennen sind. Auch haben wir ja Bra„silien und die Reise dahin ist auch noch ehrenvoll." Herr von Rayneval forderte von Neuem seine Pässe und erhielt sie diesmal. Er reisete am 1. October ab und kehrte über Madrid nach Frankreich zurück. Der Kaiser erfuhr mit großer Freude, daß sein Geschäftsträger Lissabon endlich

*) Schreiben des Herrn von Champagny an Herrn von Rayneval, vom 7. September 1807.

verlassen habe. Er sehnte sich nach einem Bruche, der ihn das Recht gebe die ganze Halbinsel militairisch zu besetzen und die höchste Leitung dieses großen Landes in seine Hand zu nehmen.

Eins der traurigsten Schauspiele, welche die Geschichte gewährt, ist das langsame aber unablässige Sinken einiger der großen Familien, welche sonst die Ehre ihrer Zeit und ihres Landes waren. Man erkennt ihren Verfall an unfehlbaren Zeichen. Vergebens sucht man in ihren traurigen Nachkommen jene trefflichen kräftigen Eigenschaften, jenes edele und fruchtbare Wesen, welches ihren Namen berühmt machte. Alles ist verschwunden; man findet nur noch armselige kraftlose Seelen und schwache Geister, die durch die Unwissenheit und die Vorurtheile, häufig durch Laster verdunkelt sind, welche die Schmach der Menschheit ausmachen. Sind dieß entartete Wesen aus königlichem Geschlechte, so werden sie Geißeln Gottes, Ursachen des Umsturzes, denn sie sind das Unglück der ihrem Scepter anvertrauten Völker. So war es mit dem Zweige der Bourbons, welcher in diesem Augenblicke den spanischen Thron inne hatte.

Karl IV. besaß ein gutes treues Herz. Sein Leben war rein, sein Urtheil gesund, aber er hatte eine weiche schwache Seele und einen trägen Geist. Das Denken war eine Mühe für ihn und das Wollen eine übergroße Kraftanstrengung. Als das Alter und das Gebrechen diese geistige Erstarrung noch mehr steigerten, war er zu gar nichts mehr fähig. Sein Unstern gab ihm zur Gemahlin Maria Luisa, die Tochter des letzten Herzogs von Parma, eine der Frauen, die man zur Ehre ihres Geschlechtes schon von der zartesten Kindheit an in ein einsames Kloster einsperren sollte. Sie war schlau, heftig, rachsüchtig, sittenlos,

gemein von Geist und Herz und vor Allem herrschsüchtig. Kaum hatte sie den Mann gesehen, für den sie bestimmt war, so fühlte sie das unüberwindliche Verlangen ihn zu beherrschen. Es gelang ihr leicht. Karl IV. war für das Joch geboren. Bald wagte er weder zu denken noch zu handeln ohne vorher die Meinung der Königin gehört zu haben; er überließ ihr die Leitung der Regierung und schätzte sich glücklich, daß die Frau, die seinen Thron und sein Bett theilte, ihm die Last der Geschäfte abnehmen wollte. Er gab sich von da an ausschließlich seiner Leidenschaft für die Jagd hin und widmete ihr die ganze Zeit, die ihm die Frömmigkeitsübungen übrig ließen.

Die Königin wollte um jeden Preis regieren und besaß gleichwohl nicht eine der Eigenschaften, welche solcher Ehrgeiz voraussetzen läßt. Sie hatte einen lebhaften, einschneidenden, aber launenhaften Geist, war mit der Regierungskunst gänzlich unbekannt und von beschränktem Verstande. Ein solches Königspaar mußte durchaus einen Mann haben, der für dasselbe regiere und dieser Mann war Godoy, ein solcher Gebieter würdiger Günstling.

Don Emanuel Godoy war 1767 in Badajoz in einer adeligen aber armen Familie geboren. Die Natur hatte ihm keine der großen Eigenschaften des Geistes oder Characters gegeben, welche ein großes schnelles Glück rechtfertigen, aber er besaß eine schöne Figur, Geschmeidigkeit und einen heitern leichten Sinn. Seine Schönheit machte sein Glück. Die Königin bemerkte ihn in der Menge ihrer Garde, erhob ihn zu sich, stellte ihn dem Könige als einen jungen Mann von außerordentlichen Fähigkeiten vor, brachte ihn in den Staatsrath, übertrug ihm bald das Amt eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten und überließ

ihm endlich nach einer Gunst nach der andern mit ihrem Herzen und ihrem Vertrauen die ganze Regierung des Staates.

Godoy hat das Schicksal der Günstlinge gehabt, welche unter der Last des allgemeinen Hasses gefallen sind. Er ist sehr verläumdet worden und man hat seine Laster und seine Fehler übertrieben. Er besaß unbestreitbar gute Eigenschaften, einen von Natur richtigen, klaren, schnellfassenden, von den Vorurtheilen seines Vaterlandes freien Verstand. Er erhielt mit der Zeit eine große Leichtigkeit in der Arbeit. Sein Character war mild. Die innige und dauernde Anhänglichkeit, welche er einzuflößen wußte, beweiset, daß er eine nicht gewöhnliche Verführungskunst besaß. Besonders besaß er in hohem Grade jene Anmuth und jene sympathische Macht des Fortreißens, welche den Vergnügungsmenschen eigenthümlich ist. Spanien verdankt ihm wichtige Verbesserungen. Er ist der erste spanische Minister, welcher es wagte dem Zorne der Geistlichkeit zu trotzen, indem er der Vergrößerung der Güter in todter Hand Einhalt that, die intolerante Macht des Inquisitionstribunals beschränkte und endlich von dem heiligen Stuhle das Recht erlangte, einen Theil der Kirchengüter zu säcularisiren und zu verkaufen. Mehr als ein Mal entwarf er edle große Pläne, wie die Reorganisation des spanischen Finanzwesens und des Militairsystems; um aber solche Unternehmungen zu Ende zu führen und über die tausend Hindernisse zu siegen, welche ihm die Vorrechte des Adels, die Herrschsucht der Geistlichkeit, die Furchtsamkeit des Königs und die mißtrauische Eifersucht Frankreichs in den Weg legten, hätte er eine Menge von Kenntnissen, eine Fruchtbarkeit und Sicherheit des Geistes, eine Willenskraft und einen Fleiß besitzen müssen, die er nie gehabt hat.

Die Königin war sein böser Geist; die Berührung dieser sittenlosen verdorbenen Frau schadete auch ihm. Bald entwickelten sich in ihm schlechte Neigungen, die Trägheit, die Habsucht, die Prachtliebe, ausschweifender Ehrgeiz und die Sucht nach Ausschweifungen. Die Verderbtheit der Großen hat besonders das Schlimme, daß sie Alles um sie her auch demoralisirt. Die Höflinge ahmten wetteifernd die Laster des Günstlings nach. Es war ein neues Mittel ihm zu gefallen und Glück zu machen. Die gemeinste Selbstsucht trat in den Herzen an die Stelle des Pflichtgefühls; man dachte nur an sich selbst. Alle Federn der öffentlichen Gewalt spannten sich ab und die Regierung war in allen ihren Graden, von den Ministern bis zu den untersten Agenten, von der Trägheit befallen.

Die Königin und der Friedensfürst wurden einander endlich überdrüssig, nachdem sie sich lange geliebt hatten; gegenseitige Untreue und stürmische Auftritte machten diesem verbrecherischen Verhältnisse ein Ende und beide suchten mit gegenseitiger Uebereinstimmung neue Liebschaften. Die Königin fand kein Ziel als sie einmal den Weg der Ausschweifungen betreten hatte. Das Alter erlöschte in ihr das wollüstige Verlangen nicht, sondern fachte es nur um so mehr an; sie suchte endlich überall und nahm mit begieriger Hand die zahlreichen Gegenstände ihrer Auszeichnung auf und der Palast des Königs von Spanien war in ein Haus der Ausschweifung und der Orgien umgewandelt. Diese Orgien arteten häufig in Streitigkeiten aus und nur zu oft hatte man in Madrid von den seltsamsten und ärgerlichsten Vorfällen zu erzählen. Die Königin behielt indeß immer für Godoy eine gewisse Zuneigung, die durch nichts zu zerstören war. Er hat sehr zahlreiche Nachfolger gehabt, aber nicht einen Nebenbuhler. Sie kam immer wie-

der zu ihm zurück und der Günstling wußte sich in diese wiederkehrenden Aeußerungen der Zärtlichkeit zu fügen, da sie ihm die Dauer seines Ansehens sicherten. Nachdem er während so vieler Jahre der öffentliche Geliebte der Königin gewesen war, wurde er der gefällige Beförderer ihrer Ausschweifungen. Jeden Tag mußte er Verschwendungen genügen, deren unreine Quelle er allein kannte. Er war es, der sie immer aus der Verlegenheit zog und dem Könige die wahre Ursache der Verschleuderung der öffentlichen Gelder verheimlichte. Es giebt in der Geschichte der letzten Jahrhunderte wenig Beispiele, daß ein gekröntes Haupt und ein Günstling einen schrecklichern Gebrauch von der Allmacht gemacht und unverschämter die Geschicke einer großen und edeln Nation verdorben hätten.

Der bigotte Karl IV. ahnte nichts. Die Ausschweifungen, die ein Aergerniß für ganz Europa waren, sah nur er allein nicht. Er bewunderte in der Königin eine züchtige, bisweilen strenge, aber immer gerechte Mutter und in dem Manne, der sein Ehebett geschändet, den größten Minister, den je die Monarchie gehabt. Auch er liebte Godoy; er fühlte eine väterliche Zuneigung für ihn und verschwendete jede Gunst an ihn, ja er überschüttete ihn mit Gunstbezeugungen. Zuerst ernannte er ihn zum Herzog von Alcudia, später zum Friedensfürsten. Noch nicht genug; er vereinigte ihn durch das Blut mit dem königlichen Hause, indem er ihm die Tochter des Infanten Don Luis zur Gemahlin gab. Godoy war nach dem Souveraine die angesehenste Person in Spanien. Alle öffentlichen Gewalten vereinigten sich gewissermaßen in seinen Händen. Er war der eigentliche Herr des Landes, ein verhaßter, verachteter Herr, dem man aber gehorchte und schmeichelte, weil er allmächtig war.

Der Kaiser, welcher entschlossen war Spanien zu unterjochen, mußte also auf seinem Wege ein erstes Hinderniß finden, den Günstling. Wie sollte mit diesem Manne verfahren werden? Man mußte ihn entweder stürzen oder gewinnen. Suchte man ihn zu stürzen, so gab es Krieg und Napoleon fürchtete gerade am allermeisten mit der spanischen Regierung in Collision zu kommen. Die Befestigung seiner Oberherrschaft über das Festland verlangte, daß er seine Heere noch eine Zeitlang zwischen der Elbe und Weichsel beisammenhielt. Weit entfernt also den Krieg nach Spanien zu spielen, kam es ihm im Gegentheil darauf an, dem Lande die Möglichkeit zu nehmen, Krieg gegen ihn zu führen. Er wollte an die Stelle unbestimmter Verbindung, die durch geheimes gegenseitiges Mißtrauen gestört war, eine klare, bestimmte, dauernde Lage bringen, auf die er immer rechnen könnte. Der Kaiser konnte also nur einen Entschluß fassen, — nämlich zuerst den Günstling zu gewinnen, um, wenn es sein Interesse verlangte, ihn später zu vernichten.

Der Friedensfürst hatte sein Glück zu arg gemißbraucht, als daß er nicht eine große Anzahl Feinde hätte haben sollen. Die Gunst des Thrones schützte ihn heute noch vor dem Volkshasse, aber Karl IV. war alt und sein Gesundheitszustand, der seit einiger Zeit viel gelitten hatte, ließ ein nahes Ende fürchten. Welches Schicksal konnte der Günstling haben, wenn der König starb? Er hatte zuerst dem neuen Könige eine schreckliche Rechenschaft abzulegen und dann dem ganzen Volke, dessen Angelegenheiten er so viele Jahre hindurch mit so beklagenswerther Sorglosigkeit geleitet hatte. Sein Fall, das mußte er erwarten, mußte so schnell, so gewaltig sein wie es seine Erhebung gewesen war und er hatte sich Glück zu wünschen, wenn

er durch eine freiwillige Verbannung seinen Kopf und seine Schätze rettete.

Napoleon sah in dieser Lage, die reich an Größe und Gefahren war, ein unfehlbares Mittel ihn an sich zu fesseln. Seine Truppen rückten in diesem Augenblicke gegen Portugal. Bald sollte er ein Land mit gegen drei Millionen Einwohner zu seiner Verfügung haben. Er beschloß dasselbe in drei Theile zu scheiden, einen davon zu einem unabhängigen Fürstenthume zu erheben und dies dem Friedensfürsten zu bieten. Es war dies eine sichere Zuflucht, die er ihm vor der Zukunft eröffnete. Er fesselte ihn so an sein Geschick und schuf sich aus einem geheimen Feinde einen Verbündeten, ein gehorsames Werkzeug seiner Pläne. Der Günstling ließ sich durch diese Lockspeise fangen. Es fiel ihm keinen Augenblick ein, daß man seinem Ehrgeize könnte eine Schlinge legen. Er schenkte den Anträgen des Kaisers dasselbe Vertrauen, das er im vorigen Jahre denen der Coalition zugewendet hatte. Die Eitelkeit hatte ihn ganz blind gemacht; er glaubte seine Fehler wären vergessen und verziehen und nahm Alles an.

Spanien wurde damals an dem Hofe der Tuilerien durch den Fürsten von Masserano vertreten, aber durch dessen Hände gingen die geheimsten Angelegenheiten nicht. Der wirkliche Gesandte war ein unbeachteter dem Friedensfürsten ganz ergebener Mann, der von demselben nach Paris gesandt worden war, daß er dort seine persönlichen Interessen vertrete. Er hieß Eugenio Isquierdo. Er empfing die ersten Mittheilungen über die Theilung Portugals und benachrichtigte insgeheim den Friedensfürsten davon, wie er von diesem den Auftrag erhielt, über die Grundlagen des Theilungsvertrages zu unterhandeln. Der Fürst von Mas-

ferano wurde davon erst unterrichtet, als Alles bereits geordnet war. Der Vertrag wurde am 27. October 1807 in Fontainebleau unterzeichnet.

Portugal wurde in drei Theile getrennt. Der erste, aus den Provinzen zwischen dem Duero und Minho bestehend, mit der Stadt Oporto, sollte dem jungen Könige von Etrurien als Entschädigung für das an Frankreich abgetretene Toscana zufallen. Dieser Fürst sollte den Titel eines Königs von Nordlusitanien erhalten. Die Provinzen Algarbien und Alentejo bildeten den zweiten Theil, der mit vollständiger Souverainetät dem Friedensfürsten als Fürsten von Algarbien zugesprochen wurde. Das neue Königreich Lusitanien und das Fürstenthum Algarbien standen unter dem Schutze des Königs von Spanien. Starben der König von Etrurien und der Friedensfürst ohne männliche Erben, so gebührte das Investiturrecht in Bezug auf die beiden Fürstenthümer Sr. katholischen Majestät unter der Bedingung, daß sie weder an einen Herrscher noch an Spanien fielen. Die drei Provinzen Tras-os-Montes, Beira und Estremadura, der Ueberrest von Portugal, blieben in den Händen Frankreichs bis nach der Beendigung des Krieges. Sie konnten dann dem Hause Braganza zurückgegeben werden, aber unter der Bedingung, daß Gibraltar, die Insel Trinidad, so wie die andern Spanien seit dem Anfang des Krieges durch England abgenommene Besitzungen an Se. katholische Majestät zurückgegeben würden. Die portugiesischen Colonien sollten zwischen Frankreich und Spanien gleich getheilt werden. Der König von Spanien sollte überdies den Titel „Kaiser der beiden America" erhalten und der Kaiser der Franzosen sofort Besitz von dem Königreiche Etrurien nehmen.

Eine an demselben Tage (27. October) unterzeichnete

Uebereinkunft bestimmte die Art der Besetzung Portugals durch die Truppen der beiden Mächte. Eine französische Armee von 28,000 Mann mit 3000 Mann Cavalerie, der sich ein Corps von 11,000 Spaniern anzuschließen hatte, sollte durch Spanien hindurch auf Lissabon marschiren. Spanien verpflichtete sich mit 10,000 Mann die Provinz zwischen Duero und Minho und mit 6000 Mann Alentejo und Algarbien zu besetzen. Ein zweites französisches Corps von 40,000 Mann sollte sich in Bayonne sammeln, um am 20. November in Spanien einrücken zu können, wenn die Engländer in Portugal landen sollten; man kam aber ausdrücklich überein, daß diese Armee erst dann über die Pyrenäen gehen dürfe, wenn die beiden Regierungen sich vereiniget und einen neuen Vertrag geschlossen hätten.

Der Kaiser hatte nicht erst den Theilungsvertrag abgewartet, ehe er gegen Portugal handelte. Der General Junot, welcher seinen offiziellen Titel eines Gesandten Frankreichs am Hofe von Lissabon beibehalten hatte, übernahm das Commando über die Invasionsarmee; am 18. October ging er über die Bidassoa und rückte rasch durch Navarra und Castilien gegen Salamanca. Ueberall auf diesem weiten Wege wurde er von den Bewohnern freundlich aufgenommen. In Vittoria, Burgos, Valladolid gab man ihm Feste. Spanien seiner Seits schickte sich an die Bewegung Junots zu unterstützen. Der General Taranco, welcher den Auftrag hatte die für den König von Spanien bestimmten Provinzen Portugals zu besetzen, marschirte mit vierzehn Bataillonen und sechs Escadrons von Corunna nach Oporto. Der General Solano Marquis del Socorro drang an der Spitze von acht Bataillonen, fünf Escadrons und einer Batterie in Algarbien und Alentejo ein. Eine spanische Division unter dem General Caraffa endlich sammelte

sich in Alcantara, von wo sie sodann mit der französischen Armee gegen Lissabon rücken sollte.

So sollte Portugal auf einmal von allen Seiten, in der Mitte, im Norden und Süden angegriffen werden. Die spanische Regierung hatte unerhörte Anstrengungen machen müssen, um ihre Verpflichtungen leisten zu können. Um die Bataillone der activen Armee auf den vollständigen Kriegsfuß zu bringen, hatte sie alle Garnisonen in den nördlichen Festungen, so wie die Divisionen im Lager von St. Roch schwächen müssen; sie hatte mit einem Worte alle verfügbaren Truppen genommen, selbst einen Theil der Garde. Die französische Armee legte in fünfundzwanzig Tagen die Entfernung zwischen Bayonne und Salamanca zurück und kam am 12. November in der letztern Stadt an. Sie gedachte da von ihren Strapazen auszuruhen, als sie plötzlich den Befehl erhielt, den Marsch fortzusetzen.

England hatte insgeheim den Regenten durch einen am 22. October unterzeichneten Vertrag ermächtiget, scheinbar seine Sache von der englischen zu trennen und ihm seine Häfen und Märkte zu verschließen, aber dabei die Bedingung gestellt, daß sich Frankreich und Spanien für befriediget erklärten und das portugiesische Gebiet nicht beträten. Die Höfe von Lissabon und London spielten ihre Rolle als offizielle Feinde mit großer Verstellungskunst. Der Prinz-Regent erklärte feierlich England den Krieg, rief seinen Gesandten von London zurück und ließ alles englische Eigenthum, das sich noch im Lande befand, mit Beschlag belegen. Der englische Gesandte, Lord Strangfort, seiner Seits stellte sich ungemein erzürnt, ließ das englische Wappen von seinem Hause abnehmen, verlangte stolz seine Pässe und begab sich auf das Schiff „Hibernia"; in der Nacht aber holte ihn eine Barke still wieder ab und brachte ihn

nach Lissabon zurück, wo er Stundenlang Conferenzen mit dem Regenten und den Ministern hatte. Früh vor Tagesanbruch führte ihn die Barke von Neuem auf das Schiff.

Zum Lohne für seine scheinbare Unterwerfung verlangte der Hof von Lissabon, daß unsere Truppen ihren Marsch einstellten. Der Kaiser war überzeugt, daß der Regent ihn täusche und ließ Junot den Befehl zusenden, den Marsch zu beschleunigen, entweder um die Stadt gegen die Engländer zu schützen für den Fall, daß die portugiesische Regierung im Ernst England den Krieg erklärt habe, wie sie behauptete, oder um sie militairisch zu besetzen und den Regenten daraus zu vertreiben, wenn er im Einverständniß mit dem Cabinet von London wäre, wie Alles andeutete. Seine Armee sollte wie der Blitz ankommen, so daß weder der Regent noch die Engländer noch die Einwohner Zeit hätten den Widerstand vorzubereiten. Er verbot Junot anzuhalten, selbst um Lebensmittel zusammen zu bringen, „da zwanzigtausend Mann,“ sagte er, „überall leben können, selbst in der Wüste.“

Die Gegend zwischen dem Tajo und Duero ist eine der gebirgigsten und wildesten auf der Halbinsel. Die Estrella mit ihren Schneegipfeln und zahlreichen Ausläufern ragt in der Mitte von Beira empor, gleichsam um als Bollwerk gegen die von Spanien hereindringenden Heere zu dienen und Lissabon zu decken. Junot konnte nur zwischen zwei Straßen wählen, der im Norden, welche um den Kamm der Estrella herumging und sich durch Almeida, Celorico und Thomar zog und der im Süden, welche an den steilen Seiten des Gebirges hin durch Alcantara und Abrantes ging. Die erstere führte durch eine ruhige bevölkerte Gegend, in welcher die Truppen in Ueberfluß leben konnten; aber sie war viel länger als die andere. Außerdem wurde sie durch den Platz Al-

meida gedeckt, der uns einige Tage aufgehalten haben würde und dieser Zeitverlust konnte uns verderblich werden. Die Straße über Abrantes hatte den Vorzug kürzer zu sein und die Armee nach Alcantara zu bringen, wo die spanische Division des Generals Caraffa auf sie wartete.

Diese Rücksichten bestimmten Junot und er erwählte die Straße über Abrantes. Natürliche Hindernisse fanden sich auf jedem Schritte, hier kahle dürre für die Cavalerie fast unzugängliche Berge; dort tiefe Schluchten, fast überall Unfruchtbarkeit und Oede. Die entfesselten Elemente vollends machten diese Straße so schwierig als gefährlich. Es regnete stark; die Bäche waren gewaltige Ströme geworden und alle Flüsse über die Ufer getreten. Die Armee hatte nicht Zeit gehabt Magazine anzulegen oder Convois einzurichten und bald war Alles erschöpft, was sie von Alcantara mitgenommen hatte. Gleichwohl mußte sie leben. Die Soldaten sahen sich genöthiget ihren Unterhalt in den armen Hütten zu suchen, die vereinzelt im Gebirge standen oder unten in den Thälern. Mehrere Tage lang nährten sie sich nur von Zwiebeln und Kastanien. Junot, der wohl wußte wie viel auf einen einzigen verlorenen Tag ankam, ließ ihnen keine Ruhe. Lissabon sollte der Preis weniger ihrer Tapferkeit als der Schnelligkeit ihres Marsches sein. Sie hatten also zahlloses Elend zu bestehen. Die Soldaten waren meist jung und hatten noch nicht im Feuer gestanden. Die schwächsten konnten so vielen Anstrengungen nicht widerstehen und erlagen; viele blieben zurück. Die Armee bildete keine compacte disciplinirte Masse mehr und zerfiel in eine Menge kleiner Haufen. Die Nachzügler machten eine lange Reihe aus, welche die Straße mehrere Stunden weit bedeckten. Es war kein regelmäßiger Marsch mehr, sondern ein gewöhnlicher Gang. Eine Hand voll entschlossene Männer

hätte hingereicht, die aufgelöseten Colonnen in den Schlünden der Estrella aufzuhalten und zu vernichten. Endlich erreichte der Vortrab Abrantes. Die andern Haufen kamen später vereinzelt und in traurigem Zustande an. Die meisten Soldaten hatten keine Schuhe mehr; ihre verrosteten und sonst verdorbenen Gewehre taugten nichts. Die Pferde konnten sich kaum noch fortschleppen und die Laffetten der Kanonen waren zertrümmert. Bei dem Anblicke dieser durch Hunger und Anstrengung abgemagerten Gestalten, dieser dürren Pferde und zerfetzten Anzüge hätte Niemand glauben können, daß dies eine Invasionsarmee sei. Sie war übrigens am Ziele ihrer Leiden; in Abrantes hatte sie Alles gefunden, was sie seit Alcantara entbehrt, Lebensmittel, gutes Pferdefutter, Schuhe, Munition und Bekleidung.

Junot wartete nicht bis er seine Armee wieder versammelt und neu organisirt hatte. Er wußte besser als irgend Jemand, mit welchen Leuten er es zu thun hatte und er handelte als stehe er an der Spitze der Sieger von Austerlitz und Jena. Er griff zur Feder und kündigte dem ersten Minister des Regenten selbst seine Ankunft in Abrantes an. „Binnen vier Tagen werde ich in Lissabon sein," schrieb er; „meine Soldaten sind trostlos, daß sie nicht „einen Schuß zu thun brauchten; zwingen Sie dieselben „nicht noch dazu; ich glaube Sie würden es bereuen."

Nach der Weigerung des Kaisers seinen Colonnen Halt zu gebieten, begreift man nicht, wie der Regent einen Augenblick über das, was er zu thun hatte, in Ungewißheit sein konnte. Es blieb ihm nichts weiter übrig als sich auf seine Schiffe zu begeben und seinen Thron nach Brasilien zu bringen, aber die Aussicht auf ein solches Exil erfüllte ihn mit Schmerz und seine Seele litt unter den peinigendsten

Ungewißheit. In manchen Augenblicken schien er entschlossen zu sein wirklich und ernstlich mit England zu brechen. So befahl er am 8. November die kleine Anzahl Engländer, welche in dem Lande geblieben waren, streng zu bewachen, — es waren einige Unglückliche, welche wegen Armuth oder Schulden nicht hatten abreisen können. Er ließ ferner die Forts ausbessern und verproviantiren, sowie die Küste und die beiden Ufer des Flusses mit mobilen Batterien bedecken. Endlich sandte er den Marquis von Marialva, um den Vorschlag zu machen, den Prinzen von Beira, der damals neun Jahr alt war, mit der Tochter des Großherzogs von Berg zu vermählen. Dieser Gesandte sollte überdies Napoleon eine bedeutende Subsidiensumme anbieten. In dem Augenblicke aber selbst, in welchem er sich uns ganz hingeben zu wollen schien, ergriff der Regent Maßregeln, die auf eine nahe Flucht berechnet waren. Er hatte befohlen, daß seine Kriegsschiffe von jeder Größe kalfatert, bemannt, mit Lebensmitteln auf mehrere Monate versehen und so eingerichtet würden, daß sie eine große Anzahl Personen an Bord nehmen könnten. Natürlich schloß man daraus, daß sie keineswegs die Engländer bekämpfen, sondern die königliche Familie und den Hof nach Brasilien bringen sollten. Die Regierung wendete sich an die Freigebigkeit der Unterthanen. Sie entwarf ihnen ein trauriges Bild von ihren Verlegenheiten, von ihren Gefahren und ihrem Geldmangel und forderte sie auf, ihr ihre goldenen und silbernen Geschirre zu bringen; aber die portugiesische Aristokratie und die reichen Kaufleute, die wohl bemerkten, daß die Vertheidigungsmaßregeln mehr zum Schein als in der Wirklichkeit unternommen wurden, vermutheten, der Hof verlange ihr Geld nur um es mit nach Brasilien zu nehmen. Sie blieben deshalb taub bei

der Aufforderung des Prinzen, vergruben ihre Schätze und warteten die Ereignisse ab.

Die Engländer hatten das Versprechen des Regenten, daß er sich nach Brasilien zurückziehen werde, sobald er jede Hoffnung verloren, die Besetzung seines Landes verhindern zu können. Sie zweifelten an seinem Worthalten nicht, kannten aber seinen schwachen und unentschlossenen Character. Sie fürchteten er werde weder die Kraft haben der Gefahr zu entfliehen, noch die sie zu bekämpfen und im letzten Augenblicke noch lieber das Joch Frankreichs auf sich nehmen als seine Hauptstadt verlassen. Ein ernster Vorfall bestärkte diesen Verdacht. Der russische Admiral Siniawin hatte die Rhede von Tenedos während der Conferenzen von Tilsit verlassen und war nach dem Ozeane gesteuert, um wieder in die Ostsee zu gelangen. Er war durch die Meerenge von Gibraltar gefahren, als er die Nachricht von dem Abschlusse des Bündnisses von Tilsit erhielt. Er hatte bei sich neun Linienschiffe, zwei Fregatten und 6500 Mann Truppen. Da er seinen Weg nicht fortzusetzen wagte, um nicht unter englische Kreuzer zu gerathen, so nahm er sich vor sich in den Hafen von Lissabon zu flüchten. Darüber wurde man in London sehr besorgt. Die Flotte des Admirals Siniawin war im Verlaufe der Begebenheiten eine Macht in den Händen Frankreichs geworden. Wer konnte die Wirkung berechnen, welche seine Anwesenheit in den Gewässern von Lissabon auf die Entschließungen des Regenten hatte? Die englischen Minister nahmen ihre Maßregeln für jeden Fall. Sie sandten Sir Sidney Smith ab, damit er mit einem ansehnlichen Geschwader vor der Mündung des Tajo kreuze. Der General Moore begab sich von Sicilien in die Ostsee mit einem Corps von 10,000 Mann, um dem von Rußland, Frank-

reich und Dänemark bedroheten Schweden beizustehen, — und man sandte ihm in aller Eile den Befehl, vor Lissabon zu bleiben und eintretenden Falls Sir Sidney Smith beizustehen. Sie sollten beide die Einschiffung der königlichen Familie schützen, wenn dieselbe ihre Absicht ausführte, sich nach Brasilien zurückzuziehen, im entgegengesetzten Falle aber Portugal feindlich behandeln, sich aller Schiffe desselben bemächtigen, die Küsten beschießen, die Einfahrt in den Tajo erzwingen und alle da befindliche Kriegsschiffe wegnehmen, selbst die des Admirals Siniawin. Noch nicht genug; der Commodore Beresford sollte die Insel Madeira besetzen und an die Regierung von Indien gingen Befehle ab, alle Comptoire wegzunehmen, welche Portugal in jenem Theile der Welt besitze. So befand sich der Prinz-Regent in der schrecklichsten Lage. Nach welcher Seite er auch die Augen wendete, überall erblickte er Gefahr und Unterdrückung. Er wurde von der schrecklichsten Angst gepeiniget, als eine Nachricht, die Ankunft der Franzosen in Abrantes und der Brief Junots seiner Unentschlossenheit ein Ende machte.

Abrantes liegt sehr fest an den beiden Ufern des Tajo und ist von dieser Seite das eigentliche Bollwerk Lissabons. Wenn die Portugiesen die Vorsicht gebraucht, den Platz zu bewaffnen und den Muth gehabt hätten, ihn zu vertheidigen, würde er unsere ermüdeten Colonnen aufgehalten und der Regierung Zeit gegeben haben, die Hauptstadt vor einem Ueberfalle zu sichern; aber die Regierung hatte so gänzliche Sorglosigkeit bewiesen und der Marsch der Franzosen war ein so schneller gewesen, daß man glaubte, sie wären noch in Alcantara, als sie bereits vor den Thoren der Hauptstadt standen. An dem Tage, an welchem der Prinz-Regent das Schreiben Junots erhielt, kam ihm

eine andere Botschaft zu und zwar von Sir Sidney Smith, nämlich der Moniteur vom 13. November, welcher die berühmten Zeilen enthielt: „Der Prinz-Regent von „Portugal verliert seinen Thron. Der Sturz „des Hauses Braganza wird ein neuer Beweis „davon sein, daß das Verderben eines Jeden „unvermeidlich ist, der sich den Engländern „anschließt."

Der Prinz las sein Urtheil und er konnte nun nicht länger schwanken: er mußte fliehen; immer besser als eine Absetzung, vielleicht gar Gefängniß in Frankreich war ein Thron in Brasilien. Der Befehl zur Abreise wurde gegeben und sie erfolgte am 27. November unter den Augen der weinenden Bevölkerung. Lissabon gewährte drei Tage lang einen höchst kläglichen Anblick. Das Volk war an die milde und apathische Verwaltung seiner Fürsten gewöhnt. Ihre Trägheit und Bigotterie verletzte es nicht. Da es selbst sehr fromm und abergläubisch war, so sah es darin nur einen Anspruch mehr auf seine Liebe und Achtung. Als die königliche Familie aus dem Palaste kam und nach dem Ufer zuging, das sie verlassen wollte, drängte sich das Volk um sie und begleitete sie in düsterem Schweigen. Alles war bei diesem Abschiede still und feierlich. Vor dem königlichen Zuge fuhr langsam der Wagen der alten Königin. Sie hatte, da sie den Verstand verloren, seit sechszehn Jahren ihren Palast in Mafra nicht verlassen und der Anblick des versammelten Volkes und des allgemeinen Schmerzes belebte auf einige Augenblicke ihren Verstand. Edele Gedanken kehrten mit dem Gefühle des Unglücks und der Schmach ihres Landes zurück. „Wie," rief sie mit unglaublichem Ausdruck von Trauer aus, „wir wollten das „Land verlassen, ohne gekämpft zu haben?" Dann sagte

sie zu ihrem Kutscher: „nicht so schnell, nicht so schnell, „man könnte sonst glauben wir flöhen." Nach dem Wagen der Königin folgte der des Regenten, der mit zerrissenem Herzen und weinend darin saß. Als er das Ufer verließ und das Schiff bestieg, das ihn hinwegtragen sollte, erhob sich überall Schluchzen und die gerührte Menge weinte laut. Das ganze Personal des Hofes, die meisten großen Kaufleute, die Minister, die Vorsteher der verschiedenen Verwaltungszweige, die meisten höhern Offiziere der Armee folgten der königlichen Familie und man schätzt die Zahl der Personen, welche von den portugiesischen Schiffen aufgenommen wurden, auf noch mehr als funfzehn Tausend. Widriger Wind hielt die Flotte über vier Stunden lang auf der Rhede und im Angesichte Lissabons zurück. Endlich füllten sich die Segel, das Geschwader erreichte das hohe Meer, fuhr durch die englische Flotte, empfing von derselben die gewöhnlichen Salutschüsse, welche gleichsam das letzte Lebewohl waren und verschwand. An dem Tage, an welchem die königliche Familie abreisete, fand eine Sonnenfinsterniß statt und diese Erscheinung steigerte die Bewegung Aller nur noch mehr. Jedermann in Lissabon deutete sie nach seinen Besorgnissen oder Hoffnungen und Alle sahen darin eine Offenbarung des göttlichen Willens.

Während die königliche Familie auf ihren Schiffen entfloh, rückte Junot mit seinem Heere schnell heran. Seine Lage war unsicher genug. Er hatte kaum 1500 Mann bei sich. Der Rest kam später, aber nicht in gedrängten Massen, sondern in kleinen Haufen. Ein Theil der portugiesischen Armee, ungefähr 10,000 Mann, hatte Lissabon besetzt. Die englische Flotte hatte Landungstruppen am Bord. Man denke sich die Gefahr, der Junot ausgesetzt

gewesen wäre, wenn die Engländer und Portugiesen sich vereiniget hätten und gegen ihn gerückt wären! Aber er rechnete auf den Wunderglanz der französischen Fahne und den Eindruck des Schreckens, den sein Erscheinen hervorbringen mußte, rückte deshalb mit seiner kleinen Schaar stolz weiter, hielt am 30. November seinen Einzug in Lissabon, wendete sich, ohne sich aufzuhalten, nach den Forts Belem, welche den Hafen beherrschen und vertheidigen, ließ die Kanonen derselben auf einige mit Auswandernden beladene Schiffe richten, welche die Rhede noch nicht verlassen hatten, zwang sie, in den Hafen zurückzukehren und bemächtigte sich ihrer. Unter andern Umständen würde eine solche Kühnheit Tollheit gewesen sein, hier war sie genial. Die Abreise des Hofes und der Vorsteher der Verwaltung hatte alle Dienstzweige gelähmt und Lissabon, das ohne Fürsten, ohne Regierung, ohne Polizei war, befand sich einige Tage lang in der Gewalt der habsüchtigen oder wilden Leidenschaften des Pöbels. Wie in Neapel 1806 bildeten sich Räuberbanden zu dem gräßlichen Zwecke, die Gefängnisse zu öffnen und die Stadt zu plündern. Bei dieser drohenden Gefahr wurde Junot ein Retter für die höhern Classen und den Bürgerstand. Uebrigens staunte man allgemein bei dem Anblicke seiner so geringen Macht. Die exaltirte Phantasie der Portugiesen hatte sich die französischen Soldaten riesenhaft, mit martialischem Aussehen gedacht und als sie statt dieser ungewöhnlichen Männer nur bartlose, schlecht gekleidete, abgemagerte Recruten sahen, schämten sie sich, daß sie sich Knaben ergeben hätten, ohne einen Schuß zu thun und dieses Gefühl erklärt manches in ihrem weitern Verhalten.

Während Junot seinen glänzenden Handstreich ausführte, operirten die spanischen Colonnen mit nicht minderm Glücke

in den südlichen und nördlichen Provinzen. Der General Solano drang in Alentejo und Algarbien ein und verlegte sein Hauptquartier nach Setubal, nur fünf Stunden von der Hauptstadt. Der General Taranco seiner Seits besetzte, ohne den mindesten Widerstand zu finden, die Provinz Entre-Minho e Duero und nahm am 15. December Besitz von der Stadt Oporto.

Das Gros der französischen Armee hatte allmälig den Vortrab der Armee erreicht und Junot war bald stark genug, um als Gebieter befehlen zu können. Er beschloß die Rechte seines Souverains durch eine glänzende und feierliche Handlung vor Aller Augen zu weihen. Eines Tages, es war Sonntag, berief er seine sämmtlichen Truppen in Parade auf den Roscio-Platz. Das Volk, das durch dieses neue Schauspiel angelockt wurde, drängte sich in Menge hinter den Soldaten. Mittags donnerte eine Salve von dem Maurenschlosse; Aller Augen wendeten sich dahin und man sah wie die Fahnen mit dem portugiesischen Wappen, die auf allen Thürmen weheten, plötzlich fielen und der dreifarbigen Fahne wichen. An diesem Tage erkannten die Portugiesen, daß sie das Handelsjoch der Engländer mit dem Militärjoche Frankreichs vertauscht hätten. Die Bestürzung war allgemein. Abends gab sich unter der Bevölkerung eine große Aufregung kund; es bildeten sich zahlreiche Gruppen und der Ruf: „Tod den Franzosen!" der bald durch die ganze Halbinsel erschallen und alle Arme bewaffnen sollte, ließ sich zum ersten Male hören. Alle Mitglieder der provisorischen Regierung waren in diesem Augenblicke bei dem General Junot versammelt. Er wendete sich an dieselben und sagte: „meine „Herren, wehe Ihnen, wenn Sie gegen die „Armee des Kaisers Napoleon zu conspiriren

„wagen; Ihre Köpfe bürgen mir für die Ruhe „des Volkes.“ Diese Worte erfüllten alle Anwesenden mit Schrecken. Der Cardinal Mendoza, der Patriarch von Lissabon und nach seinem Beispiele die ganze hohe Geistlichkeit sowie die ersten Personen des Adels und der Beamten erkannten nicht nur die Autorität des französischen Generals an, sondern bemüheten sich auch, das Volk zu beruhigen und predigten ihm Gehorsam.

Junot behielt provisorisch alle portugiesische Behörden bei, welche der Prinz-Regent vor seiner Abreise eingesetzt hatte, er organisirte die Polizei, sicherte die Ruhe der Einwohner und sorgte für strenge Mannszucht unter seinen Truppen. Zum Militärgouverneur von Lissabon ernannte er den General Delaborde, der mit großer Characterstärke Mäßigung und Gerechtigkeit zu verbinden wußte. Das Material der Armee hatte außerordentlich gelitten. Die meisten Flinten waren verrostet oder sonst verdorben, die Geschütze unbrauchbar, die Pferde dienstunfähig und die Soldaten zerlumpt; aber das Arsenal von Lissabon, eines der reichsten in Europa, war mit Waffen, Munition und Uniformen gefüllt. Junot fand mehr da, als er brauchte, um alle seine Corps neu auszustatten. Die portugiesische Armee wurde aufgelöset, ein Theil der Soldaten nach Hause und ein anderer nach Frankreich geschickt, wo man sie in unsern Armeen vertheilte. Junot nahm alle Pferde und alle Kanonen für sich weg und vervollständigte damit seine Artillerie und Cavalerie wieder. Auch brachte er die Forts von Belem, die Küste und die Plätze an den beiden Ufern des Tajo auf einen furchtbaren Vertheidigungszustand.

Die Eroberung Portugals war nun vollkommen erfolgt. Sie verschloß die Häfen und Märkte der ganzen Halbinsel

den englischen Waaren, zog dem Handel Großbritanniens unermeßlichen Schaden zu und vervollständigte die Unterwerfung des ganzen Süden unter die von Berlin aus am 21. November 1806 verordneten Prohibitivmaßregeln, welche durch die Verträge von Tilsit das höchste Gesetz Europa's geworden waren.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Politische Lage Schwedens. — Der König Gustav IV. — Bruch des Waffenstillstandes von Schlatow. — Die Franzosen bemächtigen sich Stralsunds und der Insel Rügen. — Schweden bleibt der Sache der Engländer treu. — Geheime Freude Rußlands darüber. — Achselträgerei des Kaisers Alexander. — Fehler und Redlichkeit Gustavs IV. — Einzug und Sieg der Russen in Finnland. — Zorn des Königs. — Er läßt den russischen Gesandten Alopeus verhaften. — Erklärung Rußlands. — Angelegenheiten der Türkei. — Rußland weigert sich, die Uebereinkunft von Solobosa zu vollziehen. — Verlängerte Besetzung der preußischen Provinzen durch die französischen Truppen. — Schmerz des Königs und der Königin von Preußen. — Erörterungen zwischen Frankreich und Rußland in Bezug auf Preußen, die Moldau und Walachei. — Ansprüche des Kaisers Alexander auf diese beiden griechischen Provinzen. — Ansprüche des Kaisers Napoleon auf Schlesien. — Herr von Caulaincourt wird zum Gesandten in Rußland ernannt. — Sein Schreiben an den Kaiser Alexander in Bezug auf die Verhaftung des Herzogs von Enghien. — Finnland wird zum integrirenden Theile des Reiches erklärt. — Besorgnisse und Klagen der Pforte. — Ihre Bitten um Frieden. — Ihre völlige Hingebung an Frankreich. — Verlegenheit Napoleons. — Bemühungen, die Pforte zu veranlassen, die Moldau und Walachei abzutreten. — Weigerung der Pforte. — Edele Haltung der türkischen Regierung und des Volkes. — Gewaltsame Reaction in Constantinopel gegen Frankreich. — Beruhi-

gende Erklärung des Generals Sebastiani. — Er verspricht die Verlängerung des Waffenstillstandes. — Zurückberufung dieses Gesandten. — Unzufriedenheit in Rußland. — Klagen des Kaisers Alexander. — Schrecken. — Ankunft des Generals Moore in Gothenburg und des Admirals Saumarez in der Ostsee. — Neue Gefahren Seelands. — Aengstlichkeit in Kopenhagen. — Wiedereroberung der Inseln Aland und Gothland. — Klagen des russischen Cabinets gegen Frankreich. — Kritische Lage Napoleons in Bezug auf Rußland und die Türkei.

Im Anfange des Jahres 1808 war auf dem Festlande nur noch ein Staat übrig, welcher in friedlichen und freundschaftlichen Verhältnissen mit England stand, nämlich Schweden. Diese Macht, welche einen so kleinen Raum in der Welt einnimmt, bewegte sich seit einigen Jahren nach tausend Richtungen hin, um uns Schaden zu thun. Man kann sich denken, daß sie in dem letzten Kriege auf der Seite unserer Feinde gewesen war. Sie wurde durch ihre geographische Lage beherrscht. Während Frankreich zu weit entfernt war, um sie zu schützen oder ihr Furcht einzuflößen, drückten Rußland, Preußen und England von allen Seiten auf sie. Das eine hatte Finnland, das andere Pommern, das dritte die ganze Küstenausdehnung angegriffen. Als diese drei Kronen gegen Frankreich verbündet waren, konnte sich Schweden ihnen nicht entziehen. Aber statt sich ihnen nur in dem Maße hinzugeben, wie es seine Lage und seine Verpflichtungen geboten, nahm es die Sache mit Leidenschaft und einem Ungestüm auf, der sich nicht rechtfertigen ließ.

Der König von Schweden hatte sich, wie bereits erklärt, zum eifrigen Ritter der verkannten und geächteten Legitimität und zum heftigen, gewissermaßen persönlichen Feinde des Mannes gemacht, welcher mit so hoher Größe

und so glänzendem Genie den Thron Ludwigs XVI. einnahm. Gustav IV. war einer der Fürsten, welche durch die Schwäche ihres Verstandes im Voraus bestimmt sind, sich selbst und ihre Dynastie zu stürzen. Er hatte ein edeles Herz, eine ritterliche Treue; er war immer bereit, sich für das Unglück aufzuopfern. Aber der Umfang und die Sicherheit seines Urtheils, die hohe Klugheit in Verbindung mit der Festigkeit, die großartige Art, die Angelegenheiten und die Menschen zu behandeln, welche die wirklichen Eigenschaften des Staatsmannes sind, fehlten ihm ganz. Er hatte einen beschränkten Geist, einen eigensinnigen Willen und eine wohl glühende aber nicht fruchtbare Phantasie, welche ihn nur zu oft auf seltsame Abwege brachte.

Die Schlacht von Friedland, welche die Verbündeten entmuthigte, entzündete seinen Eifer und trieb ihn zu seltsamer Kühnheit in Worten und Benehmen. Der Waffenstillstand von Schlatow dauerte noch; er hätte sich deshalb Glück wünschen und schweigend die Ereignisse abwarten sollen. Aber der unglückliche Fürst wußte nie etwas zur rechten Zeit zu thun. England hatte ihm 10,000 Hannoveraner unter dem Lord Cathcart gesandt. Blücher, der nur auf Gelegenheit wartete, um sich gegen die Franzosen zu schlagen, hatte Schweden seinen Degen und seine Rache angetragen und er befehligte 6000 Preußen. Die Anwesenheit dieser Hilfstruppen flößte dem König plötzlich ein unsinniges Vertrauen auf sein Glück ein, und er wagte den Gedanken zu fassen, allein gegen die furchtbare Macht zu kämpfen, welche nach einander Preußen und Rußland besiegt hatte. Vergebens berief sich der Marschall Brune, der ihn von dem Verderben zurückhalten wollte, auf die mit dem General Essen abgeschlossene Uebereinkunft, nach welcher die Feindseligkeiten erst einen Monat nach der Auf-

kündigung des Waffenstillstandes beginnen sollten, Gustav hörte auf nichts, warf seine stolze Ausforderung dem Gebieter des Festlandes hin, kündigte den Waffenstillstand auf und begann am 3. Juli die Feindseligkeiten wieder.

Der Kaiser Napoleon empfand über eine solche Tollheit mehr Mitleiden als Zorn, wies den Kampf aber nicht zurück, da er dazu aufgefordert wurde. Er wollte diese Wiederaufnahme der Feindseligkeiten wenigstens benutzen. Er befahl dem Marschall Brune, die Schweden lebhaft vor sich herzutreiben, Stralsund wie die Insel Rügen zu belagern und zu nehmen und ganz Schwedisch-Pommern zu besetzen. Er konnte so mit einem Pfande mehr zu den Unterhandlungen über den Seefrieden kommen. Am 15. Juli erschien die französische Armee vor Stralsund und belagerte die Stadt; aber schon war die Nachricht von dem Abschlusse des Friedens zwischen Frankreich und Rußland da und in Stockholm bekannt. Friedrich Wilhelm befahl Blücher, die Fahnen Schwedens zu verlassen und mit seinen 6000 Soldaten sofort nach Preußen zurückzukehren. Lord Cathcart hielt sich klüglich bei Seite und verließ sogar Pommern bald, um sich mit der Armee zu vereinigen, welche die Flotte Gambiers an Bord hatte. Als die Schweden sich so von ihren Hilfstruppen verlassen sahen, ergriff sie eine allgemeine Entmuthigung und es erhob sich ein allgemeiner Tadel gegen den König, welcher sich am 29. Juli auf die Insel Rügen zurückzog; Stralsund öffnete uns seine Thore. Die Bewohner der Insel Rügen versammelten sich lärmend und schickten ihre Beamten an den König, um ihn beschwören zu lassen, daß er capitulire. Die Unzufriedenheit und die Angst herrschten in allen Gemüthern. Gustav fürchtete, wenn er den Widerstand noch weiter treibe, einen Aufstand hervorzurufen, er gab also

nach und eine Uebereinkunft, die am 7. September unterzeichnet wurde, brachte die Insel in unsern Besitz. Der König kehrte nach Stockholm zurück.

Die Ereignisse, welche in Tilsit geschehen waren, hatten die politische Lage Schwedens von Grund aus geändert. Von den drei Mächten, die sonst seine Verbündeten gewesen, hatten zwei, Rußland und Preußen, nicht nur Frieden mit Frankreich geschlossen, sondern sogar mit demselben gegen England sich verbunden. Dänemark würde, das ließ sich nicht bezweifeln, die Sache der beiden Kaiser ebenfalls annehmen, so daß der Hof von Stockholm, wenn er der Sache der Engländer treu blieb, bald seine sämmtlichen Nachbarn auf dem Halse haben mußte. Frankreich, welches der große Beweger der nordischen Mächte geworden war, ließ sie gewiß bald gegen Schweden los, wendete sich an die ehrgeizigen Leidenschaften derselben und versprach der einen Finnland, der andern Schonen. Konnte Schweden so viele gegen sich gerichtete Anstrengungen zu besiegen hoffen? Das regierende Haus mußte zuerst angegriffen und bei dem Mißlingen gestürzt werden. Napoleon hatte bereits bewiesen, mit welcher Härte er die gekrönten Häupter behandelte, welche ihm entgegenzutreten wagten. Das Unglück des Hauses Neapel, des Hauses Braunschweig und des Hauses Hessen-Cassel deutete bestimmt genug an, daß seine Rache fürchterlich sein würde. Wenn die Wechselfälle des Krieges ihn zum Herrn Schwedens machten, so widerstand er sicherlich der Versuchung nicht, den König Gustav, den leidenschaftlichen Freund der Engländer, den ritterlichen Beschützer der Bourbons, den Fürsten, der seit vier Jahren nicht ermüdete, ihn zu beleidigen, indem er ihm die souverainen Titel versagte, welche ihm ganz Eu-

ropa, mit Ausnahme Englands, zugestand, völlig zu stürzen.

Auf der andern Seite aber setzte sich Schweden, wenn es sich gegen die Engländer erklärte, fast ebenso großen Gefahren aus, als wenn es ihnen treu blieb. Sie hatten es an Drohungen nicht fehlen lassen. Sobald sie geahnet, was in Tilsit vorging, hatten sie ihm angezeigt, daß sie mit der äußersten Strenge verfahren würden, wenn es sich von ihnen abwendete; sie würden sich nicht begnügen, Gothenburg zu zerstören, ihre Flotten würden durch den Sund fahren, Stockholm verbrennen und die ganze Marine vernichten. Schweden hatte also nur zwischen gleich furchtbaren und gleich nahen Gefahren zu wählen. Wenn Gustav IV. noch einigermaßen schwankend hätte sein können, würde seiner Unentschiedenheit die Beschießung Kopenhagens ein Ende gemacht haben. Dieses traurige Ereigniß verbreitete Schrecken in Stockholm. Jedermann, das Volk, der Adel und der König fürchtete, sich ein ähnliches Schicksal zuzuziehen, wenn sie sich Frankreich zuwendeten und so wurde einmüthig beschlossen, dem Schicksale Englands zu folgen. Dieser Entschluß erfüllte das Cabinet von St. Petersburg mit stiller Freude. Seit der Regierung Peters des Großen hegte es den glühenden Wunsch, die Hauptstadt von einem unbequemen, bisweilen gefährlichen Nachbar zu befreien und die Grenzen des Reiches bis an den bothnischen Meerbusen vorzurücken. Die Gelegenheit, Finnland sich anzueignen, war zu schön, als daß sie nicht hätte ergriffen werden sollen.

Durch eine Note vom 6. August drückte das Cabinet von St. Petersburg seine Verwunderung und seinen Verdruß gegen das von Stockholm darüber aus, daß der König im Kriege mit Frankreich beharre und sich dadurch der

Wiederherstellung des allgemeinen Friedens auf dem Festlande widersetze*). Diese Note war im mildesten Style abgefaßt; sie enthielt nicht einen Ausdruck, welcher die schwedische Regierung hätte auf den Gedanken bringen können, daß sie sich irgend einer Gefahr aussetze, wenn sie den Verirrungen der englischen Politik noch ferner folge. Nach der Beschießung Kopenhagens zog die russische Regierung zum ersten Male den Schleier ab, welcher das Geheimniß der Berathungen von Tilsit verhüllte. In einer Note vom 6. October**) erinnerte sie an die geheimen Artikel der Verträge von 1780 und 1800, welche die förmliche Verpflichtung zwischen den drei Höfen von Petersburg, Stockholm und Kopenhagen enthielten, die Ostsee für ein geschlossenes Meer zu halten und dieselbe gegen jede Feindseligkeit und Gewaltthat irgend einer Art zu schützen. Sie fügte hinzu, daß Se. Majestät der Kaiser bereit sei, an den Maßregeln Theil zu nehmen, welche die Würde, das Interesse der drei nordischen Höfe und ihre gegenseitigen Verpflichtungen nöthig machten und forderte den Hof von Stockholm auf, ihr seine Entschließung über diesen wichtigen Umstand mitzutheilen. Statt sich zu bemühen, den wirklichen Sinn der russischen Note zu ergründen und eine ausweichende Antwort zu geben, erinnerte Gustav IV. den Kaiser Alexander an die letzten Verpflichtungen, die sie gegenseitig übernommen und forderte ihn auf, nach diesen Verpflichtungen gleich ihm Alles aufzubieten, um die fran-

*) Note des Herrn Baron von Budberg an den Grafen von Stedingk, den schwedischen Gesandten in Petersburg.

**) Note vom 6. October, von dem Grafen von Romanzow an den schwedischen Gesandten, Grafen von Stedingk, gerichtet. (Memoiren des Feldmarschalls Grafen von Stedingk.)

zösischen Truppen von der Ostsee zu entfernen und den englischen Schiffen von Neuem die deutschen Häfen zu öffnen.

Der Bruch zwischen Rußland und England erfolgte nicht lange nach dem Austausche dieser ersten Noten. Noch immer verrieth nichts in den Worten oder in der Haltung des Kaisers Alexander, daß er die Absicht habe, Finnland anzugreifen. Gleichwohl wurde Alles zu einem nahen Einfalle in diese Provinz vorbereitet. Die Offiziere der Garde waren insgeheim benachrichtiget worden, daß sie sehr bald in's Feld rücken würden. Die Regimenter, welche aus den Grenzprovinzen Finnlands zurückgezogen worden waren, um gegen die Franzosen zu kämpfen, waren dahin zurückgekehrt und man schätzte die Zahl der Truppen, welche in diesem Augenblicke in Ingermanland, Esthland und um die Hauptstadt versammelt waren, auf 60,000 Mann. Endlich brachte die russische Regierung in den befestigten Plätzen und den Grenzstädten Finnlands große Vorräthe von Lebensmitteln zusammen.

Der schwedische Gesandte an dem Hofe von St. Petersburg, Herr von Stedingk, benachrichtigte von Tag zu Tage seinen Souverain von diesen Vorbereitungen und forderte ihn auf, auf seiner Hut zu sein. Aber Gustav achtete nicht auf diese Warnungen und seine Tollkühnheit wuchs mit den Gefahren. Statt an Schlauheit und Verstellung mit dem Kaiser Alexander zu wetteifern, forderte er ihn zuerst heraus. Er schickte ihm beleidigend das große Band des Andreasordens zurück, da er es, wie er sagte, nicht tragen möge, seit es auch Bonaparte erhalten.

Herr von Stedingk sah mit Verzweiflung, wie der König Gustav an dem Untergange seines Hauses ebenso eifrig wie andere an der Erhebung des ihrigen arbeiteten. Am

7. December schrieb er ihm: „Der Gesandte Dänemarks „an diesem Hofe, der Baron von Blom, welcher alle Ge„heimnisse der Franzosen kennt, hat mir unter den größten „Eiden versichert, daß es fest beschlossen sei, uns hier an„zugreifen, wenn wir mit Frankreich nicht Frieden machten. „Er sagte mir auch, Bonaparte habe dem Kaiser Finnland „versprochen, wenn er Ew. Majestät bekriege und dieser „Fürst, wie die Personen, die er vorzugsweise zu Rathe „zieht, wären sehr geneigt zu dieser Erwerbung, weil sie „voraussehen, daß Polen ihnen früher oder später ent„gehen wird...... Man hat die Absicht, auf drei ver„schiedenen Punkten in Finnland einzufallen und wenn der „Krieg unvermeidlich ist, wird es kein Mittel geben, den „Sturm zu beschwören. Schweden wird niemals einen „ungleichern Kampf zu bestehen gehabt haben.“

Alexander zögerte ungemein, sich gegen Schweden zu erklären. Als der General Savary und später Herr von Caulaincourt ihn antrieben und an die in Tilsit übernommenen Verpflichtungen erinnerten, schien er durch Gewissensscrupel gequält und zurückgehalten zu werden; er äußerte den größten Widerwillen, die Waffen gegen seinen Schwager zu ergreifen und suchte es immer mehr in die Ferne hinauszuschieben. „Die strenge Kälte,“ sagte er, „mache es unmöglich, genügende Magazine für den Un„terhalt der Truppen zusammenzubringen. Es fehle dem„nach den Soldaten an Lebensmitteln und den Pferden an „Futter.“

Endlich indeß, als er von uns nochmals gedrängt war, versprach er dem General Burhowden den Befehl zu ertheilen, in Finnland einzurücken. Am 16. Januar 1808 forderte Herr von Romanzow den schwedischen Gesandten förmlich auf, ihm den Entschluß seines Hofes mitzutheilen

und erklärte ihm, daß es dem Kaiser in seiner Lage England gegenüber von großer Wichtigkeit sei, zu wissen, wie er mit dem Könige Gustav stehe.

Die Antwort des Königs kam an, eine energische Weigerung, seine Interessen von denen Englands zu trennen. Herr von Stedingk schrieb in Verzweiflung am 23. Januar an seinen unglücklichen Souverain: „...... Ist Finnland „verloren, so hört Schweden auf ein unabhängiger Staat „zu sein und man wird in Stockholm nie mehr ruhig schla„fen können. Selbst Norwegen wäre eine geringe Ent„schädigung...... Die Gefahr ist im höchsten Grade „drohend und es ist kein Augenblick zu verlieren, einen „entscheidenden Entschluß zu fassen. Wenn Ew. Majestät „entschlossen sind, sich selbst, Ihre Familie und Ihre Staa„ten den Zufällen eines Krieges auszusetzen, bei welchem „die größten Opfer nur dazu dienen werden, ihn zu ver„längern, müssen Sie sich sogleich zu außerordentlichen An„strengungen entschließen und alle erdenklichen Hilfsmittel „aufbieten, um wenigstens nicht ruhmlos zu unterliegen. „Bonaparte, der die Hoffnung aufgiebt, eine Aussöhnung „mit Ew. Majestät zu erlangen und tief durch die Ver„achtung verletzt ist, die Sie ihm zu erkennen geben, will „einen Krieg auf Tod und Leben mit Ihnen führen und „über Ihren Thron verfügen, wie er schon über so viele „andere verfügt hat.“ Nutzlose Bemühungen eines ebenso ergebenen als aufgeklärten Dieners! Die Tugenden Gustavs trugen nebst seinem beschränkten Urtheile dazu bei, sein Verderben zu beschleunigen. Er wies durchaus den Gedanken von sich zurück, daß der Kaiser Alexander ihn bekriegen wolle, um ihn dafür zu strafen, daß er England treu geblieben, das doch kurz vorher ihr gemeinschaftlicher Bundesgenosse gewesen. Er konnte eine solche Ehrlosigkeit

nicht fassen. Uebrigens hatte er sich in die englische Politik zu weit eingelassen, als daß er hätte umkehren können. Sein Entschluß stand unwiderruflich fest. Er war entschlossen, lieber allen Gefahren und jedem Unglücke zu trotzen, als die Interessen Englands aufzugeben. Am 28. Januar 1808 unterzeichnete er einen neuen Allianz- und Subsidienvertrag, welcher ihn vollends in die engste Abhängigkeit von jener Macht brachte.

Der schwedische Gesandte erwartete jeden Tag zu erfahren, daß die russische Armee in Finnland eingerückt sei und fühlte die peinigendsten Besorgnisse. Am 2. Februar hatte er eine Unterredung mit Romanzow und drang in den lebhaftesten, pathetischesten Worten in denselben, sich über die definitiven Absichten des Kaisers zu erklären. Der russische Minister antwortete, die Redlichkeit Sr. Majestät könne nicht in Zweifel gezogen werden. „Dies muß hin„reichen, Sie zu beruhigen," fügte er mit der Miene der Aufrichtigkeit hinzu, „denn kein Angriff würde un„gerechter und den Grundsätzen, welche der „Kaiser während seiner ganzen Regierung kund „gegeben hat, widersprechender sein." In demselben Augenblicke, als diese Worte gesprochen wurden, erhielt der General Burhowden den Befehl, in Finnland einzurücken. Die Russen drangen wirklich am 21. Februar 20,000 Mann stark und in drei Colonnen in diese Provinz ein. Eine 40,000 Mann starke Reserve-Armee lagerte in Ingermanland und Esthland, um eintretenden Falls als Unterstützung zu dienen.

Zur Ehre des Kaisers Alexander hätte man es gewiß lieber gesehen, wenn er sich nach seiner Rückkehr von Tilsit offen und bestimmt gegen den König Gustav ausgesprochen, ihm den ganzen Umfang der Verpflichtungen,

welche er dem Kaiser Napoleon gegenüber übernommen, mitgetheilt und ihn ersucht hätte, ihn nicht in die schreckliche Nothwendigkeit zu versetzen, Krieg mit ihm anzufangen. Sein langes, mit so hinterlistiger Kunst berechnetes Schweigen, seine erheuchelte Unentschlossenheit, seine ebenso erheuchelten Bedenklichkeiten, das Zögern mit der Erklärung und besonders die friedliche und freundschaftliche Sprache seiner Minister, Alles dies täuschte den unglücklichen Gustav, schläferte dessen Wachsamkeit ein und bestärkte ihn im Gefühle seiner Sicherheit. Die Geschichte wird in ihrer Gerechtigkeit die gehässige Doppelzüngigkeit brandmarken, welche einer der mächtigsten Monarchen der Welt gegen einen der schwächsten anwendete, der überdies sein Bundesgenosse und sein Schwager war und dem er nichts weiter vorzuwerfen hatte, als daß er die Eide nicht brach, welche kurz vorher beide mit den Engländern verbunden hatten.

Am 29. Februar erklärte der dänische Hof Schweden förmlich den Krieg, so daß diese Macht gleichzeitig in Osten und in Süden angegriffen wurde. Um so großen Gefahren widerstehen zu können, hätte das Staatsoberhaupt mit unbeugsamer Willenskraft die Kenntnisse und Geschicklichkeit eines großen Feldherrn verbinden müssen. Gustav zeigte dagegen niemals größern Mangel an Voraussicht und Fürsorge. Wie er an die Gefahr nicht geglaubt hatte, so hatte er sich auch nicht zur Vertheidigung gerüstet. Seine 50,000 Mann starke Armee war kriegsgewohnt und vom edelsten Eifer erwärmt. Statt sie nun in zwei Hauptmassen zu theilen und durch die eine Schonen zu schützen, mit der andern Finnland zu vertheidigen, setzte er sich in den Kopf, Norwegen zu erobern, das ihn nicht bedrohete und bestimmte zu dieser ebenso kostspieligen als nutzlosen Opera-

tion 20,000 Mann, welche hingereicht haben würden, die Russen bis zum Frühjahre zurückzuhalten, zu welcher Zeit die von England versprochenen Verstärkungen hätten ankommen können. Die Russen, welche auf ihrem Wege keine Hindernisse trafen, brauchten nur vorzurücken, um sich Finnlands zu bemächtigen. Die Plätze Tawastehuus, Helsingfors, Abo und Sweaborg, welche die Vollwerke des Landes waren, ergaben sich fast ohne Schwerdtstreich. Abo hatte eine Besatzung von 6000 Mann und eine Flotille von 60 Segeln. Mit solchen Widerstandsmitteln hätte sich der Ort lange halten können. Aber der Einfall der Russen hatte überall ein solches Entsetzen verbreitet und die Regierung war bei der Einrichtung der Vertheidigung des Landes so nachlässig zu Werke gegangen, daß der Commandant von Abo von panischem Schrecken ergriffen wurde und den Platz übergab. Die Furcht und die Muthlosigkeit bemächtigten sich auch der Inseln Aland und Gothland, die sich ebenfalls ergaben. (April 1808.)

Der König von Schweden befand sich in Gripsholm, als er die Nachricht von dem Einrücken der Russen in Finnland und von ihren ersten Erfolgen erhielt. Da brach er in den gewaltigsten Zorn und Unwillen aus. Er erließ wie Jemand, der sich hinterlistig verrathen sieht und ohne zu bedenken, was er that, gegen den Kaiser Alexander ein Manifest, in welchem er in den bittersten Ausdrücken die Unredlichkeit dieses Fürsten darstellte. Er hielt sein eigenes Verfahren dem des Czaars entgegen und sagte, Frankreich habe ihm mehrmals den Antrag gemacht, ihm alle von Peter dem Großen Karl XII. abgenommenen Provinzen wieder zu verschaffen, aber er habe diese Anerbietungen stets zurückgewiesen, weil sie den Verpflichtungen widersprochen hätten, die ihn mit Rußland vereinigten und weil er

sich durch ihre Annahme zu entehren geglaubt hätte. Er fügte hinzu, daß er, weil er jener Macht treu geblieben, seine deutschen Provinzen verloren hätte und daß er jetzt von dem Kaiser Alexander angegriffen würde, weil er der Bundesgenosse desselben gewesen. Jedes Wort dieses Manifestes war eine Wahrheit und zugleich ein scharfer Pfeil gegen den Souverain Rußlands. Gustav beschränkte indeß darauf seine Rache nicht. Alexander hatte gegen alle Gesetze der Ehre gehandelt, als er ihn so verrätherisch angriff und er verletzte deshalb seinerseits den heiligen Character, mit welchem der Gesandte Rußlands an seinem Hofe bekleidet war. Am 3. März ließ er den Herrn von Alopeus verhaften und alle Papiere desselben in Beschlag nehmen.

Rußland hatte auch nicht den geringsten Vorwand zur Rechtfertigung der Eroberung Finnlands und das gewaltsame Verfahren des Königs von Schweden kam ihm recht gelegen, um als Entschuldigung zu dienen. Es erschien am 24. März eine Erklärung, welche die Unzufriedenheit Sr. kaiserl. Majestät über die Beleidigung der Würde seiner Krone aussprach. „Der Kaiser," sagte Herr von Romanzow, „zeigt nun allen Mächten an, daß er von diesem „Augenblicke Finnland, welches bis jetzt für schwedisch ge„golten hat und das seine Truppen nach verschiedenen Käm„pfen besetzen konnten, für eine durch seine Waffen eroberte „Provinz ansieht und es für immer mit seinem Reiche ver„einiget." Die Entschuldigung war des Attentates würdig.

Die Pforte hatte ein vollkommenes Erkennen ihrer wirklichen Interessen bei der Krisis nach dem Abschlusse des Vertrags von Tilsit gezeigt. Sie hatte sich nicht begnügt, unsere Vermittelung anzunehmen, sondern auch mit der gewissenhaftesten Treue die Verpflichtungen erfüllt, welche

ihr die Uebereinkunft von Solobosa auflegte. Sie hatte in der durch jenen Vertrag vorgeschriebenen Zeit das ganze Gebiet der Moldau und Walachei geräumt und ihre Truppen auf das rechte Ufer der Donau zurückgezogen. Rußland dagegen war ganz anders verfahren. Unter dem Vorwande, daß ihm seine Würde nicht erlaube, in den Art. IX. des Vertrags, welcher das Ende des Waffenstillstandes bis zum 21. März hinausrückte und in den Art. IV. zu willigen, welcher ihm aufgab, die Kriegsschiffe und die Gefangenen, die in seine Hände gefallen, zurückzugeben, hatte es den General Michelson desavouirt, sich geweigert, die Uebereinkunft von Solobosa zu ratifiziren und seinen Truppen, welche bereits den Rückzug begonnen hatten, befohlen, alle Stellungen am linken Donauufer wieder einzunehmen.

Eine so schwere Verletzung des Vertrags von Tilsit hätte hinreichen können, das gute Vernehmen zwischen den Kaisern von Frankreich und Rußland zu zerstören, aber Napoleon war nicht gewissenhafter gewesen als Alexander; auch er hatte sich den in Tilsit übernommenen Verpflichtungen entzogen und wenn auch nicht buchstäblich, doch gewiß im Geiste, eine Grundbestimmung des Vertrags vom 7. Juli verletzt.

Fünf Tage nach dem Abschlusse des Friedensvertrags zwischen Rußland und Frankreich, am 12. Juli, hatten die Marschälle Berthier und Kalkreuth ein Uebereinkommen unterzeichnet, daß die Art der Räumung der preußischen Provinzen regeln sollte. Darnach sollten alle diese Provinzen am 1. October 1807 geräumt sein mit Ausnahme von Stettin, das eine französische Garnison von 6000 Mann behalten sollte. Aber die Räumung sollte nur dann erfolgen (Art. IV.), wenn die dem Lande auferlegte Kriegssteuer

vollkommen abgetragen wäre oder die preußische Regierung genügende Bürgschaften für die Bezahlung gegeben habe. Frankreich verlangte die ungeheuere Summe von 150 Millionen und Preußen wollte sie auf die lächerliche von neunzehn Millionen herabsetzen. Eine Vereinbarung zwischen diesen beiden Extremen war nicht möglich. Napoleon wußte recht gut, daß Preußen, das sechs Monate lang unsere Heere genährt und überdies die Hälfte des Gebietes verloren hatte, nicht im Stande war in kurzer Zeit diese hundertundfunfzig Millionen zu zahlen. Er verlangte sie auch blos um einen annehmlichen Vorwand zu haben, die Besetzung des Gebietes auf unbestimmte Zeit fortdauern zu lassen. Viele Gründe veranlaßten ihn so zu handeln. Er unterhielt seine Armeen auf Kosten eines Feindeslandes, er beaufsichtigte die Ausführung seiner Verbote gegen die englischen Waaren in allen Häfen der Ostsee, er lastete auf Oesterreich, wirkte selbst auf Rußland und setzte sich in Stand, entweder die Theilung der Türkei zu hindern, wenn sie seinen Interessen nicht entsprach, oder eintretenden Falles mit seiner Allmacht bei der Vertheilung dieser reichen Beute einzuschreiten. Statt also über den Bruch des Vertrags durch Rußland sich zu erzürnen, empfand er eine heimliche Freude darüber. Das Unrecht seines Verbündeten rechtfertigte das seinige. Der verlängerte Aufenthalt der Russen in der Moldau und Walachei gab ihm das Recht, seiner Seits die Besetzung der preußischen Provinzen länger fortdauern zu lassen.

Dieser Zustand brachte den König und die Königin von Preußen zur Verzweiflung. Nur eine Stütze hatten sie noch, den Kaiser Alexander. Von Memel aus, wohin sie sich geflüchtet hatten, schrieben sie häufig an ihn und beschwuren ihn Frankreich zu veranlassen, daß es seine Armeen

über die Elbe zurückziehe. Alle diese mit der Beredtsamkeit des Schmerzes geschriebenen Briefe waren herzzerreißend; sie verfolgten den Kaiser Alexander wie Gewissensbisse und erfüllten ihn mit Unruhe. Die Sicherheit seines Reiches war nicht minder als seine persönliche Ehre bei der schnellen Befreiung Preußens betheiliget. Er wollte nicht zugeben, daß die geringste Aehnlichkeit zwischen der Besetzung der Moldau und Walachei durch seine Truppen und jener der preußischen Provinzen durch die französischen Truppen bestehe. „Indem er die beiden griechischen Provinzen besetzt halte," sagte er, „bereite er sich vor die Versprechungen zu verwirklichen, die ihm sein Verbündeter in Tilsit gegeben; Frankreich aber handele gegen seine heiligsten Verpflichtungen, wenn es sich weigere die preußischen Provinzen zu räumen. Hieß es einem schon so grausam behandelten Feinde die Wohlthaten des Friedens gewähren, wenn man fortwährend ihn drücke und eine Armee von zweimalhunderttausend Mann auf seine Kosten leben lasse?"

Der russische Gesandte in Paris, der Graf von Tolstoi, erhielt Befehl in den bestimmtesten Ausdrücken die unmittelbare Räumung zu verlangen.*)

Napoleon hatte für sich den Buchstaben der Verträge und war zu gewandt, als daß er davon nicht hätte Vortheil ziehen sollen. Er ließ antworten**), daß er sich zu dieser Räumung nicht verpflichtet halte. „Der Kaiser Alexander solle sich erinnern, daß absichtlich der Zeitpunkt

*) Depesche des Herrn von Champagny an den General Savary aus Fontainebleau vom 8. October 1807.

**) Depesche des Herrn von Champagny an den General Savary aus Fontainebleau vom 13. October 1807.

für die preußischen Provinzen nicht so wie für die Moldau und Walachei festgesetzt worden sei. Der Zeitpunkt sei durch den Vertrag von Solobosa bestimmt worden, während Preußen nur nach Bezahlung der Kriegssteuer geräumt werden sollte. Dieß sei noch nicht erfolgt. Die Russen handelten durch die Nichträumung der türkischen Provinzen gegen eine wirkliche Verpflichtung; die Franzosen machten nur von einem unbestreitbaren Rechte Gebrauch, wenn sie die preußischen Provinzen noch besetzt hielten.''

Die Leidenschaft, welche den Kaiser Alexander beherrschte, verrieth sich; er legte offenbar nur deshalb so großen Werth auf die verlängerte Besetzung der Moldau und Walachei, um den Krieg sofort nach Ablauf des Waffenstillstandes neu beginnen zu können und einen Vorwand zu haben gegen Constantinopel zu rücken. Er war in jedem Falle entschlossen den Frieden nur zu unterzeichnen, wenn die Pforte ihm die Moldau und Walachei abtrete. Der Kaiser Napoleon hatte dem Kaiser Alexander wirklich versprochen an der Theilung der türkischen Provinzen Europa's Antheil zu nehmen, aber in seinen Gedanken war diese Theilung nur eine Hypothese, deren Verwirklichung erst nach einer bestimmten Reihe von Begebenheiten erfolgen konnte. Im Grunde rechnete er wohl darauf, daß diese Ereignisse nicht eintreten würden und daß er also die in Tilsit gegebenen Versprechungen nicht zu halten brauchte. Für den Augenblick entsprach die Theilung der Türkei keineswegs seinen Wünschen, weil Rußland und England allein im Stande waren, große Stücke bei dieser Theilung sich zu sichern. Er fühlte indeß, daß es ihm unmöglich sein würde, den Ehrgeiz seines Verbündeten lange zu zügeln und daß er ihm früher oder später, um ihn zu befriedigen, die Moldau und Walachei würde überlassen müssen; er

war darauf gefaßt, aber er meinte, wenn Rußland sich an der Donau vergrößerte, hätte Frankreich das Recht sich ebenfalls zu vergrößern. Er wußte schon, wo er sich entschädigen könnte.

Sein Haß gegen Preußen schien in seinen Siegen eine neue Nahrung gefunden zu haben. Jeden Tag und bei jeder Gelegenheit gab er sich schrecklich und unversöhnlich zu erkennen. Seit er aus Haß die preußische Monarchie gestürzt hatte, erkannte er das Ziel nicht mehr deutlich, nach dem er hinging und er irrte in einer unklaren Politik umher. Er mußte nothwendig von tiefer Trauer ergriffen werden, wenn er seinen Blick nach der dunkeln Zukunft wendete und sich vergeblich bemühete, das Ende so vieler Anstrengungen und Kämpfe zu finden. Die Schwäche Friedrich Wilhelms und der Einfluß einer leichtsinnigen Königin ohne großes Wissen, aber mit edelm Herzen, die durch neidische Leidenschaften auf Irrwege geführt worden, hatten Alles dieß bewirkt und er konnte ihnen nicht verzeihen. In Dresden nach der Rückkehr von Tilsit hatten sich zwei preußische Deputationen eingefunden, eine von der Stadt Berlin, eine andere von den Ständen Brandenburgs. „Ich weiß nicht," sagte er zu ihnen, „was für „ein Mann Ihr König ist; ich hätte ihn entthront, wenn „der Kaiser von Rußland noch drei Tage zögerte Frieden „zu schließen. Mehr als zehn Mal habe ich ihm einen „ehrenvollen Frieden angeboten; ich wollte ihn in seine „Hauptstadt zurückführen, aber er zog es vor der Adjutant „des Kaisers von Rußland zu sein und sich den Kosaken „in die Arme zu werfen. Es liegt mir ob, Ihrem Könige „die Mittel zu nehmen, mich in einem halben Jahre zu „bekriegen, denn ich zweifle nicht, daß er am Ende wieder „Thorheiten begeht. Ihr König ist schlecht berathen ge-

„wesen; er hat nie ein festes System gehabt; als ich ihn „für meinen Freund hielt, unterstützte er mich nicht. Ich „zog es also vor ihn zum Feinde zu haben; dann weiß „ich, was ich zu thun habe.“

Diese so bittern Worte bewiesen, daß die Leidenschaft, welche ihn gegen Friedrich Wilhelm bewaffnet hatte, im Herzen Napoleons auch im Siege nicht erloschen und daß der Friede, den er unterzeichnet hatte, nicht aufrichtig gemeint war. Wenn er, wie es ihm eine weise und erhabene Politik gebot, die Großherzigkeit gehabt hätte Preußen in seiner frühern Macht wiederherzustellen, würde er unvergängliche Ansprüche auf den Dank und die Ergebenheit desselben erworben haben. Aber gehässig und ein Fehler war es, Preußen halb zu vernichten, es mit Demüthigungen und Beleidigungen zu überschütten und ihm doch so viel Macht zu lassen, daß es bei der ersten günstigen Gelegenheit sich regen und rächen konnte. Napoleon fühlte es auch und er sehnte sich die Zugeständnisse zurückzunehmen, welche ihm die Thränen der Königin Louise und die Bitten des Kaisers Alexander entrissen hatten; er wollte Preußen in eine solche Lage bringen, daß ihm nicht einmal die Rache mehr möglich sei, seine Bestandtheile zerstückeln und auf den Trümmern das Haus Sachsen groß machen. Rußland strebte nach der Moldau und Walachei; gut; er wollte ihm die Interessen der Türkei opfern, dafür mußte ihm aber Alexander die Interessen Preußens opfern. Der Theil, welchen Napoleon Preußen namentlich zu entreißen wünschte, war Schlesien und diese Provinz gedachte er Sachsen zu geben. Herr von Champagny schrieb am 12. November an Herrn von Caulaincourt: „allem Anscheine nach hat Rußland „Absichten auf die Moldau und Walachei. Der Kaiser „Napoleon ist nicht geradezu dagegen; in gewisser Hinsicht

„können dadurch seine Interessen gefördert werden, weil er „das Recht erhält als Entschädigung die Aufgabe eines „Theils der preußischen Provinzen zu verlangen. Durch „eine solche noch ansehnlichere Schwächung jener Monar„chie würde das Föderativsystem Frankreichs noch mehr be„festiget werden. Der Verbündete Frankreichs und der „Verbündete Rußlands würde hiernach gleich verlieren und „beide kämen von dem Zustande herab, in welchem sie der „Vertrag von Tilsit gelassen hat. Preußen würde aller„dings nur noch zwei Millionen Einwohner haben; reichen „diese aber zum Glücke der königlichen Familie nicht hin?"

Der Minister sah voraus, daß Rußland sowohl um Preußen zu retten, als um die Theilung des ottomanischen Reiches zu beschleunigen, uns vorschlagen würde, unsere Entschädigungen in Bosnien und Albanien zu nehmen. Aber diese Entschädigungen wies er zurück. „Man müßte," sagte er, „Bosnien und Albanien erobern, was wir nicht „wollen. Die Vernichtung des türkischen Reiches müßte „die nothwendige Folge sein, diese Vernichtung muß aber „bis zu dem Augenblicke hinausgeschoben werden, in welchem „die Vertheilung dieser großen Trümmern in einer für die „beiden Reiche vortheilhafteren Weise geschehen kann und „sie nicht zu fürchten brauchen, daß eine andere Macht, „die jetzt ihnen feindlich gegenübersteht, sich die besten „Stücke zueignet, Aegypten nämlich und die Inseln des Archi„pels. Der Kaiser hegt in diesem Augenblick den Wunsch, „daß das ottomanische Reich in seinem jetzigen Bestande „bleibe und in Frieden mit Frankreich und Rußland lebe."

Alexander erwartete den Antrag seines Verbündeten nicht und wurde durch denselben ebenso sehr betrübt als überrascht. Frankreich hatte in Folge seiner dringenden Bitten Friedrich Wilhelm den Thron und die Hälfte seiner Staa-

ten zurückgegeben. Konnte er nun ohne sich zu entehren einen unglücklichen Freund dem Hasse Napoleons preisgeben, aus Habsucht preisgeben, um sich selbst in der Türkei zu vergrößern? Was würde die Welt, was die Nachwelt zu einer so schmachvollen Aufopferung sagen? So sollte der Besitz der Moldau und Walachei wie der von Bialystock und von Finnland der Lohn der Undankbarkeit und des Verrathes sein? Uebrigens lag Rußland sehr viel an der Erhaltung Preußens, selbst in der damaligen beschränkten Ausdehnung. War Preußen vernichtet, so blieb Rußland blosgestellt und der Berührung mit der französischen Macht ausgesetzt; es gab kein Gleichgewicht mehr zwischen den beiden Reichen; Frankreich wurde zu stark. Napoleon wollte Schlesien nur haben, um es an Sachsen zu geben. Er hatte dieser Krone bereits das Herzogthum Warschau gegeben und so viele Gunstbezeugungen ließen sich nicht durch Dankbarkeit allein erklären. Sie deuteten von Seiten dieses Fürsten auf den Plan, im Norden Deutschlands eine neue Macht an die Stelle der preußischen Monarchie treten zu lassen, vielleicht sogar Polen wieder herzustellen. Die Ausführung solcher Pläne konnte Rußland um keinen Preis gestatten. Der Kaiser Alexander sprach sich auch sehr bestimmt darüber gegen den General Savary aus. „Er rechne," sagte er*), „zu sehr auf die Treue seines Verbündeten, als daß er glauben könnte, er denke ernstlich an die Zerstückelung Preußens. Er sei bereit den Hoffnungen zu entsagen, welche ihm der Vertrag von Tilsit gebe, wenn das künftige Schicksal der Moldau und Walachei mit dem der preußischen Pro-

*) Depesche des General Savary aus St. Petersburg vom 6. December 1807.

vinzen in Verbindung gebracht werden sollte und er wollte lieber die griechischen Provinzen nicht besitzen als zugeben, daß Preußen ein einziges Dorf entzogen werde."

Die einstweilige Sendung des Generals Savary ging zu Ende; er wurde durch Herrn von Caulaincourt ersetzt. Unter der Menge berühmter Personen, welche die Zierde des kaiserlichen Hofes gewesen sind, zeichnete sich Caulaincourt durch außerordentliches Zartgefühl, unbeugsame Rechtlichkeit und erhabenen Character aus. In jener Zeit, in welcher Alle, geblendet durch die Größe und das Genie des Souverains, nur sich niederzuwerfen, zu schmeicheln und zu gehorchen verstanden, wußte Caulaincourt die Unterwürfigkeit eines Unterthanen stets mit der Würde seines Gewissens und der Unabhängigkeit seiner Meinungen zu vereinigen; nie machte er sich zum Hofmann, um sein Glück zu machen. Deshalb besonders hat er das Vertrauen des Kaisers verdient und bis zuletzt behalten. Manche Männer hat Napoleon mehr geliebt als Caulaincourt, aber keinen beehrte er mit höherer Achtung. Caulaincourt besaß einen klaren, festen, umfassenden Geist und war den größten Angelegenheiten gewachsen. Seine ganze Persönlichkeit zeichnete sich durch etwas Vornehmes aus, wenn auch durch nichts Hofmännisches. Seine Höflichkeit war kalt, seine Haltung ernst und streng und nie konnte er sich ganz einer gewissen militärischen Steife entwöhnen, welche von der anmuthigen Nachlässigkeit des Kaisers Alexanders so sehr abstach. Der General Savary besaß durchaus das würdevolle, noble Wesen des Herrn von Caulaincourt nicht, dagegen aber in weit höherm Grade die Geschmeidigkeit und Schlauheit, die der haben mußte, welcher sich mit dem vorsichtigen und schlauen Kaiser von Rußland messen wollte.

Die Wahl des neuen Gesandten machte einen unan-

genehmen Eindruck in den höhern Kreisen Petersburgs*). Man wußte zwar nicht genau, welchen Antheil er an der Sache von Ettenheim genommen habe, aber man wußte, daß er einen geheimen Auftrag gehabt hatte. Man sagte deshalb, er sei von dem ersten Consul beauftragt gewesen, die Verhaftung und Hinwegführung des Herzogs von Enghien zu leiten. Man empfand Unwillen darüber, daß Napoleon es wage, die Mißachtung aller Schicklichkeit so weit zu treiben, um sich an dem Hofe des Kaisers Alexander nach einander durch die beiden Männer vertreten zu lassen, welche die Werkzeuge seiner grausamen Politik gegen den unglücklichen Prinzen gewesen waren. Der General Savary bemühte sich mit der redlichsten Uneigennützigkeit die Vorurtheile zu beseitigen, welche dem Gelingen der Sendung seines Nachfolgers hinderlich sein konnten. Herr von Caulaincourt, der gewöhnlich so stolz und würdevoll war, zeigte bei seiner Ankunft in Petersburg eine seltsame Ungeduld die Anklage von sich abzuwälzen als habe er die gehässige Rolle, die man ihm zuschrieb, in der Ettenheimer Sache gespielt. In einem vertraulichen Schreiben, das er an den Kaiser Alexander richtete, stellte er die Wahrheit der Thatsachen dar und bewies, daß er nur einen untergeordneten und indirecten Antheil an der Verhaftung des Herzogs von Enghien gehabt

*) „Nicht Herr von Laforest wird als französischer Gesandter hierher kommen, sondern Herr von Caulaincourt wird sehr bald erwartet. Diese Ernennung hat Jedermann verletzt und Herr Savary bietet vergeblich Alles auf, um die Schuld von allem Unrecht, das man ihm zuschreibt, von ihm zu nehmen. Bonaparte scheint demnach seinem Systeme treu zubleiben, die Souveraine zu erniedrigen, die er noch nicht unterworfen hat." Brief des Herrn von Stedingk an den König von Schweden, Petersburg d... 1807. (Mémoires de Stedingk, 2. vol. p. 387.)

habe. Ohne Zweifel war es für die Interessen Napoleons von großer Wichtigkeit, daß der Mann, welcher ihn an dem Hofe von Petersburg vertreten sollte, in der hohen Achtung erscheine, welche nur einem untadeligen Leben gebührt; aber der Gesandte Frankreichs hatte über sein früheres Verhalten dem Kaiser von Rußland keine Rechenschaft abzulegen, wie dieser kein Recht hatte eine solche von dem französischen Gesandten zu verlangen. Der Brief Caulaincourts war ein Fehler. Er brachte ihn gleich anfangs in eine gedrückte Stellung, welche der Kaiser von Rußland bald genug zu benutzen wußte. Er stellte sich als sei er außerordentlich gerührt von dem Schritte Caulaincourts. Als er in seiner Antwort auf die Ettenheimer Sache anspielte, sagte er, er schätze sich glücklich zu erfahren, daß er an jener schrecklichen Sache keinen Antheil gehabt habe. Er benutzte jene erste Mittheilung, um den Gesandten zu umschlingen, das Vertrauen desselben zu erlangen und mit ihm in ein ganz vertrautes persönliches Verhältniß zu treten. Er bewies Herrn von Caulaincourt tausend Aufmerksamkeiten, als fühle er sich mit einem Male ganz besonders zu ihm hingezogen; es verging kein Tag, an welchem er kein neues Mittel ersann ihm etwas Angenehmes zu erzeigen; er wurde sein Freund, sein Rathgeber, bisweilen sogar der Gefährte seiner Vergnügungen; er theilte ihm selbst die tiefsten Geheimnisse seiner Familie mit. Herr von Caulaincourt hätte sich fragen sollen, ob nicht diese Schmeicheleien und Liebkosungen die Folgen eines im voraus berechneten Planes wären; er sagte sich nicht, daß Alexander alle diese Aeußerungen so warmer Zuneigung bereits gegen Napoleon einige Tage nach der Schlacht von Friedland und später gegen Savary angewendet habe; er war schutzlos gegen die Verführung

des jungen Kaisers; allmälig gerieth er unter den Zauber und wurde der Freund und Vertraute eines Fürsten, gegen den er fortwährend hätte auf der Hut sein sollen. Sein Urtheil über Menschen und Dinge mußte dadurch wesentlich berührt werden.

Alexander leitete wie Napoleon persönlich die Politik seines Cabinets und stand in directer Verbindung mit den fremden Gesandten. Bei den Verhandlungen über wichtige Angelegenheiten gab er Beweise von einer Gewandtheit, einer Redekunst und scharfsinnigen Darstellungsgabe, die ihn den klügsten und geschicktesten Unterhändlern in Europa gleichstellten.

Kaum hatte Caulaincourt von seiner Gesandtschaft Besitz genommen, als der Kaiser Alexander geradezu auf die preußische und türkische Frage einging und zu ihm sagte:*) „Der Kaiser Napoleon hat gegen Tolstoi von Preußen ge„sprochen; das hat mir leid gethan. Savary wird Ihnen „gesagt haben, daß nie davon die Rede gewesen ist, Preu„ßen als Entschädigung für die türkische Sache gelten „zu lassen. Der Kaiser Napoleon hat in Tilsit zuerst über „die Moldau und Walachei, sowie über einen andern Theil „der Türkei gesprochen. Kein Wort aber ist gesagt wor„den, nach welchem man hätte abnehmen können, das un„glückliche Preußen sollte als Ausgleichung für ein Arran„gement dienen, das die Anarchie und die Revolutionen „der beiden Provinzen durchaus nöthig machen, mehr noch „als das Interesse Rußlands. Ich kann nicht einwilligen „den Besitz eines unglücklichen Fürsten zu theilen, den der „Kaiser Napoleon aus Rücksicht auf mich, wie er im An-

*) Depesche des Herrn von Caulaincourt aus Petersburg vom 17. und 19. December 1807.

„gesichts Frankreichs und Europa's erklärt, wieder auf den „Thron gesetzt hat. Der König Friedrich Wilhelm kann „durchaus nicht aufhören mein Verbündeter zu sein, bis er „Alles erhalten hat, was ihm der Friede zugesprochen.“ Herr von Caulaincourt antwortete, dasselbe Interesse, welches Rußland an Preußen habe, müßten wir für die Türkei haben; wenn wir uns bestimmen ließen diesen ehemaligen Verbündeten zu opfern, so geschähe es nur, weil wir Rußland gefällig sein wollten und wir erlangten dadurch das Recht dafür von Rußland zu verlangen, daß es uns die preußischen Provinzen opfere. Da kam der Kaiser Alexander von Neuem auf die ihm in Tilsit gemachten Versprechungen zurück und sagte: „ich kann in ein Arrange„ment nicht eingehen, von dem zwischen dem Kaiser Napo„leon und mir nie die Rede gewesen ist und das einen „Fürsten berauben würde, der schon so viel verloren hat. „Möge er in Besitz von allem dem gesetzt werden, was „ihm der Vertrag zurückgiebt, dann geschehe was Gott „will.“

Napoleon ließ sich dadurch nicht erschüttern. Er war entschlossen, Rußland nicht zu gestatten, an der untern Donau sich auszudehnen, wenn es ihm nicht erlaube Schlesien zu nehmen. Er verlangte dies ohne eben große Hoffnung zu haben es zu erlangen; aber was sollte die Folge davon sein? Daß die Russen die beiden griechischen Provinzen und die Franzosen die preußischen besetzt hielten. Die Verlängerung dieses Zustandes lag ganz in seinem Plane. „Die gegenwärtige Lage,“ schrieb Herr von Champagny am 12. Januar 1808 an Herrn von Caulaincourt, „sagt „dem Kaiser zu und es drängt ihn nichts sie zu ändern. „Es ist deshalb auch die Entschließung des Hofes von St. „Petersburg nicht zu beschleunigen, besonders wenn die-

„selbe den Wünschen des Kaisers nicht entsprechend aus-
„fallen sollte. Die Räumung Preußens hängt nicht blos
„von der Zahlung des Geldes ab, welches es Frankreich
„schuldig ist; es ist leicht geworden, ein Abkommen darü-
„ber zu treffen; es ist aber schwer, dieses Land zu räu-
„men, ehe Alles zwischen Frankreich und Rußland geregelt
„ist und vor dem Frieden mit England. Der Seekrieg
„zwingt den Kaiser, Herr des Festlandes zu
„bleiben und er kann es nur bleiben, wenn
„seine Armee in Preußen ist; dies für Sie
„allein." Napoleon war weit weniger, als man es
geglaubt hat, von der Allianz von Tilsit entzückt. Wenn
er auch nicht gerade an der Aufrichtigkeit Alexanders zwei-
felte, so war er doch auf seiner Hut vor der Stimmung
des russischen Cabinets und des russischen Volkes. Er
fürchtete, daß der Kaiser trotz seinen persönlichen Gesin-
nungen genöthiget werden könnte, den Vorurtheilen und
Interessen seines Adels nachzugeben und daß Frankreich
und Rußland wieder Feinde würden, ehe vielleicht viele
Jahre vergingen. In einem Briefe vom 29. Januar fragte
Herr von Champagny Herrn von Caulaincourt, ob der be-
stehende Zustand der Dinge wohl von Dauer sein und der
Kaiser Alexander, ohne eine Revolution im Lande fürchten
zu müssen, nur bis zum nächsten Winter das in Tilsit be-
gründete System aufrecht erhalten könnte. „Das Bünd-
„niß Rußlands und die Sicherheit des Thrones Alexanders
„ist sehr theuer erkauft," sagte er, „wenn sie durch die
„Eroberung der Moldau und Walachei oder durch die
„Theilung der Türkei bezahlt werden sollen." War es
bei dieser Befürchtung klug, eine so gefährliche Waffe wie
Preußen in den Händen Rußlands zu lassen?

Man hatte nach einander Schlag auf Schlag in Peters-

burg den Sturz des Thrones von Etrurien, den Einfall in Portugal, die Besitznahme der festen Plätze Spaniens und endlich die Besetzung Roms durch unsere Truppen erfahren und sich ganz gleichgültig bei allen diesen Begebenheiten gestellt, ja bei dem Einzuge unserer Truppen in Lissabon fast gejubelt, weil sie da die Flotte Siniawins schützen konnten. „Thun Sie etwas für den Kaiser,“ sagte Romanzow zu Caulaincourt, „und Jedermann hier wird französirt sein. Sie „können keinen treuern Bundesgenossen haben. Sie sehen, „wie wenig Gewicht wir auf das legen, was in Italien, „in Portugal und an der spanischen Grenze vorgeht.“

In Tilsit hatten die beiden Kaiser eine Militärexpedition nach Indien besprochen. Als der Kaiser Alexander in seine Hauptstadt zurückgekommen war, dachte er oftmals an diesen großartigen Plan und sprach gern mit Caulaincourt davon. Es schien sich also noch keine Spur einer Erkaltung in den Verhältnissen der beiden Kaiser zu einander zu zeigen; sie waren, dem Anscheine nach, noch so vertraut und einig wie an dem Tage ihrer Trennung in Tilsit. Im Grunde aber war man in Petersburg gar nicht zufrieden und die Haltung Napoleons in den preußischen und türkischen Angelegenheiten fing an Verdruß zu erregen. Man war sehr stolz; man sah, daß das Oberhaupt Frankreichs überall Zweige seiner ungeheuern Macht trieb, daß er Throne und Dynastien stürzte, die Mißtrauen in ihm erregten und in alle Länder einfiel, die ihm zusagten und man hielt es für seltsam, daß er seinem Verbündeten das Recht streitig mache, seiner Seits das zu behalten, was ihm von Nutzen sein könnte. Nicht blos die unzufriedenen unruhigen Geister klagten, sondern selbst die wärmsten Anhänger der Allianz, wie Romanzow und der Kaiser selbst. Dieser Fürst fühlte, daß nur ein offenbarer Vortheil, eine glän-

zende Erwerbung den Nationalstolz trösten und ihn selbst in der Achtung seines Volkes wieder heben, sowie das Bündniß mit Napoleon rechtfertigen könnte. Er hielt an diesem Bündnisse so fest, nur weil er eine bedeutende Vergrößerung im Oriente davon erwartete. „Ich zweifele an „den Absichten des Kaisers nicht," sagte er zu Caulaincourt*); aber es muß etwas geschehen, um der Nation „und der Armee zu beweisen, daß unser Bündniß nicht „blos zu Ihrem Vortheile ist. Dem Kaiser liegt nicht so „sehr viel an dem Bestehen der Türkei, wie er mir in „Tilsit erklärt hat. Er selbst hat unsern Antheil und den „seinigen bestimmt. Etwas für Oesterreich, mehr um die „Eitelkeit als den Ehrgeiz desselben zu befriedigen. Was „die für Frankreich zu bewirkende Eroberung betrifft, so „sind meine Truppen bereit, sobald der Kaiser wieder auf „seine erste Absicht zurückkommt." — An einem andern Tage sagte er ferner**): „Davoust ist in Warschau; dies „und Schlesien bedroht die Ruhe dieses Landes zu sehr. „Ich habe alles Vertrauen zu dem Kaiser Napoleon, aber „ich kann es nicht auch Andern einflößen. Man wird hier „besorgt. Meine erste Pflicht ist vorsichtig zu sein. Ich „wünsche, daß das Bündniß von Dauer sei und will keinen Vorwand zu einem Wechsel des Systems geben. Der „Kaiser kann eine reiche Entschädigung in Etrurien oder „in Portugal nehmen." Da der Gesandte antwortete, dies sei so gut als eine Entschädigung in Amerika und Schlesien allein könne eine uns genügende Entschädigung sein, entgegnete der Kaiser, daß die Oder eine furchtbare Grenze für Frankreich werden würde und daß Friedrich von da

*) Depesche Caulaincourts vom 19. December 1807.
**) Depesche Caulaincourts vom 15. Februar 1808.

ausgegangen wäre, um Rußland anzugreifen. Alexander strengte sich an, um eine Entschädigung auszusinnen, die uns zu sagen könnte. „Und Oesterreich?“ sagte er*); „ließe sich nicht ein Abkommen mit ihm treffen, so daß „man Böhmen nähme und ihm in Italien etwas dafür „gäbe?“ Er wiederholte, daß er ohne Besorgniß die Vergrößerungen Frankreichs sehe, wenn sie nur nicht so nahe an seinen Grenzen wären, wie Schlesien und daß er die Moldau und Walachei nur zu dem Zwecke wünsche, das in Tilsit begründete System zu befestigen und das französische Bündniß populär zu machen. „Die Türken würden „mir die Provinzen schon abgetreten haben,“ setzte er hinzu, „wenn ich sie nicht von Ihnen haben wollte.“ Aber Napoleon war unerschütterlich entschlossen, aus dem Kreise nicht herauszutreten, in welchen er die Verhandlungen gebracht hatte. Er drückte mit seiner mächtigen Hand die ehrgeizigen Regungen seines Verbündeten nieder, hielt ihn festgeknebelt in den Banden des Vertrags von Tilsit, machte es ihm zwar leicht, sie zu zerreißen, aber nur unter der Bedingung, daß er seinerseits sie zerreißen dürfe und daß Frankreich Schlesien erhalte, wenn Rußland die Moldau und Walachei nehme.

Diese so feste und geschlossene Beweisführung brachte den Kaiser Alexander zur Verzweiflung; er rief aus: „ich „sehe mit Schmerz, der Kaiser Napoleon ist nicht mehr, „wie er in Tilsit war. Wenige Monate haben hingereicht, „ihn zu verändern; er will feierlich mit mir eingegangene „Verpflichtungen brechen.“

Im Grunde fing Alexander an nachzugeben; unmerklich verminderten sich die Gewissensbedenklichkeiten und er ge-

---

*) Depesche vom 22. Februar.

wöhnte sich an den Gedanken, uns eine Entschädigung in Preußen nehmen zu sehen. Nur bestand er darauf, daß diese Entschädigung nicht Schlesien sei und daß Friedrich Wilhelm für das entschädiget werde, was er verliere.

Ein großes Ereigniß, die Eroberung von Finnland, die zwar noch nicht vollendet, aber dem Prinzipe nach gut geheißen und dem ganzen Reiche angekündiget war, verbesserte unsere Lage merklich in Petersburg. Seit drei Monaten hörte dieser Hof nicht auf, uns die Opfer aufzuzählen, welche er dem Bündnisse bringe und beklagte sich, daß so viel Treue nichts als Undank finde. Wir hatten das Recht zu hoffen, daß die Erwerbung Finnlands diesen Beschwerden und Klagen ein Ende machen würde. Einer der schönsten Träume Katharina's war verwirklichet. Es war keine ferne und unbedeutende Erwerbung mehr. Einem glücklichen Ausdrucke Alexanders zufolge hatte sich Rußland von dem geographischen Feinde befreit. Finnland wurde ein Bollwerk, statt daß es bisher eine stets drohende Gefahr für die Hauptstadt gewesen war; es vervollständigte nach der Ostsee zu das Territorialsystem des Reiches. Schweden, das diese Provinz verlor, hörte auf unter die wahrhaft unabhängigen Mächte zu gehören; die Russen brauchten nur noch ihre Schiffe zu besteigen, um dasselbe in der entblößten Hauptstadt selbst zu treffen. Finnland war überdies an sich selbst eine werthvolle Erwerbung; es hatte eine Million Einwohner und war eine Pflanzschule trefflicher Seeleute. Das mit Wäldern und Seen bedeckte Land war reich an Schiffbauholz und einträglichen Fischereien. Dem Bündnisse von Tilsit verdankte Rußland eine solche Erwerbung. In Petersburg schätzte man sie nach ihrem Werthe, in unsern Augen aber thaten die Minister, als schlügen sie dieselbe zu niedrig an. Romanzow sprach nur

mit geringschätziger Gleichgiltigkeit davon. „Wir haben damit nichts als Einöde und Seen gewonnen,“ sagte er. Alle Gedanken des russischen Cabinets und des Kaisers blieben nach dem Oriente gerichtet. Die Moldau und Walachei allein schien ihnen genügen zu können. Diese wollten sie durchaus dem Reiche einverleiben. Ohne es offen zu sagen, gaben sie uns zu verstehen, daß die Befestigung und die Dauer des Bündnisses von Tilsit von diesem Preise abhingen.

Der verlängerte Aufenthalt der Russen in den griechischen Provinzen erregte in Constantinopel ebenso große Verwunderung als Besorgniß. Die Pforte wußte nicht, wie sie eine so offene Verletzung der Uebereinkunft von Solobosa mit der Vermittlerrolle vereinigen sollte, die der Kaiser Napoleon übernommen hatte. Sie hatte diesem unbegrenztes Vertrauen bewiesen, befolgte eifrig jeden seiner Rathschläge, erfüllte mit gewissenhafter Pünktlichkeit alle ihre Verpflichtungen und hielt sich berechtiget, dafür zu verlangen, daß er seiner Vermittelung ebenfalls genau nachkomme und ihr unmittelbar die Wohlthaten des Friedens sichere. Es verging kein Tag, an welchem sie sich nicht in bitteren Beschuldigungen gegen das Verhalten der Russen verbreitete. Noch wagte sie nicht, uns anzuklagen, daß wir sie getäuscht hätten, aber schon ließ sie uns merken, daß sie dies argwöhne. „Wir haben den Russen den Krieg „erklärt, weil Frankreich uns dazu aufforderte,“ sagten die türkischen Minister zu dem General Sebastiani*). „Ein „russischer Unterhändler, Pozzo di Borgo, bot uns von „Seiten seines Hofes die Räumung der beiden Provinzen

*) Depesche des Generals Sebastiani vom 10. December 1807.

„mit dem Versprechen an, sich in die Verwaltung derselben „nicht mehr zu mischen; wir haben Alles abgeschlagen. Die „Engländer haben Alles aufgeboten, uns Rußland wieder „zu nähern; wir haben ihre Anträge zurückgewiesen. Sie „wollten uns mit Gewalt dazu zwingen; wir widerstanden. „Noch neuerlich haben sie uns wiederum Eröffnungen ge„macht; wir sind dem Bündnisse treu geblieben, das uns „mit Ihnen vereiniget. Lord Pagot ist abgereiset; das „Eigenthum der Engländer ist mit Beschlag belegt, ihre „Waaren sind verboten und unsere Häfen ihren Schiffen „verschlossen. Endlich, Herr Gesandter, haben Sie ver„langt, daß der Friede nicht in Bucharest, was die Sache „beschleuniget haben würde, sondern in Paris unterhandelt „würde und wir haben unsere Einwilligung dazu gegeben. „Und was ist der Lohn für alle diese Hingebung? Der „Vertrag von Tilsit wird durch die Russen offen verletzt; „sie halten nicht nur die Moldau und Walachei noch be„setzt, sondern lassen täglich noch neue Verstärkungen dahin „gehen. Sie schicken den Serbiern ungeheure Massen von „Waffen und Munition und ein geheimer Agent des Ho„fes von St. Petersburg befindet sich in Belgrad, wo er „mehr als je die Völker jener Länder zur Empörung „aufreizt."

Alles dies war vollkommen wahr. Die Pforte, dieser ungebildete und barbarische Hof gab diesmal uns, den Herren Europa's, den Häuptern der Civilisation, Unterricht in der Treue und Ehrenhaftigkeit.

Der General Sebastiani wußte nicht, daß eine Unterhandlung zwischen seinem Hofe und dem von Petersburg über die beiden türkischen Provinzen und Schlesien begonnen worden war. Er sah, daß der Vertrag von Solobosa von den Russen zerrissen wurde, kannte die Ursache eines

so seltsamen Verhaltens nicht und wußte deshalb auch nicht, was er auf die Klagen der ottomanischen Minister antworten sollte. Er wiederholte fortwährend, daß sein Gebieter die Türkei in Schutz genommen habe und daß seine Treue nicht minder als das Interesse Frankreichs ihm geböten, alle seine Verpflichtungen gewissenhaft zu lösen und daß also die Pforte in dieser Hinsicht vollkommen ruhig sein könnte. Man hörte diese Worte mit großer Aufmerksamkeit an. Die Türken hielten bei der schrecklichen Lage, in welcher sie sich befanden, alle Hoffnungen, selbst die chimärischesten Illusionen fest. Sie wußten nicht, was sie erdenken sollten, um sich die Gunst des Kaisers Napoleon zu erhalten und noch mehr zu gewinnen. Jeden Tag vervielfältigten sie unter allen Formen die Beweise ihrer Selbstverleugnung.

Die verschiedenen Mächte, welche nach einander die sieben Inseln besessen hatten, zuerst Venedig, dann Rußland, hatten Ansprüche auf gewisse Häfen Albaniens gemacht, von denen diese Inseln einen Theil ihres Unterhaltes bezogen, nämlich Parga, Wonitza, Prevesa und Butrinto und Frankreich, das nur im Besitze von Corfu war, hatte einen Grund mehr, den Besitz dieser vier Häfen zu wünschen. Ali, der Pascha von Janina, unterhielt trotz den Befehlen des Sultans Verbindungen mit den Engländern und öffnete dem Handel derselben die Häfen Albaniens. Weil der Sultan in den der Tyrannei Ali's unterworfenen Provinzen sich nicht Gehorsam schaffen konnte, so faßte Napoleon einen gewaltsamen aber wirksamen Entschluß; er legte die Hand auf Parga und ließ die Häfen von Prevesa, Wonitza und Butrinto genau bewachen. Dadurch wurden die souverainen Rechte der Pforte mit beleidigender Rücksichtslosigkeit angetastet. Sie hatte sicher-

lich das Recht, sich bitterlich zu beklagen, aber sie wollte nur eines: sich die Freundschaft Frankreichs sichern und durch Vermittelung dieser Macht den Frieden erhalten. Statt also zu klagen, erklärte sie sich bereit, uns die vier Häfen Albaniens zu überlassen. Sie that noch mehr; sie bedrohete mit ihrem ganzen Zorne die Paschas, über die wir uns zu beklagen hatten, wenn sie fortführen, sich übelwollend gegen unsere Agenten zu zeigen. Endlich stellte sie alle ihre Schiffe zu unserer Verfügung.

Napoleon hätte der Türkei gern die Wohlthaten des so sehnlich von ihr herbeigewünschten Friedens verschafft, aber die hartnäckigen Forderungen Rußlands, ihm die beiden türkischen Provinzen zu überlassen, machten es ihm unmöglich. Er stand zwischen seinen Pflichten als Vermittler und als Bundesgenosse des Kaisers Alexander und befand sich demnach in der schlimmsten Verlegenheit. Ueberließ er die Moldau und Walachei dem Ehrgeize Rußlands, so handelte er gegen alle Versprechungen, die er derselben gemacht hatte, zeigte sich treulos und undankbar gegen dieselbe und gab ihr ein Recht, ihn zu beschuldigen, daß er ihr durch seine Vermittelung die schändlichste Schlinge gelegt habe. Machte er sich dagegen, wie es die Ehre ihm gebot, zum Vertheidiger der Interessen der Pforte, so erschütterte er das Bündniß von Tilsit bis in den Grund.

Ebenso unmöglich war es, eine Entscheidung zu vertagen; Rußland und die Türkei drangen gleich sehr in ihn, sich auszusprechen. Sein Entschluß war gefaßt; er war entschlossen, lieber alle Opfer zu bringen, als die Bande zu zerreißen, die ihn mit dem Kaiser Alexander vereinigten. Die Schwierigkeit lag nur darin, die Pforte zu dem Gedanken zu bringen, den Russen die Moldau und Walachei abzutreten. Der französische Gesandte erhielt Instructionen

in Bezug auf diese schwierige Sache. Es wurde ihm befohlen, die türkischen Minister zu besuchen und ihnen anzudeuten, daß alle Bemühungen seines Hofes, Rußland von seinen Ansprüchen auf die beiden Provinzen zurückzubringen, bisher fruchtlos gewesen wären und daß er fast gar keine Hoffnung mehr habe, den Widerstand zu besiegen, so daß die Pforte wahrscheinlich gezwungen sein würde, den Frieden mit jenen beiden Provinzen zu erkaufen*).

Es waren noch nicht zwei Monate vergangen, seit der Gesandte Frankreichs in vollem Divan feierlich erklärt hatte, der Kaiser Napoleon garantire die Integrität der Türkei und nun sollte er der Pforte melden, der Sieger von Friedland, der Herr des europäischen Festlandes, der Freund und Verbündete Selims, habe die Macht nicht ein Reich zu schützen, das sich für ihn geopfert hatte. Es war eine schlimme Aufgabe und der General Sebastiani konnte nur in seinem Pflichtgefühle den Muth finden sie auszuführen. Wie aber läßt sich der Eindruck beschreiben, den die neue Mittheilung des französischen Ministers auf alle Mitglieder des Divans machte? Die Bestürzung war allgemein und tief. Die ganze Versammlung sah ein, daß die Türkei, von Frankreich verlassen, am Abgrunde stehe und doch erhob sich auch nicht eine Stimme, die verlangte, das Reich möge seine Rettung durch das Aufgeben der Moldau und Walachei erkaufen. Man wußte, daß die Russen, wenn man sie einmal an dem linken Ufer der Donau sich festsetzen und in Berührung mit dem serbischen Aufstande, mit den Griechen Thraziens, Macedoniens, Thessaliens und Morea's kommen ließ, bald die Herren der

*) Depesche des Herrn von Champagny an den General Sebastiani vom 13. Januar 1808.

ganzen europäischen Türkei sein würden. Auch würde, wenn der Sultan und seine Minister geneigt gewesen wären, die beiden Provinzen abzutreten, das aufgeregte Volk sie daran gehindert haben. Es regierten nicht mehr die weisen Männer des Divans, sondern die Ulemas und die Janitscharen. Der Stolz, die Frucht der Unwissenheit und der Gewohnheit zu herrschen, ist der characteristische Zug des türkischen Volkes. Jeder Janitschar hielt sich für unbesiegbar, jeder Erklärer des Koran verachtete tief alle Christen. Das Aufgeben der Moldau und Walachei würde die öffentliche Meinung gereizt und einen Aufstand veranlaßt haben, dem die Minister und vielleicht der Sultan selbst als Opfer gefallen wären. Sie hatten also keine Wahl, ob sie sich unterwerfen oder widersetzen wollten. Der kühnste Entschluß war in ihrer Lage der klügste.

Am 15. Februar wurde der französische Gesandte aufgefordert, sich in den Divan zu begeben, um die Antwort auf seine letzte Mittheilung zu erhalten*). „Se. Hoheit," sagten die Minister, „hätten mit dem größten Kummer die „Veränderung bemerkt, welche in den Gesinnungen Frank„reichs eingetreten sei. Bis jetzt hätte ihm der Kaiser der „Franzosen Beweise von Freundschaft und Theilnahme ge„geben, die ihn über die Ungewißheit und die Gefahren „seiner Lage getröstet. Jetzt theile er ihm einen Plan mit, „welcher die Türkei in die schrecklichste Unordnung stürzen „müsse und er begleite eine so beunruhigende Mittheilung „mit keinem Antrage von Beistand, mit keinem Versprechen „von Hilfe. Niemals würde die hohe Pforte einwilligen, „die Moldau und Walachei abzutreten, tausendmal den

*) Depesche des Generals Sebastiani aus Constantinopel vom 15. Februar.

„Krieg einer solchen Demüthigung vorziehen. Se. Hoheit „sei von Schmerz gebeugt und entschlossen, selbst an Se. „kais. Majestät zu schreiben und ihm die Lage auseinan„der zu setzen, in welcher sich sein Reich befinde.“

Der Sultan schrieb wirklich am 4. März an den Kaiser; sein Brief war edel und rührend; kein verletzendes Wort, keine Bitterkeit in seinen Vorwürfen, aber ein lebendiges Gefühl der Ansprüche, welche er auf die Dankbarkeit und den Schutz Frankreichs erworben zu haben glaubte. Er erinnerte den Kaiser Napoleon an alle Beweise der Treue, die ihm seine Regierung gegeben, an die unveränderliche Rechtlichkeit in der Ausführung aller seiner Verpflichtungen, an die feierlichen Versprechungen, welche ihm nach dem Abschlusse des Vertrags von Tilsit gegeben worden und an die begründeten Hoffnungen, die er darauf hätte bauen dürfen. Er schloß mit der wiederholten Bitte um den Schutz des Kaisers und um die Garantirung der Integrität seines Landes.

Die Nachrichten, welche durch den türkischen Gesandten Muhib Effendi aus Paris gegeben wurden, vernichteten die letzten Hoffnungen, welche die Pforte auf die Freundschaft Frankreichs gesetzt hatte. Er meldete seinem Hofe, daß er auf die Unterstützung dieser Macht nicht mehr zu rechnen hätte, daß der Kaiser Napoleon unwiderruflich an die russische Politik gefesselt wäre und daß, wenn es sein neuer Verbündeter bestimmt verlangte, er nicht zögern würde, die Türkei zu opfern, wie er in diesem Augenblicke Schweden opfere *).

Bis dahin hatten der Sultan und die Minister jede Art von Rücksicht gegen uns beobachtet; sie hatten sich

*) Depesche des Generals Sebastiani vom 14. März 1808.

beklagt, aber mit Würde und Mäßigung; sie hatten mehr ihren Schmerz als ihren Unwillen ausgedrückt. Die letzten Meldungen Muhib Effendi's aber erfüllten sie mit Zorn. Von diesem Augenblicke an sahen sie in uns nur treulose Verbündete, die sie verrathen und hinterlistig ihren schlimmsten Feinden überliefert hätten; Mißtrauen und Haß traten an die Stelle des Vertrauens und der Bewunderung, welche ihnen bis dahin Napoleon eingeflößt hatte.

„Frankreich," schrieb der General Sebastiani am 14. März, „gilt für einen ungetreuen Verbündeten, welcher „die hohe Pforte verrathen hat; diese Ueberzeugung ist „allgemein. Es ist auch unmöglich, sie zu zerstören und „die Türkei fühlt jetzt mehr Haß gegen Frankreich als selbst „gegen Rußland."

Wir hatten die Pforte ersucht, Ali, dem Pascha von Janina, zu befehlen, 14,000 Soldaten, die zur Vertheidigung Corfus bestimmt waren, durch Albanien ziehen zu lassen*). Dieser Schritt traf unglücklicherweise mit der Ankunft der letzten Nachrichten aus Frankreich zusammen. Der Reis-Effendi Halet berief alsbald den Divan, legte ihm die Forderung Frankreichs vor und überließ sich dann den heftigsten Schmähungen gegen diese Macht. Er sagte, der Kaiser Napoleon verlange diesen Durchzug nicht, um Corfu gegen die Engländer zu vertheidigen, sondern um seine Truppen nach Albanien und Morea zu bringen und das in Tilsit verabredete Werk der Vernichtung zu beginnen. Die Heftigkeit dieser Sprache ergriff alle Gemüther. Der Gesandte begab sich, als er erfuhr was vorging, sofort in den Divan, widerlegte die gehässigen Anschuldigungen

*) Depesche Champagny's an den General Sebastiani, Paris den 13. Januar 1808.

des Reis=Effendi, versicherte daß der Kaiser, sein Herr, noch immer sorgsam für die Interessen und die Sicherheit der Türkei bedacht sei, setzte der Versammlung die Gefahren auseinander, denen sie sich durch eine unvorsichtige Weigerung blosstellte und erklärte endlich, daß er seine Päſſe verlangen und Constantinopel verlassen würde, wenn Se. Hoheit nicht sofort das Verlangen bewilligte.

Diese gewandte und feste Rede hielt den Divan diesmal noch auf dem Wege der Klugheit und Vorsicht, den Halet=Effendi verlassen wollte. Es wurde beschlossen, daß der Durchzug bewilliget werde. Der feurige Halet wurde sogar gestürzt und durch einen Anhänger Frankreichs ersetzt. Aber Halet hatte Ansehen und zahlreiche Freunde. Im Zorne über seine Entsetzung versammelte er bei sich die unruhigsten Männer der Ulemas und Janitscharen, theilte ihnen das Geheimniß der Depeschen aus Wien, London und Paris mit und redete ihnen ein, daß die Theilung der Türkei in den geheimen Artikeln des Vertrags von Tilsit wirklich festgesetzt sei. Diese Enthüllungen brachten die entsetzlichsten Wirkungen hervor. Tausend unheimliche Gerüchte verbreiteten sich alsbald unter dem Volke und reizten den Zorn desselben. Es vermischte in seinen Verwünschungen Frankreich und Rußland, verlangte Waffen und rief nach Krieg. Es beschuldigte die Minister, selbst den Sultan, daß sie feig nachgeben wollten und von allen Seiten gaben sich Spuren einer neuen Revolution kund. Der Divan und der Sultan hatten nicht mehr die Kraft, gegen den Strom zu kämpfen, der sie mit fortriß; sie gaben nach und die französische Partei stürzte von Neuem. Der Caïmacan, der uns ergeben war, wurde abgesetzt; man widerrief die Firmans in Bezug auf den Durchgang unserer Truppen durch Albanien und endlich wollte die Pforte, die

einmal gemachten Zugeständnisse zurücknehmend, uns die Bezirke Prevesa, Butrinto und Wonitza nicht mehr überlassen.

Uebrigens brachte das Gefühl der Gefahren, welche den Staat bedroheten, ein glückliches Resultat hervor, es näherte die, welche getheilter Meinung waren. Jedermann sah ein, daß das Reich nur durch eine Entwickelung außerordentlicher Kräfte und durch die Mitwirkung Aller dem drohenden Untergange entrissen werden könnte. Es gingen Firmans an alle Paschas ab, damit sie sofort einen Aufstand in Masse vorbereiteten. Die Armee sollte sogleich um 300,000 Mann Infanterie und 50,000 Mann Cavalerie verstärkt werden. Die Regierung beschäftigte sich emsig mit der Herrichtung ihres Kriegsmaterials. Sie ließ eine große Menge Kanonen, Gewehre und Pulver fertig machen. Da ihre Finanzen zu so bedeutenden Ausgaben nicht hinreichten, so gingen die Großen mit Opfern voran; sie stellten dem Staate ihre Schätze und Juwelen zur Verfügung. Der von Oben gegebene Anstoß theilte sich dem ganzen Volke mit. Ueberall entsprach es der Stimme seiner Priester, dem Rufe der Paschas und eilte zu den Waffen. In allen Classen und in allen Provinzen zeigte sich ein Muth und ein Wetteifer in Aufopferung, wie man es in der Türkei seit zweihundert Jahren nicht gesehen hatte. Es handelte sich aber auch für das ganze Volk um die größten Interessen in dieser Welt, um die Religion und die Nationalexistenz.

Dieser Zustand der Dinge forderte den Kaiser Napoleon zu ernstem Nachdenken auf. Sein Prohibitivsystem in der Anwendung desselben auf alle Häfen und Küsten des Festlandes war nahe daran in Constantinopel zu fallen. Die Pforte schien sich ihm ganz entziehen zu wollen. Es

mußte ein Mittel ersonnen werden, sie in ihren Banden zu halten, ohne daß gegen die Verpflichtungen in Bezug auf Rußland gehandelt werde. Er bemühete sich, die türkische Regierung zu beruhigen. Er theilte ihr mit, daß er eben in diesem Augenblicke einen neuen Versuch mache, den Kaiser Alexander zu bestimmen, seine Ansprüche auf die Moldau und Walachei aufzugeben. Ja er ging so weit, daß er versprach, welches Resultat auch seine Schritte haben möchten, die Feindseligkeiten an der Donau würden nur mit seiner Einwilligung wieder beginnen. Der General Sebastiani gab diese Erklärung schriftlich, wie es ihm befohlen war. Das war die letzte Handlung seiner Sendung. Dieser Gesandte hatte, nach dem seltsamen Gange der Ereignisse in der Türkei, ganz entgegengesetzte Rollen gespielt; Anfangs war er der Retter dieses Reiches gewesen, dann bald darauf der unfreiwillige Urheber eines Theiles des Unglücks desselben. Seine Stellung in Constantinopel war dadurch unhaltbar geworden und sein Aufenthalt in jener Hauptstadt ihm verhaßt; er schrieb deshalb fortwährend an den Kaiser, um ihn um seine Zurückberufung zu bitten. Endlich wurde sie ihm bewilliget; der erste Secretär, Herr von Latour-Maubourg, ersetzte ihn als Geschäftsträger.

Die Erklärung, die der General Sebastiani gegeben hatte, brachte die Wirkung hervor, welche der Kaiser erwartete; sie beruhigte die Gemüther, besänftigte den Sultan, machte in dem Divan Gedanken der Klugheit und der Mäßigung geltend und hinderte die Pforte, in dem Bündnisse mit England einen Schutz zu suchen, den ihr Frankreich versagte.

Kaum aber war die Gefahr am Bosporus beschworen, als ihn eine andere an der Newa bedrohete. Man erfuhr

in Petersburg, daß Frankreich der Pforte versprochen habe, die Feindseligkeiten zwischen den Russen und Türken sollten nur mit seiner Einwilligung wieder beginnen.

Man sah in dieser Erklärung die Absicht, den Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit zu verlängern, wunderte sich darüber und war nahe daran, einen Verrath darin zu sehen. Man beklagte sich bitter, während des Winters Aussichten auf Erfolge verloren zu haben, die nicht zurückkehren würden. Der Kaiser Alexander sprach sich selbst gegen Caulaincourt aus *). „Frankreich," sagte er, „hat den Türken „versprochen, den Waffenstillstand zu verlängern. Ich würde „diese Verpflichtung halten, wenn mich die Verträge dazu „nöthigten; ich bin Sclave meines Wortes, aber je öfterer „ich diese Verträge lese, um so mehr sehe ich, daß mich „nichts darin bindet. Aus Gefälligkeit gegen den Kaiser „Napoleon sollten meine Truppen die Vortheile ihrer „Stellung nicht benutzen und nicht offensiv handeln; ich „gab die bestimmtesten Befehle deshalb, kann aber nicht „zugeben, daß dies eine Verpflichtung nach dem Vertrage „von Tilsit sei. Der Großherr hat die ganze Bevölkerung „zu den Waffen gerufen; die Firmans, mich zu bekämpfen, „sind an alle Paschas gesandt; diese Rüstungen brechen „factisch den Waffenstillstand sowie die solidarische Ver„pflichtung, welche Frankreich bei der Räumung der beiden „türkischen Provinzen haben will. Muß ich warten, bis „400,000 Türken am rechten Donauufer angekommen sind, „ehe ich kämpfen darf? Der Waffenstillstand ist factisch „gebrochen."

Romanzow drückte sich noch bestimmter aus. „Meine „Meinung war," sagte er, „die Wiederaufnahme der Feind-

*) Depesche des Herrn von Caulaincourt vom 6. Mai.

„seligkeiten zu befehlen; der Kaiser Alexander wollte es „nicht, bevor er sich nicht mit dem Kaiser Napoleon ver„ständiget hätte, aber er wird nie in einen neuen Waffen„stillstand willigen.“ Herr von Caulaincourt antwortete ebenso richtig als fest, Rußland könne die Feindseligkeiten an der Donau nicht wieder beginnen, ohne die Vermittelung Frankreichs zurückzuweisen; wenn man sage, man würde handeln, wenn die Türken sich verstärkten, so sei das ebenso, als wenn man sagte, man würde handeln, sobald man bereit sei; man habe ebenso wenig ein Recht, über die Rüstungen der Türkei sich zu beschweren als die Türkei über die russischen; mehrere russische Divisionen hätten ja die Armee verstärkt, welche die Walachei und Moldau besetzt hielt. Ferner setzte er hinzu: „Sie sind „im Besitz Finnlands; Sie besetzen die beiden türkischen „Provinzen ohne gute Gründe. Sie sind uns, scheint mir, „mehr Vertrauen und Nachgiebigkeit in einer Sache schul„dig, bei der das gute Recht offenbar auf unserer „Seite ist.“

Rußland brachte jeden Tag neue Klagen vor. Auf die an uns gestellte Forderung hatten wir ihm versprochen, unsere Kräfte mit denen Dänemarks zu vereinigen, um Schonen zu erobern. Der Kaiser hatte von der großen Armee die 14,000 unter dem General La Romana detaschirt, sie mit 15,000 Dänen vereiniget und unter dem Marschall Bernadotte abgesandt. Statt aber auf der Defensive zu bleiben, wollte der König von Schweden selbst in Seeland einfallen und sich Kopenhagens bemächtigen. Zu diesem Zwecke hatte er bedeutende Streitkräfte in Schonen zusammengebracht. Bedeutende Verstärkungen kamen ihm aus England zu, zuerst 12,000 Mann unter dem General Moore, dann eine bedeutende Flotte unter dem Admiral

Saumarez. Moore war in Gothenburg und die Schiffe des Admirals waren bereits in die Gewässer des großen Belt eingedrungen. Es konnte in diesem Augenblicke nicht die Rede davon sein, Schonen zu erobern, man mußte zunächst Seeland schützen, das gleichzeitig von den Schweden, den Engländern und der Flotte des Admirals Saumarez bedrohet wurde. Kopenhagen schwebte in der größten Angst; man fürchtete eine neue Beschießung und rief laut die Franzosen. Bernadotte wäre auch sehr gern dieser Hauptstadt zu Hilfe geeilt, aber die Anwesenheit der englischen Flotte in dem Belte machte die Uebersetzung von 30,000 Mann auf die Insel Seeland sehr schwierig. Uebrigens lag es keineswegs in den Absichten Napoleons, Schweden ganz niederzudrücken. Er hatte wohl seinem Verbündeten erlaubt, Finnland zu erobern, aber das ganze Reich wollte er ihm nicht überliefern. Caulaincourt hatte die Russen aufgefordert, Gustav IV. in den Mauern von Stockholm anzugreifen, aber dabei war er über die Absichten des Kaisers gegangen, der einen solchen Eifer tadelte.

Der Einfall in Finnland hatte den König von Schweden genöthiget, den größten Theil seiner Truppen nach jener Provinz zu senden und in Folge der Thätigkeit, der geschickten Combinationen des Generals Klingspor und der patriotischen Aufopferung der Finnen hatten die schwedischen Truppen überall wieder die Oberhand gewonnen. Klingspor verließ in der Mitte des Mai den Platz Uleaborg mit 17,000 Mann, marschirte unerschrocken gegen die Russen und vertrieb sie aus Ost-Bothnien. Gleiche Erfolge hatte man auf den Inseln Aland und Gothland. Die von den Engländern unterstützten Schweden nöthigten die Russen, diese beiden Inseln zu räumen und begründeten ihre Herrschaft da von Neuem. Der russische Admiral

Kammitow versuchte mit 29 Schiffen die schwedische Flotte zu blokiren, aber der Admiral Saumarez kam den Schweden zu Hilfe, schlug die russische Flotte in die Flucht, nöthigte sie in Baltisch-Port Zuflucht zu suchen und hielt sie da mehrere Monate blokirt. Zu Ende des Octobers, als die Annäherung des Winters Saumarez nöthigte, nach dem Sunde zurückzukehren, wurde sie erst frei und konnte sich nach Kronstadt wenden.

Diese unerwarteten Unfälle brachten in Petersburg einen schmerzlichen Eindruck hervor und man verfehlte nicht, sie uns zuzuschreiben. Der Kaiser begriff die Langsamkeit des Fürsten von Ponte-Corvo nicht. „Frankreich hat sich verpflichtet," sagte er, „kräftig die Anstrengungen Rußlands „gegen Schweden zu unterstützen. Warum hat der Marschall Bernadotte mit einem Male seine Bewegung eingestellt? Warum besetzen in diesem Augenblicke seine „Truppen Seeland nicht? Da wäre doch wenigstens die „Hauptstadt Dänemarks gesichert und die Schweden würden im Schach gehalten. Rußland kann nicht allein „Alles thun."

Die Anwesenheit einer englischen Flotte in der Ostsee erfüllte ganz Petersburg mit Furcht und Entsetzen; man wagte sich nicht mehr aus den Häfen heraus; die Schifffahrt hatte aufgehört und jeden Tag erwartete man zu erfahren, daß die Engländer Kronstadt angegriffen und verbrannt hätten. Man beschuldigte Frankreich, diese Gefahren herbeigeführt zu haben. Die Klagen über dasselbe waren in dieser Hinsicht allgemein. Man wollte finden, die Lasten des Bündnisses wären weit größer als die Vortheile, die man sich davon versprochen und man hielt sich für betrogen und geopfert. Die allmälige Besetzung Spa-

niens durch unsere Truppen entfremdete uns die Gemüther vollends. „Es war nicht genug," sagte man, „daß „Napoleon das Haus Braganza aus Portugal vertrieben, „Karl IV. zur Rolle eines Vasallen herabgebracht, Etru„rien mit seinem Reiche vereiniget und Rom wie den gan„zen Kirchenstaat mit Gewalt besetzt hat; er überzieht nun „auch Spanien mit seinen Truppen und bemächtiget sich „betrügerischerweise der festen Plätze dieses Landes. Was „will er? Geht sein Ehrgeiz so weit, daß er die Rechte „der Nachkommen Philipps V. antasten will?" Selbst Alexander, der es müde war, immer zu verlangen ohne je etwas zu erhalten, ließ Worte entschlüpfen, in denen sich seine Ungeduld und sein Aerger verriethen. Die vertraulichen und freundschaftlichen Verhältnisse, welche die Zusammenkunft in Tilsit veranlaßt hatte, fingen sichtlich an, eine Veränderung zu erleiden und es zeigte sich deutlich, daß, wenn nicht Einer den Forderungen des Andern nachgab, die Bande, die sie vereinigten, sich bald lockern und endlich ganz lösen würden. Caulaincourt wurde ernstlich besorgt und rieth seinem Hofe, den ehrgeizigen und unzufriedenen Leidenschaften, die im Schooße der russischen Nation grollten, im Oriente einen Abzug zu eröffnen. „Wenn „wir es durchaus verlangen," schrieb er, „so wird der „Kaiser Alexander die Moldau und Walachei räumen las„sen und es wird dies noch nicht das Ende unseres Bünd„nisses sein; aber wir werden nicht mehr den Enthusias„mus finden, welcher alle unsere Wünsche im Voraus zu „errathen sucht und die Ursache ist, daß Alexander sich „mit einer kurzen Erwähnung in der Geschichte dieses „Jahrhunderts begnügen wird. Es muß irgend Jemand „in Petersburg herrschen; sonst war es England, jetzt „muß es Frankreich sein. Man muß dem Ministerium

„einen Knochen hinwerfen und der Armee einige Land-„stücken*).“

Die Ereignisse bewirkten, was der bei beiden Kaisern gleiche Wunsch nicht vermocht hatte, — die Erhaltung eines so werthvollen Bündnisses. Die dynastische Revolution in Spanien und die Erhebung der ganzen Halbinsel, welche die Folge davon war, auf der andern Seite die Rüstungen und die offensive Haltung Oesterreichs Frankreich gegenüber gaben den Angelegenheiten ein ganz anderes Aussehen, erschütterten bis in den Grund die Macht, welche der Sieg von Friedland und die Verträge von Tilsit dem Kaiser Napoleon gegeben hatten und nöthigten ihn zu Zugeständnissen, in welche er ohne jene Umstände nie gewilliget haben würde.

---

*) Depeschen Caulaincourts vom 17. April und 6. Mai 1808.

Dreißigstes Kapitel.

Zwistigkeiten im Schooße der spanischen Familie. — Eifersucht und Feindschaft des Prinzen von Asturien gegen den Friedensfürsten. — Der Canonicus Escoïquiz. — Abscheuliche Pläne der Königin und des Friedensfürsten. — Der Prinz von Asturien bittet um den Schutz des Kaisers Napoleon. — Er ersucht ihn um eine Gemahlin. — Herr von Beauharnais. — Intrigue, um den Prinzen von Asturien mit Fräulein Tascher de la Pagerie zu vermählen. — Napoleon widersetzt sich dieser Verbindung. — Seine Absichten mit der Tochter Lucian Bonaparte's. — Verhaftung des Prinzen von Asturien und seiner Räthe. — Wuth der Königin. — Schmerz des Königs. — Besorgniß der Nation. — Feigheit Ferdinands. — Character dieses Prinzen. — Hindernisse, welche die Anwendung des Continentalsystems in Spanien findet. — Frankreich muß sich der Plätze im Norden Spaniens bemächtigen. — Der Kaiser Napoleon annullirt den Vertrag von Fontainebleau. — Es rücken neue Armeecorps in Spanien ein. — Betrügliche Besetzung der Plätze im Norden. — Besorgnisse des Hofes. — Plötzliche Ankunft Isquierdos in Madrid. — Der Kaiser Napoleon beschließt, die Ebro-Provinzen Frankreich einzuverleiben. — Verzweiflung des Friedensfürsten. — Er will den König und die Königin nach Amerika führen. — Der Prinz von Asturien widersetzt sich. — Auflauf in Aranjuez. — Sturz des Günstlings. — Er ist in Gefahr ermordet zu werden. — Abdankung des Königs Karls IV.

Der Erbe des spanischen Thrones, Ferdinand, hatte nicht ohne tiefen Neid aus dem tadelvollen Leben seiner Mutter

das Glück des Günstlings hervorgehen sehen können. Sein Haß gegen Godoy war alt. Er war schon in seinen jungen Jahren durch seinen Lehrer Escoïquiz in seinem Herzen genährt und gepflegt worden. Die Feinde des letztern haben ihn beschuldiget, er habe aus dem Prinzen von Asturien das Werkzeug der eigenen Größe machen wollen und an dem Sturze des Günstlings in der Hoffnung gearbeitet, denselben zu ersetzen. Godoy rächte sich, indem er Escoïquiz die Erziehung des Prinzen entzog und ihn nach Toledo schickte, wo er ihm eine Canonicusstelle geben ließ; es war dies ein verhülltes Exil, aber der neue Canonicus ließ sich nicht entmuthigen. Er unterhielt fortwährend eine geheime Correspondenz mit seinem Zöglinge und empfahl demselben auf seiner Hut gegen Alles um sich her zu sein, äußerst vorsichtig zu handeln und keinen Entschluß zu fassen ohne ihn um Rath gefragt zu haben.

Im Jahre 1803 vermählte sich Ferdinand mit einer Prinzessin von Neapel, der Tochter der Königin Caroline. Diese Verbindung war die Quelle aller Zwistigkeiten, welche seitdem die spanische Regentenfamilie veruneiniget haben. Die Prinzessin, die in der Schule ihrer Mutter gebildet war, besaß einen intriganten, herrschsüchtigen Character, der ihr bald das Herz der Königin Luisa entzog. Nach sechs Monaten waren die beiden Frauen Feindinnen. Escoïquiz wurde indirect in diese Familienuneinigkeiten hineingezogen; er empfing gefährliche vertrauliche Mittheilungen und gab Rathschläge, welche ihn in der Sache Ferdinands unrettbar compromittirten. Ein frühzeitiger Tod raffte plötzlich die Prinzessin von Asturien dahin. Dieser Tod diente den gehässigen Leidenschaften so sehr, daß man zu behaupten wagte, ohne daß sich indeß irgend ein Beweis für eine solche Beschuldigung vorbringen ließ, die junge

Prinzessin sei an Gift gestorben. Ferdinand war nun vereinsamt und in Trauer versetzt. Er sah um sich und suchte sich Anhänger zu verschaffen. Hat es je einem Prinzen, einem Thronerben an Freunden gefehlt? Er hatte bald einen kleinen Hof von sichern und ergebenen Männern um sich, nämlich seinen ehemaligen Lehrer Escoïquiz, den Herzog von Infantado, den Grafen von Ortaz, den Marquis von Ayerbe, den Herzog von San-Carlos und den Grafen von Montarco. Sie wurden seine Geheimräthe und leiteten ihn unter den Klippen, die sich um seine Person her fanden. Der Hof war in zwei Parteien zerfallen, in die des Prinzen von Asturien und jene des Friedensfürsten. Im Hasse, den sie gegen einander fühlten, schrieben sie einander gegenseitig die gehässigsten Gesinnungen und Pläne zu. Die Freunde Ferdinands beschuldigten den Günstling, er wolle den rechtmäßigen Erben von dem Throne verdrängen, vielleicht sogar wagen, sich selbst darauf zu setzen. Godoy seiner Seits äußerte den Verdacht, Ferdinand conspirire im Dunkeln gegen die Autorität des Königs seines Vaters. Aus Furcht vor den Gefahren aber, denen ihn die Feindschaft des jungen Prinzen aussetzte, versuchte der Günstling eine Wiederaussöhnung zu bewirken; er machte den Antrag, ihn mit der Schwester seiner Frau zu vermählen. Ferdinand ging damit keine Mißheirath ein, denn die Schwester der Friedensfürstin war aus königlichem Blute. Er war auch nicht abgeneigt sie anzunehmen, wie man sagt, aber alle seine Freunde riethen ihn von einer Verbindung ab, die ihn entehrt und von seinem größten Feinde abhängig gemacht haben würde.

Godoy, der durch den Prinzen von Asturien zum Aeußersten getrieben und bedroht war, hatte nur noch ein Mittel, sich gegen den Haß seines Feindes zu schützen, ihn nämlich

wo möglich zu verderben und seine eigene Macht zu steigern. Er fand in der Königin eine leidenschaftliche Helferin, die seine Pläne nur zu gut förderte. Die wankende Gesundheit des Königs ließ einen nahebevorstehenden Regierungswechsel fürchten und die Königin fürchtete nichts mehr als von dem Throne herabsteigen zu müssen und ganz von einem Sohne abzuhängen, in dem sie nur einen Nebenbuhler sah. Aus Haß gegen ihr eigenes Blut und aus Liebe zu einer Macht, die sie unfähig auszuüben war, entwarf sie einen abscheulichen Plan, nämlich für den Fall des nahen Todes Karls IV. ihren ältesten Sohn für regierungsunfähig erklären zu lassen, als Regentin die höchste Macht zu behalten und mit dem Friedensfürsten zu regieren. Es kam nun darauf an die Nation daran zu gewöhnen, die Allmacht der Königin und des Günstlings über den Tod des alten Königs hinaus fortdauern zu sehen. Um den jungen Prinzen in der öffentlichen Meinung herabzusetzen, griff man zu den schmähligsten Machinationen; man verläumdete seinen Ruf, man schilderte ihn als gottlos, boshaft, grausam und in den schändlichsten Ausschweifungen versunken. Noch nicht genug; man hielt ihn von allen Regierungsgeschäften fern, umringte ihn mit Spionen und ließ alle seine Freunde in Ungnade fallen. Während man so den Thronerben schmachvoll behandelte, stieg der Friedensfürst höher und höher. Die Souveraine fügten zu alle den Würden, mit denen sie ihn bereits überschüttet hatten, den Titel „königliche Hoheit" und alle Vorrechte der Infanten hinzu, sie ernannten ihn zum Generalissimus der Armeen und Großadmiral und endlich stellten sie, was noch bezeichnender war, die Garden und die ganze hohe Polizei unter seinen directen Befehl; sie erhoben ihn also fast zu gleicher Höhe mit dem Thron.

Das Schwierigste war die Chefs der Armeen und die großen Staatscorporationen zu gewinnen. Verführungen und Verlockungen aller Art, schändliche Einflüsterungen über die zweifelhafte Geburt Ferdinands, Versprechungen, Bitten, Drohungen, Alles wurde aufgeboten, um die Ehrgeizigen zu verlocken, die Schwachen mit fortzureißen und die festen, muthigen Herzen einzuschüchtern. Vor Allem wichtig war es sich der Unterstützung des hohen Rathes von Castilien zu versichern, aber in dieser Versammlung traf die Gewalt auf Widerstand, den sie nicht erwartet hatte. Die Mehrheit blieb den Verführungen des Günstlings unzugänglich und die edele Haltung derselben hielt diejenigen, deren Gewissen wohl nachgegeben hätte, auf dem Pfade des Rechtes.

Die Lage des Prinzen von Asturien wurde von Tage zu Tage ernster. Seine Freunde, die insgeheim erfuhren, was man gegen ihn beabsichtigte, fürchteten das Schlimmste und die Königin und der Günstling konnten auf dem Wege, den sie eingeschlagen hatten, wirklich nicht einhalten, denn ihre Interessen wie ihre Leidenschaften schienen beide zu einem Verbrechen zu treiben.

Das vertraute Verhältniß, welches nach dem Vertrage von Tilsit zwischen den Höfen von Madrid und Paris eintrat, steigerte die Besorgnisse Ferdinands auf das Höchste. Godoy hatte ein sehr großes Interesse, den Schutz Napoleons zu erhalten und Napoleon hatte ein nicht minder dringendes, den Mann zu gewinnen, in welchem die spanische Regierung personifizirt war. Wer konnte voraussehen, was die Kühnheit eines ehrgeizigen Günstlings und einer entarteten Mutter wagte, wenn sie durch das Oberhaupt Frankreichs ermuthiget und unterstützt wurden? Aengst-

liche Gemüther mußten Alles für möglich halten und fürchten. In dieser so gefährlichen Lage glaubten die Räthe Ferdinands, es bleibe ihm nur ein Mittel übrig die Pläne seiner Mutter und des Günstlings zu vereiteln, nämlich sich direct, aber ganz insgeheim, an den Kaiser zu wenden, dessen hohen Schutz in Anspruch zu nehmen und ihn zu ersuchen, eine Gemahlin für ihn unter den Prinzessinnen der kaiserlichen Familie zu wählen. Unerwartet kam ein neuer Freund, ein Leiter in dieser gefährlichen Lage dem Prinzen von Asturien zu Hilfe, — der Gesandte Frankreichs selbst, Herr von Beauharnais.

Das Glück, welches bis dahin die Pläne Napoleons so ausdauernd begünstiget, auf sein Haupt die schönste Krone in der Welt gesetzt und fast ganz Europa ihm zu Füßen gelegt, hatte ihm die süßeste Freude versagt, die seinen Nachkommen einen unter so vielen Gefahren und mit so gewaltigen Anstrengungen aufgebauten Thron zu hinterlassen. Die Kaiserin hatte die Hoffnung aufgegeben ihn zum Vater zu machen. Es war dies nicht ihr einziges Unglück. Obgleich vielleicht keine andere Frau jemals in höherem Grade die Kunst zu gefallen und zu fesseln besessen hat, so blieb sie doch fortwährend dem Hasse der Brüder und Schwestern ihres Gemahls ausgesetzt. Sie fürchteten den Einfluß, den sie auf ihn ausüben und zu Gunsten ihrer Kinder Hortense und Eugen Beauharnais benutzen könnte. Sie ereiferten sich über ihre Unfruchtbarkeit, die, wie sie sagten, den kaiserlichen Thron ohne Bürgschaft ließ. Endlich drängten sie sogar ihren Bruder sie zu verstoßen und in Kindern aus einer neuen Ehe Pfänder der Dauer seiner Dynastie zu suchen. Josephine kannte alle diesen geheimen Manöver und rieb sich auf vor Schmerz in der Furcht vor einer Scheidung, welche sie zugleich von

dem Throne und dem Bette des Kaisers entfernte. Weniger um den Glanz ihrer Familie zu erhöhen, als um sich Stützpunkte gegen den Haß der Bonaparte zu suchen, bemühete sie sich fortwährend die Mitglieder ihrer Familie durch fürstliche Verheirathungen zu erheben. Sie hatte eine Nichte voll Reiz und Anmuth, Fräulein Tascher de la Pagerie, die sie zärtlich liebte und für welche sie von hohen Geschicken träumte.

Sobald Herr von Beauharnais seine Gesandtschaft angetreten und Kenntniß von den Zwistigkeiten in der königlichen Familie von Spanien erhalten hatte, brachte ihn die Bekanntschaft mit dem geheimen Wunsche der Kaiserin seiner Schwester auf den Plan, Fräulein de la Pagerie mit dem Prinzen von Asturien zu vermählen. Wahrscheinlich hat er vertrauliche Briefe darüber an die Kaiserin geschrieben und um Instructionen für eine so delicate Sache gebeten.*) Das Verfahren, das er von da an einhielt, gestattet keinen Zweifel, daß diese Instructionen, welche Hand sie auch abgefaßt und unterzeichnet haben mag, ihm gesandt worden waren und ihn ermächtiget hatten, den Prinzen von Asturien auf Fräulein Tascher de la Pagerie aufmerksam zu machen. Er hatte zu diesem Zwecke in den Monaten Juli und August 1807 zahlreiche Besprechungen mit den Räthen des Prinzen, namentlich mit dem Herzog von Infantado und dem Canonicus Escoïquiz. Man sagte sogar, er habe, um die Wünsche des Prinzen noch mehr zu reizen, ihm ein Portrait des Fräuleins Tascher gezeigt und der Anblick des hübschen Gesichtes habe Ferdinand entzückt.

---

*) Ich habe in dem Archive der auswärtigen Angelegenheiten keine Spur von dieser Familiencorrespondenz gefunden.

Ferdinand befolgte den Rath seiner Freunde und schrieb am 11. October 1807 ohne Vorwissen seines Vaters und seiner Mutter an den Kaiser Napoleon. Der Brief enthielt alle Kennzeichen der ehrfurchtsvollsten Ergebenheit und der freundschaftlichsten Offenheit. Er sprach zuerst seine Gefühle der Achtung und der Zuneigung für den Helden aus, „der alle seine Vorgänger in den Schatten stelle.“ Dann nahm er den mächtigen Schutz des Kaisers in Anspruch. „Ich bin so unglücklich, daß mich die Umstände nöthigen, „eine so gerechte und lobenswerthe Handlung wie ein Ver„brechen zu verheimlichen; aber das sind die traurigen „Folgen der zu großen Güte der besten Könige.“ Endlich bat er um die Ehre einer Verbindung mit einer Prinzessin der durchlauchtigen Familie. „Das ist der einstim„mige Wunsch aller Unterthanen meines Vaters,“ setzte er hinzu, „er wird auch, wie ich nicht zweifele, der seinige „sein, trotz den Bemühungen einer kleinen Anzahl Uebel„wollender, sobald er die Absichten Ew. kaiserlichen Maje„stät kennen lernt. Das ist Alles, was mein Herz wünscht, „aber so rechnen jene treulosen Egoisten nicht, die ihn „umlagern und sie können in einem ersten Augenblicke ihn „überraschen. Das ist der Grund meiner Besorgnisse. „Nur die Achtung, welche Ew. kaiserliche Majestät ein„flößt, könnte ihre Pläne vereiteln, meinen guten geliebten „Aeltern die Augen öffnen, sie glücklich machen und zugleich „das Glück meines Volkes und das meinige begründen. „Die ganze Welt wird mehr und mehr die Güte Ew. kai„serlichen Majestät bewundern und Sie werden in mir „immer den dankbarsten und ergebensten Sohn haben.“ Ferdinand schloß mit der Erklärung, daß er mit unerschütterlicher Ausdauer sich weigern werde, sich mit irgend einer Person ohne die Einwilligung Sr. kaiserlichen Majestät zu

vermählen, „von der,“ sagte er, „er allein die Wahl einer „Gemahlin erwarte.“ *)

Im Grunde war der Kaiser, was man auch gesagt haben mag, über den Brief Ferdinands sehr erfreut. Durch diesen ungesetzlichen, fast verbrecherischen Schritt übergab sich der Prinz ihm ganz und überlieferte ihm das Geheimniß seines häuslichen Lebens wie gewissermaßen sein Geschick. So gelang Alles nach den Wünschen des Kaisers. Er antwortete Ferdinand nicht; er konnte ihm nicht antworten. Wenn er es gethan hätte, würde er gegen alle dem Könige Karl IV. schuldige Rücksicht gehandelt und den Erfolg der Unterhandlung über den Vertrag von Fontainebleau gefährdet haben, aber er nahm, ohne sich persönlich schriftlich oder durch ein Wort zu binden, unter die Combinationen, welche sich einst darbieten könnten, eine Vermählung zwischen einer Prinzessin seiner Familie und dem Prinzen von Asturien auf.

Aber nicht für Fräulein Tascher bestimmte er die Ehre einst auf dem spanischen Throne zu sitzen. Es gehörte nicht zu seinen Berechnungen, die Nichte der Kaiserin so hoch zu erheben. Seine Absichten richteten sich auf ein junges Mädchen, die mit ihm directer verwandt war. Lucian Bonaparte hatte sich nach seiner Veruneinigung mit dem Kaiser nach Rom zurückgezogen, wo er als Fürst von Canino ein glückliches, aber für Frankreich und seinen Bruder nutzloses Leben führte. Auf der Reise, welche der letztere zu Ende des Jahres 1807 in Italien machte, versuchte der König von Neapel, Joseph, ihn mit Lucian auszusöhnen. Es wurde ein Zusammentreffen zwischen beiden Brüdern herbeigeführt und es fand am 13. December um neun Uhr

*) Auszug aus dem Moniteur vom 5. Februar 1810.

Abends in der Stadt Mantua statt*). Der Kaiser beschwur Lucian von Neuem, sein Schicksal nicht von dem seinigen zu trennen und bot ihm den Thron von Portugal, sowie für seine Tochter Charlotte die Hand des Prinzen von Asturien an; aber er drang zugleich darauf, daß er seine Ehe mit Frau von Jauberton löse, wobei er sich erbot dieser Dame und ihren Kindern eine glänzende Existenz in Italien zu sichern. Die dringende Sprache des Kaisers bewegte Lucian sehr; er soll sogar Thränen vergossen haben. Nichtsdestoweniger weigerte er sich seine geliebte Frau zu verstoßen. Der Kaiser hatte noch nicht jede Hoffnung verloren, die Hartnäckigkeit zu überwinden. Als er ihn verließ, gab er ihm acht Tage Bedenkzeit. Der König von Neapel, der Fürst von Talleyrand und Fouché boten abwechselnd ihre Beredtsamkeit auf, ihn von seinem Vorsatze abzubringen. Alles war vergeblich und die beiden Brüder trennten sich, um einander erst 1815 wieder zu sehen. Lucian wollte indeß die Zukunft seiner Tochter nicht binden und es wurde beschlossen, daß das junge Mädchen ihre Aeltern verlasse und in den Tuilerien auf das glänzende Geschick warte, welches die Ereignisse und der Wille des Kaisers ihr zu bestimmen schienen.

Der Prinz von Asturien und der Friedensfürst konnten indeß den Haß nicht zähmen, der sie gegen einander trieb. Da sie beide des Schutzes des Kaisers sicher zu sein glaubten, so wähnten sie Alles unternehmen zu können. Ferdinand nahm sich vor, dem Könige seinem Vater die Augen über den Günstling zu öffnen und beredete sich mit seinen Freunden, um für den Fall des nahen Todes Karls IV.

*) Napoleon und Marie Louise von dem Baron Méneval. Deutsche Uebersetzung. 1. Bd. (Leipzig bei Theod. Thomas.)

die verderblichen Pläne seiner Mutter zu vereiteln. Godoy seiner Seits beobachtete alle Schritte des jungen Prinzen, um ihn auf der Verschwörung zu betreffen, ihn zum Staatsverbrecher machen und in seinen Rechten als Thronerbe antasten zu können. Er erhielt durch eine Dame im Palaste die Anzeige, daß Ferdinand einen Theil seiner Nächte hindurch schreibe und mit seinen Räthen, namentlich mit dem Herzog von Infantado und Escoïquiz lange Unterredungen habe. Dies genügte ihm. Er theilte seine Vermuthungen und Besorgnisse zuerst der Königin, dann dem Könige mit. Am 29. October halb sieben Uhr Abends wurde der Prinz von Asturien verhaftet und unter Bedeckung in den Rathssaal gebracht. Der König führte selbst den Vorsitz und war von seinen Ministern umgeben. Dieser Greis, das Spielwerk eines ehrgeizigen Günstlings und einer sittenlosen Königin, vergaß Alles, was er seiner Königs- und Vaterwürde schuldig war und that seinem Sohne, dem Erben seiner Krone, die schwerste Kränkung an, die Schande eines Verhörs; er erzürnte sich gegen ihn, führte ihn selbst an der Spitze seiner Garden in seine Gemächer zurück, forderte ihm den Degen ab, stellte zwei Wachen an die Thür und entfernte sich dann. Die vertrautesten Räthe Ferdinands, Escoïquiz, der Herzog von Infantado und der Herzog von San-Carlos, wurden ebenfalls verhaftet und in's Gefängniß gebracht. Unter den bei dem Prinzen weggenommenen Papieren fand man zwei Denkschriften von seiner Hand, die aber von Escoïquiz verfaßt waren. Beide waren an den König gerichtet und hatten den Zweck, die verbrecherischen Pläne des Friedensfürsten zu enthüllen. Der Character des Günstlings, sein Privat- und politisches Leben, seine Laster, sein Ehrgeiz, Alles war mit grellen Farben geschildert. Die Verläumdung war bis

zur Albernheit getrieben; man beschränkte sich nicht darauf seine Sorglosigkeit, seine Trägheit und sein ärgerlich-sittenloses Leben anzuklagen, man schilderte ihn als ein wahres Ungeheuer. Auch fand man bei dem Prinzen von Asturien den Entwurf des Briefes, den er am 11. October an den Kaiser geschrieben hatte, den nach dem Tode Königs Karl zu befolgenden Verhaltungsplan und verschiedene schon fertige Decrete mit der Unterschrift als Ferdinand VII.; nur der Tag war noch ausgelassen. Der Herzog von Infantado war zum Befehlshaber der Truppen ernannt, der Graf von Montarcio zum Präsidenten des Rathes von Castilien und der Posten eines Premierministers dem alten Grafen von Florida-Blanca, dem Minister unter Karl III., übertragen. Ferdinand wollte nach dem Verscheiden Karls IV. bei seiner Mutter bleiben, gegen sie fortwährend die größte Ehrerbietung bezeigen, aber sie keinen Augenblick verlassen. Der Herzog von Infantado seiner Seits sollte sich sogleich an die Spitze der Truppen stellen, den Palast umzingeln und Ferdinand VII. als König von Spanien und Indien ausrufen. Der neue König sollte sogleich dem Kaiser seine Erhebung anzeigen und den mächtigen Schutz desselben in Anspruch nehmen. Das Schreiben an denselben war bereits abgefaßt und unterschrieben; es fehlte nur noch das Datum.

Als die Königin diese Papiere las, welche ihre Absichten enthüllten, gerieth sie in den heftigsten Zorn und verlor jede Klugheit. Sie trug in das Herz des alten Königs die Wuth über, welche sie selbst fühlte und stellte ihm einfache für einen gewissen Fall getroffene Maßregeln als ein von Ferdinand gegen ihre Krone beabsichtiges Attentat vor. Sie verlangte im Namen ihrer beleidigten Würde als Königin und Mutter, daß der König ein schreckliches Exempel

statuire und diesem verbrecherischen Sohne die Rechte auf den Thron entziehe. In ihrer wahnsinnigen Rachsucht ließ sie sich die schändlichsten Verwünschungen entschlüpfen, so daß sich selbst Godoy vor ihr fürchtete. „Die Wuth der Königin ist unerhört," schrieb Beauharnais am 22. November an Champagny; „sie spricht nur von Blut und „dem Henker und speit Beleidigungen gegen Frankreich und „den Kaiser aus. Sie glaubt, Frankreich unterstütze ihren „Sohn. Godoy fürchtet die Königin und deren Wuth." Karl IV. nahm sich nicht die Mühe die Beweggründe zu erforschen, welche das Unrecht seines Sohnes erklären und verringern konnten. Er glaubte Alles, was ihm die Königin und der Günstling sagten. Besondern Eindruck auf ihn machten die Maßregeln, welche in der Erwartung seines nahen Todes vorbereitet und mit so kühner und in's Einzelne gehenden Vorsorge berechnet waren. Die bereits abgefaßten Decrete, welche bereits die Unterschrift „Ferdinand VII." trugen, zeigten ihm an, daß sein Sohn müde sei, so lange auf die Krone zu warten und erfüllten ihn mit Schmerz. Er gab blindlings dem gehässigen Antriebe der Königin nach und erließ am 30. October an die Nation eine Proclamation, in welcher er ihr ankündigte, daß sein Sohn, der Prinz von Asturien und dessen treulose Räthe gegen seine Person und seine Gewalt conspirirt hätten. Er wollte auch selbst dem Kaiser seinen Kummer mittheilen und schrieb ihm, daß sein Sohn das schändliche Complott ihn zu entthronen entworfen und seiner Mutter nach dem Leben zu trachten gewagt habe. „Das Gesetz," sagte er, „das ihn zur Nachfolge berief, muß zurückgenommen werden; Einer seiner Brüder wird würdiger sein ihn in meinem Herzen und auf dem Thron zu „ersetzen."

Die spanische Nation liebte den Prinzen von Asturien ohne zu wissen, ob er dieser Liebe würdig sei; sie liebte ihn, weil er jung und unglücklich, besonders weil er der Feind und das Opfer des Günstlings war. Sie erwartete von ihm das Ende ihrer eigenen Leiden und schmückte ihn in ihren Illusionen gern mit allen Tugenden und Talenten, welche ihren jetzigen Gebietern fehlten. Die Erzählung von dem Geschehenen erfüllte sie mit Verwunderung und Abscheu; sie fühlte sich gerührt von dem Schicksale dieses jungen Mannes, welcher dem Hasse eines verabscheuten Günstlings und einer ebenso verabscheuten Königin ausgesetzt war und zitterte bei dem Gedanken, daß die Mauern des Escurials die grausame Strenge Philipps II. sich erneuern sehen könnten. Dann wendete sie die Augen nach Frankreich und wünschte inbrünstig, der Kaiser möchte einschreiten und den geliebten Prinzen retten; aber Napoleon brauchte nicht zwischen den Vater und den Sohn zu treten. Der schwache und gutmüthige Karl IV. glich dem schrecklichen Sohne Karls V. nicht. Auch der Friedensfürst, diese blasse Copie von Buckingham, war nicht grausam. Er besaß alle Laster der Wollüstlinge, hatte aber weder die Kühnheit noch die unbarmherzige Logik der Ehrgeizigen. Uebrigens würde ihn auch ein Umstand zurückgehalten haben, wenn er die Sachen hätte zum Aeußersten treiben wollen. Unter den bei Ferdinand gefundenen Papieren befand sich der Entwurf des am 11. October an den Kaiser gerichteten Schreibens und dieser Brief, die Hauptursache des Zornes der Königin, rettete den Prinzen. Alles ließ erwarten, daß er, gewiß mit Zustimmung, vielleicht auf Antrag des französischen Gesandten geschrieben worden war. Der Gesandte war ein Beauharnais, die junge Person, um deren Hand der Prinz bat, war eine Nichte der Kai-

ſerin und man ſtieß in Madrid nicht gern an ſolchen Namen an.

Man hatte wirklich in den Tuilerien in der Erwartung eines ärgerlichen Prozeſſes einige Beſorgniſſe geäußert. Karl IV. hatte an den Kaiſer geſchrieben, daß er den Brief ſeines Sohnes von 11. October für ein noch größeres Verbrechen halte, als die Verſchwörung. Napoleon glaubte in den Klagen des alten Königs zu erkennen, daß er ihn in dem Verdachte habe, indirect bei dem Complotte Ferdinands betheiliget geweſen zu ſein. Er ließ deshalb den Fürſten von Maſſerano kommen und ſagte ihm in dem Tone eines Beleidigten, er habe von dem Prinzen von Aſturien kein Schreiben erhalten, obgleich, wenn er eines erhalten, Niemand das Recht habe ſich darüber zu beſchweren. Er fügte hinzu, die Verhaftung Ferdinands ſei eine Hofintrigue und der Friedensfürſt wolle einen andern Prinzen ſtatt des natürlichen Erben auf den Thon bringen. Herr von Champagny ſprach ſich nicht minder lebhaft gegen Isquierdo aus. „Der Kaiſer,“ ſagte er zu ihm, „verlangt ausdrücklich, daß über dieſe Sache nichts veröffentlicht und kein Wort geſprochen werde, das ſeinen Namen oder den ſeines Geſandten compromittiren könnte. Er hat ſich in die innern Angelegenheiten Spaniens nicht gemiſcht und erklärt hiermit ſeinen Willen, ſich niemals einmiſchen zu wollen.“

Jedermann in Spanien wartete mit Beſorgniß auf die Entwickelung des Dramas im Escurial. Ferdinand hatte eine der ſeltenen Prüfungen zu beſtehen, in welchen der Menſch im Kampf mit dem Unglücke ſeinen Werth erkennen läßt. Die Geſchichte des letzten Jahrhunderts bot ihm ein edeles Beiſpiel dar. Der königliche Prinz von Preußen, welcher ſpäter Friedrich der Große wurde, trotzte in einer faſt ähnlichen Lage lieber der Tyrannei ſeines Vaters und

schmachtete mehrere Monate in dem Gefängnisse zu Spandau, als daß er sich zu feigen Angebereien herabließ. Die Seele des künftigen Helden von Preußen zeigte sich bereits in der unbeugsamen Energie des Kronprinzen. Ferdinand war eines solchen Muthes nicht fähig. Kaum war er verhaftet, als er vor Furcht zitternd seiner Mutter anzeigen ließ, er habe ihr wichtige Mittheilungen zu machen. Die Königin sandte den Minister der Gnaden und der Justiz, Cavallero und Ferdinand gestand Alles, nannte die Namen derer, die ihm mit ihrem Rathe beigestanden hatten und überlieferte sie ohne die geringste Bürgschaft für die Sicherheit ihrer Person zu verlangen.

Der Günstling triumphirte, aber es war ein gefährlicher Triumph. Die Nation nannte ihn den Urheber des Kummers des Thronerben und verfolgte ihn mit ihren Verwünschungen. Die Königin drängte ihn, die Besorgniß sich den Kaiser zu entfremden, hielt ihn zurück, er hatte nicht Kühnheit genug sein Glück bis zum Aeußersten zu verfolgen und wußte nicht, wie er sich aus dem so leichtfertig begonnenen Kampfe mit dem Prinzen von Asturien herausziehen sollte. Nach langem Schwanken hielt er es noch für das Klügste einen Prozeß niederzuschlagen, welcher nur zur Schande seiner Gebieter und zu seinem persönlichen Verderben ausschlagen konnte. Er rieth Nachsicht an, forderte aber, selbst in seiner Milde gehässig, von dem Prinzen von Asturien, daß er seinen Aeltern seine Vergehen offen eingestehe. Die Verzeihung unter solchen Bedingungen war eine Brandmarkung und hieß von ihm verlangen, daß er sich in den Augen der Völker erniedrige, die er einst beherrschen sollte. Ferdinand aber willigte in Alles und trieb die Gemeinheit so weit, daß er dem Friedensfürsten Freundschaft und Ergebenheit schwur. Er schrieb an seine

Aeltern, um sie um Verzeihung zu bitten. Sein Brief an den König lautete:

„Sire,

„ich habe gefehlt, ich habe mich gegen Ew. Majestät als
„König und Vater vergangen, aber ich bereue es und ver-
„spreche Ew. Majestät den tiefsten Gehorsam. Ich sollte
„nichts thun ohne Vorwissen Ew. Majestät, aber man hat
„mich irrgeleitet. Ich habe die Schuldigen genannt. Ich
„bitte Ew. Majestät, daß Sie mir verzeihen, Ihnen in
„jener Nacht nicht die Wahrheit gesagt zu haben und mir
„erlauben, Ihre königlichen Füße zu küssen.

„Ihr dankbarer Sohn,

„Ferdinand."

„San Lorenzo, 5. November 1807."

Unmöglich konnte die Stirn tiefer gebeugt werden, welche eines Tages die Krone Spaniens tragen sollte. Ferdinand erhielt seine Freiheit wieder, aber um den Preis seiner Ehre. Die spanische Nation war für den jungen Prinzen so eingenommen, daß sie sich nachsichtig gegen eine Feigheit zeigte, die jedes andere Volk empört haben würde; sie klagte nur die Härte seiner Mutter und die Intriguen des Günstlings an. In Europa fühlte man allgemein Unwillen gegen Ferdinand. Napoleon, dem nichts entging, weder die Tugenden noch die Laster und der die erstern selbst an seinen Feinden gern sah und die letztern mit entsetzlicher Gewandtheit zu benutzen wußte, erkannte, welchem Menschen eines Tages der Thron Spaniens zufallen sollte und dies hatte nur zu großen Einfluß auf seine ferneren Entschließungen.

Der König, der bereitwillig die Verzeihung seines Sohnes unterzeichnete, wie er ihn hatte anklagen lassen, zeigte dem Volke an, daß er ihm seine Liebe und sein Vertrauen

wieder zugewendet habe. Die Königin und der Günstling, welche den Prinzen von Asturien nicht anzutasten wagten, ließen ihre Wuth an den Mitschuldigen desselben aus. Sie überlieferten sie einer aus Beamten von den Gerichtshöfen Castiliens zusammengesetzten Commission. Der Fiscal-Procurator, Don Simon de Viegas, trug in seinem Berichte auf die Todesstrafe gegen den Herzog von Infantado, Escoïquiz und den Marquis von Ayerbe an, aber die Richter wollten sich nicht zu gefälligen Werkzeugen der Leidenschaft der Gewalt machen. Nach drei Monaten erklärten sie die Angeklagten für unschuldig.*) Die Königin, die wüthend darüber war, daß ihre Opfer ihr entgingen, trat das Urtel der Richter mit Füßen und entriß dem Könige ein Decret, welches die Männer, die die Behörde freigesprochen hatte, verbannte.

*) Einer der Richter, Don Eugenio Cavallero, zeigte bei dieser Gelegenheit einen Muth und eine Tugend, welche über die Niederträchtigkeit des Fiscal-Procurators trösten. Don Cavallero, der an tödtlicher Krankheit darnieder lag, sprach seinen Entschluß aus, sich in den Sitzungssaal tragen zu lassen. „Er wollte nicht sterben," sagte er, „ohne seine Meinung in einer Sache auszusprechen, die ihm von so großer Wichtigkeit für die Ehre seines Königs erscheine," aber alle Mitglieder des Gerichts begaben sich zu ihm, um da das Urtel zu fällen und überließen ihm die Ehre, seine Ansicht zuerst auszusprechen. Er hielt zu Gunsten der Angeklagten eine sehr beredte Rede und stimmte für die Freisprechung. Zwei Tage nach der Erlassung dieses merkwürdigen Urtels starb Cavallero. Dieser Todesfall und die so ergreifenden Umstände, die ihm vorhergegangen waren, brachten in Madrid einen tiefen Eindruck hervor. Mehrere Klöster stritten um die Ehre, die letzte Ehre dem muthigen Richter zu erzeigen, den Spanien verloren hatte und hielten prachtvolle Obsequien. Die ganze Bevölkerung begab sich dahin, um der Gewalt ein Zeichen ihres Mißfallens zu geben.

Diese traurigen Ereignisse geschahen in dem Augenblicke, als Junot sich Portugals bemächtigte und die französische Fahne in Lissabon aufpflanzte. Sie veranlaßten den Kaiser zu ernstem Nachdenken, öffneten seinen Gedanken neue Horizonte und flößten ihm ehrgeizige Wünsche ein, die er sonst vielleicht nicht gehegt hätte.

Die Eroberung Portugals war beendiget und das Werk der vereinigten Heere Frankreichs und Spaniens. Die beiden Mächte befanden sich in den von dem Vertrage von Fontainebleau vorgesehenen Umständen. Es war der Augenblick gekommen, zur Theilung des eroberten Landes zu schreiten, aber die Lage der Dinge in Madrid war nicht mehr dieselbe wie im October, als der Vertrag von Fontainebleau abgeschlossen worden. Damals war der Haß zwischen der Mutter und dem Sohne noch auf den Palast beschränkt und die Macht Godoy's unangetastet. Seitdem war der Welt ein großes Aergerniß gegeben worden. Man hatte gesehen, daß der König Karl IV. die Leidenschaften des schamlosen Günstlings förderte, der sein Bett geschändet hatte, daß ein Weib, eine Königin und Mutter, sich offen als Feindin und Verfolgerin ihres Sohnes hinstellte und daß beide wetteifernd in der Person des Thronerben die königliche Majestät entwürdigten. Die spanische Nation war über dieses Schauspiel betrübt und es hatte sich ein allgemeiner Schrei gegen den Friedensfürsten erhoben. Obgleich dieser Mann die Zügel des Staates noch in seinen Händen hatte, so kündigte doch Alles seinen Sturz an. Seine Stütze waren nur eine selbst verabscheute Königin und ein alter kranker König ohne Ansehen. Alle Gedanken, alle Neigungen wendeten sich dem Prinzen von Asturien zu. Napoleon fühlte, daß er seine Politik nicht mehr auf eine entehrte, untergrabene Gewalt stützen könnte, welche der

Strom der öffentlichen Meinung bei der ersten Krisis zertrümmern mußte. War Godoy gestürzt, so ging die Allmacht in die Hände Ferdinands über und mit Ferdinand mußte Frankreich von da an zu unterhandeln haben. Dieser Prinz hatte in den letzten Scenen im Escurial zu erkennen gegeben, was von ihm zu erwarten war. Gewaltthätig und schwach zugleich, feig vor der Gewalt, mochte diese ein gekröntes Haupt oder ein empörtes Volk sein, grausam gegen seine gestürzten Feinde, undankbar selbst gegen die treueste Hingebung, so verschwenderisch mit seinen Eiden als bereit, sie zu brechen, im Grunde verständig, aber nur nach jenem natürlichen gesunden Verstande, der über den Kreis der Interessen des Augenblicks nicht hinaussicht, mit allen Instincten eines Tyrannen, Beschützer der Mönche und der alten Ideen, gegen die civilisirende Bewegung in Europa eingenommen, ein ächter Spanier, nicht nach den großen Eigenschaften, welche dieses Volk ehren, sondern nach den Fehlern und Lastern desselben und deshalb populär, — das war der Mann, den der Wunsch der Nation wie die Rechte seiner Geburt zur Krone beriefen. Jetzt flehete er den Schutz des Kaisers an und bat ihn um eine Gemahlin, weil er unglücklich und unterdrückt war, aber im Grunde konnte man ihm ebenso wenig trauen als dem Friedensfürsten. Napoleon wünschte, entweder in Karl IV., oder in dem Günstlinge, oder endlich in dem Prinzen von Asturien eine Kraft zu finden, auf die er sich stützen könnte, aber er fand diese Kraft nirgends.

Nicht genug. Die in allen Ländern, selbst den bereitwilligsten, schwierige Ausführung des Continentalsystemes mußte in Spanien auf zahllose Hindernisse treffen. Einige hingen von der geographischen Lage, andere von der Regierung und von der Gewohnheit der Bevölkerung ab.

Das Meer umgiebt das Land fast auf allen Punkten seiner Grenzen. Man brauchte eine stark organisirte Zollverwaltung, um eine so große Küstenausdehnung zu bewachen. Die bestehende befand sich in dem schlaffen Zustande, in welchen der Friedensfürst alle Dienstzweige hatte versinken lassen. Sie war nicht zahlreich genug, um zur Bewachung der Küsten auszureichen, schlecht bezahlt und fast ganz an die Engländer verkauft. In Folge dieses Zusammentreffens von Umständen hatte sich die Schmuggelei in den Küstenprovinzen Spaniens gewissermaßen acclimatisirt, war tief mit den Sitten und den Gewohnheiten der Einwohner verwachsen und für die jungen und unternehmenden Männer ein regelmäßiger und einträglicher Erwerbszweig geworden. Die strenge Anwendung des Continentalsystems auf die Häfen und Küsten der Halbinsel war also nichts weniger als eine vollständige Umwälzung in dem Finanzwesen und dem ökonomischen und moralischen Zustande dieses großen Landes. Man mußte den Gewohnheiten und Interessen der Küstenbewohner Gewalt anthun und sie einer Strenge unterwerfen, die sie bisher nie gekannt hatten. Weder der entnervte Arm des Friedensfürsten, noch die unerfahrene Verwaltung des Prinzen von Asturien hätte über solche Schwierigkeiten zu siegen vermocht. Es gehörte die überall anwesende und wachsame Allmacht des Kaisers dazu, d. h. die militärische Besetzung aller Küstenpunkte.

Die Engländer hatten im Verlaufe des Jahres Spanien großen Schaden zugefügt, den Handel mit Amerika vernichtet, die Galionen weggenommen, die Schiffe bei jedem Zusammentreffen geschlagen, verbrannt, in den Grund gebohrt oder genommen, Elemente der Empörung in den großen Colonien ausgestreut, durch starke Schmuggelei die Industrie vernichtet und durch den unerlaubten Handel die

ganze Küstenbevölkerung demoralisirt. Gleichwohl hätten sie noch weit mehr Schaden thun können; nichts hätte sie gehindert, den Zustand des Verfalles zu benutzen, in dem sich die meisten Seeplätze befanden, um sie zu belagern und zu erobern. Sie hatten dies nicht einmal versucht, weil sie die Kräfte, die sie an andern Punkten nützlicher brauchen konnten, nicht auf untergeordnete Unternehmungen wenden wollten. Sie hatten Spanien nur in dem Maße geschadet, wie es ihrem Vortheile zusagte und den Krieg zu den Verhältnissen einer großen Handelsspeculation heruntergebracht; jetzt aber, da die Heere Frankreichs in die ganze Halbinsel eindrangen, konnte man sicher darauf rechnen, daß sie ihr Operationssystem ändern würden. Was sie gegen einen ihrer Sache halb ergebenen Feind nicht hatten unternehmen wollen, versuchten sie sicherlich gegen das Spanien, das gewissermaßen ein Zubehör der Land- und Militärmacht Frankreichs geworden war. Ihre Geschwader im Mittelmeere und im Ozeane beschränkten sich jetzt gewiß nicht mehr, wie bisher, darauf, die Schmuggler von Andalusien, Catalonien, Galizien, Asturien und Biscaya zu schützen; sie verwendeten sie nun, um Cadix, Cartagena, Tarragona, Barcellona, Ferrol, Santander und Bilbao wegzunehmen. Namentlich würden sie in Bezug auf Portugal Alles aufbieten, um ihren Einfluß an den Ufern des Tajo wieder zu gewinnen. Bald sollten wir sie auf diesem Kampfplatze erscheinen sehen, den wir ihnen selbst eröffnet hatten, um uns zu bekämpfen.

Mit den 25,000 Mann Junots und den 25,000 Mann Solanos und Tarancos konnten wir unmöglich den Forderungen einer so complizirten Lage genügen. Frankreich vermochte nicht, in den Grenzen des Vertrags von Fontainebleau zu bleiben; es hätte so leichtsinnig und verblendet sein

müssen wie der Friedensfürst, um diesen Vertrag für ernstlich gemeint zu halten. Die Truppen des Generals Junot waren offenbar nur der Vortrab einer viel bedeutenderen Armee, welche alle bedroheten Punkte der Halbinsel besetzen und vertheidigen sollte.

Die festen Plätze, die zwischen den Pyrenäen und dem Ebro liegen, stehen alle, wie ungleich sie auch an Bedeutung sein mögen, mit einander in Verbindung und bilden im Ganzen ein furchtbares Geflecht. Die hauptsächlichsten sind in Catalonien Figueira, Girona und Barcellona; in Navarra Pampelona; in Biscaya und Guipuzcoa San Sebastian und Bilbao. Alle diese Plätze zeichnen sich durch ihre vortreffliche militärische Lage aus und bilden das Bollwerk des Reiches nach Frankreich zu. Die große Straße, welche von Bayonne an den Ebro führt, geht unter den Kanonen von San Sebastian vorbei. Pampelona vertheidigt die Straße, welche von Irun aus über Tudela nach Madrid führt. An den mittelländischen Abhängen der Gebirge von Catalonien decken Figueira, Girona und Barcellona Valencia und Saragossa. Der Besitz aller dieser Plätze war für uns unumgänglich nothwendig, um unsere Verbindungslinien so wie den Proviant zu sichern. Sicilien, Malta und Gibraltar wimmelten in diesem Augenblicke von englischen Truppen. Wer konnte uns bürgen, daß sich Spanien aus Verzweiflung, sich unterjocht zu sehen, nicht in die Arme Englands warf und ihm zugleich die Schlüssel seiner Hauptseeplätze überlieferte? Barcellona besonders, das eine Bevölkerung von 100,000 Seelen und einen vortrefflichen Hafen hat, welcher durch zwei fast uneinnehmbare Citadellen vertheidiget wird, hatte eine unberechenbare militärische Wichtigkeit. Wurde dieser furchtbare Platz von einer englischen Armee besetzt und vertheidiget, von den

Geschwadern dieser Nation unablässig mit Lebensmitteln, Waffen und Munition versehen, so entzogen sie uns Murcia und Andalusien, d. h. den ganzen Küstenstrich am Mittelmeere und machten dadurch die Ausführung des Continentalsystems in den Häfen der Halbinsel unmöglich. Wir konnten also eine solche Stadt nicht in zweifelhaften Händen lassen.

Alle diese Betrachtungen zusammen veranlaßten den Kaiser, einen großen Entschluß zu fassen. Vor der Schlacht von Jena hatte ihn Spanien, als es ihn für bedrohet gehalten, verlassen und sich mit seinen Feinden vereinigen wollen. Jetzt rächte er sich; er täuschte es seiner Seits und sagte sich, man brauche ehrlich und treu nur gegen treue und aufrichtige Seelen zu sein, gegen falsche und treulose Freunde wären List und Betrug erlaubte Waffen. Der Friedensfürst war jetzt ein abgenutztes Werkzeug; er opferte ihn, er opferte selbst den jungen König von Etrurien. Er ließ an die Stelle des Vertrags von Fontainebleau einen andern Plan treten, nach dem ihm Spanien sicherer unterworfen werden mußte, als es durch die erzwungene Hingebung des Friedensfürsten oder des Prinzen von Asturien hätte geschehen können. Er wollte nämlich alle zwischen den Pyrenäen und dem Ebro liegenden Provinzen mit seinem Reiche vereinigen und Spanien durch ganz Portugal entschädigen. Da es nun ein großes Interesse haben mußte, diese neue Besitzung zu vertheidigen und zu behalten, so sah es sich genöthiget, alle seine Kräfte darauf zu verwenden und es wurde so ein furchtbarer Hebel in unsern Händen gegen England. War der Kaiser einmal Herr von Biscaya, Guipuzcoa, Navarra und Catalonien, so beherrschte er die großen Linien, die nach Castilien und Murcia führen; Madrid lag in seiner Hand und der Hof konnte

ohne seinen Willen kein Regiment und keine Kanone bewegen. Wer dann auch regierte, Karl IV., die Königin, Godoy oder Ferdinand, ihm war es gleichgiltig; Spanien war gebunden und unlöslich an sein Schicksal gefesselt. Als dieser Plan einmal gefaßt war, kam es darauf an, ihn schnell und klug auszuführen. Er mußte besonders List angewendet werden; man durfte in Madrid unsere Absichten erst erfahren, wenn der Hof sie nicht mehr zu hindern vermochte.

Seit mehrern Monaten sammelten sich verschiedene Armeecorps, welche die Halbinsel besetzen sollten, theils in der Bretagne, theils an den Ufern der Gironde, in Poitou und Orleans, theils endlich in Italien und sobald ihre Einrichtung vervollständigt war, wurden sie nach den Pyrenäen gewiesen. Die ersten Divisionen, welche das Beobachtungscorps an der Gironde hießen, gingen am 22. November über die Bidassoa. Sie bestanden in 24,000 Mann Infanterie, 3600 Pferden und 38 Kanonen. Zum größten Theil waren sie aus Recruten gebildet, die von der Aushebung von 1808 vorweg genommen waren und als Reservelegionen zur Bewachung der Grenze dienen sollten. Dupont, der sich in den letzten Feldzügen in Deutschland mit Ruhm bedeckt hatte, befehligte sie. Dieser General führte seine Truppen zuerst an den Ebro, dann nach Valladolid, wo er blieb. Am 9. Januar 1808 drang ein neues Armeecorps, 28,000 Mann stark mit 2700 Pferden, ebenfalls wie das erste aus jungen Soldaten bestehend, auf demselben Wege in Biscaya ein. Es stand unter dem Marschall Moncey, der schon 1794 in der Halbinsel sich ausgezeichnet hatte. Ein drittes, minder starkes Corps als die beiden andern (es bestand nur aus 12,000 Mann mit 2000 Pferden) brach von Perpignan auf, wo es sich ge-

bildet hatte und rückte in den ersten Tagen des Februars in Catalonien ein. Es wurde von dem General Duhesme befehliget und bestand fast ganz aus Italienern. Die dritten und vierten Bataillone der Regimenter, die in Portugal dienten, vereinigten sich in St. Jean Pied de Port zu einer Brigade und rückten in Navarra ein. Andere Corps endlich, die theils aus Schweizer-Regimentern, theils aus jungen Recruten von 1808 oder aus Bataillonen und Schwadronen bestanden, welche man aus den Depots von Boulogne genommen hatte, bildeten sich unter den Generalen Verdier und Lassalle in Orleans und Poitiers, um die bereits in Spanien eingerückten zu verstärken. Alle diese Streitkräfte zusammen überstiegen weit die Zahl von 40,000 Mann, welche Frankreich nach dem Vertrage von Fontainebleau vom 20. November 1807 verfügbar halten sollte. Ihre Einrichtung und Verwendung entgingen der Aufmerksamkeit des Hofes von Madrid, der ihre wirkliche Bestimmung erst erfuhr, als sie nach einander wie eben so viele Ströme sich von den Pyrenäen herab gegen den Ebro ergossen.

Die Plätze Figueira, Barcellona, Pampelona und San Sebastian waren meist schlecht mit Lebensmitteln und unzureichenden Garnisonen versehen und in Folge der Genauigkeit und Kraft, mit welcher die Befehle des Kaisers ausgeführt wurden, fielen sie alle und fast an einem und demselben Tage in unsere Hände. Die List öffnete uns die Thore und die Feigheit oder Sorglosigkeit überlieferte sie uns.

In den ersten Tagen des Februar 1808 drang der Brigadegeneral Darmagnac durch den Paß von Roncevaux in Navarra ein und marschirte mit nur drei Bataillonen rasch gegen Pampelona. Die Stadt, die nicht befestiget war, öffnete ihm die Thore und nahm ihn herzlich auf.

Der Marquis von Valsantoro aber, der Vicekönig von Navarra, welcher in der Citadelle befehligte, war auf seiner Hut. Am 16. Februar früh erschienen 60 entschlossene französische Soldaten an den Thoren der Citadelle, um da wie gewöhnlich ihre Rationen in Empfang zu nehmen. Es regnete. Einige stellten sich nachlässig an der Brücke auf und andere flüchteten sich, wie um sich vor dem Regen zu schützen, in die Hauptwache. Auf ein gegebenes Zeichen bemächtigten sich diese der Gewehre des Postens und entwaffneten die Schildwachen. Der General Darmagnac selbst eilte an der Spitze eines Bataillons herbei und nahm die Citadelle.

Der General Nicholas, der von dem Armeecorps des Generals Duhesme detaschirt war, erschien am 16. Febr. mit zwei Bataillonen an dem Thore von Figueira, wurde allein zu dem Commandanten geführt und kündigte ihm an, daß nächstens eine hochgestellte Person in Spanien erwartet werde. Er ließ merken, daß diese Person keine andere sei, als der Kaiser Napoleon selbst und setzte hinzu, er habe Befehl, ihn in Figueira zu erwarten. Mit der unschuldigsten Miene von der Welt bat er dann, einige Tage mit seinen Truppen in der Citadelle bleiben zu dürfen. Der Commandant war ein alter nicht eben scharfsinniger Mann und die Garnison bestand nur aus 300 Mann. Er ging in die ihm gelegte Schlinge und öffnete die Thore den beiden französischen Bataillonen, die sich da festsetzten, um erst auf Befehl des Kaisers wieder abzuziehen.

Duhesme war ohne Arg in den Mauern von Barcellona aufgenommen worden; er hatte angekündiget, daß er nur kurze Zeit bleiben werde und daß er sich nach Valencia zu begeben habe. Am 16. früh ließ er seine Truppen auf dem Glacis der Citadelle versammeln und musterte sie.

Die Einwohner der Stadt fanden sich in Menge da ein, selbst die spanischen Soldaten kamen ohne Waffen und ohne Arg und mischten sich unter das Volk. Der Gouverneur, welcher keinen Hinterhalt ahnete, hatte die Thore der Citadelle unbesetzt gelassen und die Zugbrücken waren niedergelassen. In dem Augenblicke als der General Lecchi schweigend an seinen Infanterielinien hinging, traten plötzlich zwei Compagnien vor und eilten auf die erste Zugbrücke. Die spanischen Soldaten wollten sie emporziehen, der General Lecchi selbst kam aber in Galopp mit seinem ganzen Stabe herbei und rief laut, man möge die Brücken nur lassen, er wolle den Commandanten der Citadelle begrüßen und sich mit ihm besprechen. Der überraschte und eingeschüchterte spanische Posten ließ sich umzingeln; unsere Bataillone rückten näher und über die Zugbrücken und der Gouverneur sah sich genöthiget, uns die Schlüssel der Citadelle zu übergeben.

Wir hatten nur noch das Fort Montjouy zu nehmen, das auf einem Felsen liegt und den Hafen wie die Stadt beherrscht. Der General Graf Ezpeletta da Veyre, Generalcapitain von Catalonien, hatte sich da mit einer hinreichenden Besatzung eingeschlossen. Die Leichtigkeit, vom Meere aus alle Bedürfnisse zu erhalten, gab ihm die Mittel, den Widerstand dauernd zu machen; aber der Graf Ezpeletta war, wie der Commandant von Figueira, ein furchtsamer Greis. Auf die erste Aufforderung, sein Fort zu übergeben, hatte er eine abschlägige Antwort gesandt und Duhesme drohete ihm nun mit dem ganzen Zorne des Kaisers. Die Besorgniß, einen Bruch zwischen seinem Vaterlande und Frankreich herbeizuführen, ängstigte den alten Mann und er öffnete uns die Thore von Montjouy.

San Sebastian hatte dasselbe Schicksal wie Pampelona

und Barcelona und die List machte uns ebenfalls zu Herren desselben. Der General Thouvenot erschien vor dem Orte mit einer ganz kleinen Anzahl von Mannschaft und bat, einige Tage da bleiben zu dürfen. „Er wolle sich nur so „lange aufhalten, um seine Nachzügler an sich zu ziehen.“ Die Soldaten kamen nach und nach, Anfangs in sehr kleinen Abtheilungen, bald aber so zahlreich an, daß die spanische Besatzung im Vergleich mit ihnen nur noch eine Handvoll Leute war. Der Gouverneur erkannte zu spät, daß er überlistet worden sei, ließ geschehen, was er nicht mehr hindern konnte und übergab dem General Thouvenot das Commando.

So hielt Frankreich zu Ende Februars die Plätze Pampeluna, Figueira, Barcellona und San Sebastian besetzt, bedeckte mit seinen Armeen Navarra, Catalonien und Biscaya und beherrschte alle großen Straßen, die nach Madrid und Valencia führten. Seine Stellung war furchtbar und von dem militärischen Besitz der Nordprovinzen bis zum politischen blieb nur noch ein Schritt zu thun.

Das Einrücken des zweiten Corps und sein Marsch auf Valladolid hatten den Hof von Madrid weder überrascht noch beunruhiget. Er erklärte sich diese Bewegung durch die Nothwendigkeit, die etwas gefährdete Armee Junots zu decken; als er aber erfuhr, daß das Armeecorps Duhesme's und das des Marschalls Moncey ebenfalls über die Pyrenäen gegangen, wurde er mißtrauisch. Der Friedensfürst sehnte sich, sein Fürstenthum Algarbien in Besitz zu nehmen und die Königin wollte das Schicksal ihrer Tochter, der Exkönigin von Etrurien, geordnet sehen. Beide drangen also auf die Ausführung des Vertrags von Fontainebleau. „Portugal ist erobert,“ sagte der Friedensfürst, „seine „Hauptstadt besetzt und das Volk unterworfen. Der Re-

„gent und sein Hof sind nach Brasilien geflohen; worauf „warten wir noch? Lassen Sie uns das Land theilen." Der französische Gesandte, der alle diese Aeußerungen von Ungeduld mit anhören mußte, hatte Noth, sie zu beruhigen. Der Hof fing an zu fürchten, Frankreich wolle sich der Erfüllung seiner Verpflichtungen entziehen. Auch Anderes kam noch dazu, um diese erste Unruhe zu steigern. Er bekam Nachricht von einem am 23. December in Mailand erlassenen Decrete, durch welches der Kaiser Portugal eine Kriegssteuer von hundert Millionen Francs zum Rückkauf des Eigenthums der Privatpersonen auferlegt und den General Junot zum Gouverneur des eroberten Landes ernannt hatte. Beauharnais bestätigte diese neuen Entschließungen seines Gebieters und erklärte sie. „Es ist der „Augenblick noch nicht gekommen," sagte er zu dem Friedensfürsten, „zur Theilung Portugals zu schreiten; zuerst „muß die Eroberung befestiget werden. Der Kaiser ersucht „Se. katholische Majestät zu bewilligen, daß die Ausführung des Vertrags von Fontainebleau verschoben werde „und die ganze Regierungsgewalt in Portugal provisorisch in den Händen des Generals Junot verbleibe *)." Diese Erklärung öffnete dem Günstlinge die Augen; er sah endlich ein, daß der Kaiser Napoleon ihn hintergangen habe, daß das Anerbieten eines Fürstenthums eine Schlinge und er nur ein Werkzeug in den Händen des Gebieters von Frankreich gewesen. Die vertraulichen Briefe seines Agenten aus Paris benahmen ihm die Hoffnung vollends. Isquierdo schrieb ihm, er bemerke ein auffallend kälteres Benehmen des Herrn von Champagny gegen ihn, man lasse es merken, das man ihn zurücksetze, während man mit dem

*) Schreiben von Beauharnais vom 8. Februar 1808.

Fürsten von Masserano eifrig unterhandele, der Kaiser habe sich nach seiner Zurückkunft aus Italien Worte des Tadels und der Geringschätzung gegen die Person des Günstlings entschlüpfen lassen und selbst Murat, der bisher in den Tuilerien die Interessen des Fürsten stets gefördert, scheine ihn aufzugeben.

Der Kaiser hatte von dem Senate die Bewilligung der Aushebung von 80,000 Mann schon von dem Jahre 1808 verlangt und sie war bewilliget worden*). Die Minister hatten diese Maßregel durch die kritische Lage der Halbinsel motivirt, „die an der ganzen Ausdehnung ihrer Küsten „durch die Truppen und Flotten Englands bedroht werde.“ Godoy stellte sich als sehe er diese Gefahren nicht; er sah nur die Hand des Kaisers, die sich über Spanien ausstreckte, um dasselbe zu unterwerfen und über ihn selbst, um ihn dem Hasse seiner Feinde zu opfern. Und nicht blos am Hofe wurde man allmälig enttäuscht; auch der ganzen Nation gingen die Augen auf. Bei dem Anblicke der zahlreichen Bataillone, welche in das Land rückten, war sie allmälig aus dem langen Schlummer erwacht; sie hatte um sich gesehen und sich gefragt, wo die drohende Gefahr sei, welche eine so bedeutende Machtentwickelung ihres Verbündeten nöthig mache. Sie kannte den Vertrag von Fontainebleau nicht und war nicht aufgeklärt genug, um das zu errathen, was der Friedensfürst so sorgfältig zu verheimlichen wußte. Die Meinung war getheilt; einige, welche das Genie Napoleons bewunderten, wiegten sich in der Hoffnung, der große Mann habe Mitleid mit ihrem Unglücke und häufe in Spanien so viel Truppen auf, um sie von dem verhaßten Günstlinge zu befreien, der sie regierte;

*) Senatsbeschluß vom 22. Januar.

andere, klügere, fürchteten, er habe die Expedition gegen Portugal nur unternommen, um einen Vorwand zu haben, Truppen nach Spanien zu bringen und die Anwesenheit der Truppen sei nur der Weg zur Eroberung. Das Decret, welches Portugal eine Abgabe von 100 Millionen auferlegte, berührte selbst unsere ergebensten Anhänger schmerzlich und rechtfertigte alle Beschuldigungen unserer Feinde. Man hatte um so größeres Mitleid mit den Portugiesen, da man zu fürchten anfing, ihr Schicksal eines Tages selbst zu erfahren.

Das Gesuch des Prinzen von Asturien an den Kaiser, ihm eine Gemahlin zu wählen, war für Niemand mehr ein Geheimniß; der Name Tascher befand sich in Aller Munde; der Kaiser aber, welcher in den Tuilerien wie in Madrid Hoffnungen unterdrücken wollte, die er nicht zu erfüllen gedachte, vermählte die Nichte der Kaiserin mit dem Herzoge von Aremberg*). Dieser Schritt machte in Madrid einen schmerzlichen Eindruck. Niemand, nicht einmal Beauharnais, wußte, daß der Kaiser die Absicht habe, die Tochter Lucians mit Ferdinand zu verbinden. Man legte die Vermählung des Fräulein Tascher ganz anders aus und glaubte

---

*) Diese Verbindung war keine glückliche. Fräulein Tascher kümmerte sich so wenig um den Herzog von Aremberg, als er um sie. Sie waren auf Befehl des Gebieters vermählt, aber man sagt, die eheliche Verbindung sei nicht vollzogen worden. Nach einigen Jahren lösete eine Scheidung Bande, welche von beiden Seiten das Herz verschmähete. Im Jahre 1814 ergriff Fräulein Tascher aus Unzufriedenheit mit dem Schicksale, das der Kaiser ihr bereitet hatte, die Partei der Bourbons. Ludwig XVIII. übernahm ihre Versorgung, verband sie mit dem Grafen von Cuitry und stattete sie prächtig aus. Er sicherte ihr eine Rente von 35,000 Francs.

darin ein Zeichen der Abneigung gegen den Prinzen von Asturien zu sehen. Die Besorgnisse wuchsen also. „Die „Begeisterung für Frankreich erlöscht ganz und gar," schrieb am 15. Februar Beauharnais; „man kann sich unser Ver„fahren in Portugal nicht erklären. Was bedeuten, fragen „die Spanier, diese entsetzlichen Kriegssteuern, mit denen „man ein Land belastet, das sie nicht bezahlen kann? Das „Einrücken des dritten Armeecorps hat einen peinlichen „Eindruck hervorgebracht, besonders aber werden alle Gut„gesinnten durch die Vermählung des Fräulein Tascher de „la Pagerie entmuthiget*). Die Spanier halten sich für „verlassen von Frankreich und das Volk, das noch unent„schlossen ist, was es thun soll, sucht zu ergründen, ob es „sich selbst retten kann. Godoy seiner Seits verliert jede „Fassung; seine Verlegenheit und Besorgniß ist auf's Höchste „gestiegen."

So herrschte am Hofe wie überall eine unklare Besorgniß, mit der sich aber bereits Leidenschaften verbanden. Man wagte es noch nicht, uns laut anzuklagen, aber man fing an, uns schlimme Plane gegen die Sicherheit und Unabhängigkeit des Landes zuzuschreiben, als man mit einem

*) Herr Bignon behauptet, der Kaiser habe Herrn von Beauharnais laut gemißbilliget, daß er seinen Character als Gesandter durch die Förderung einer Verbindung zwischen Fräulein Tascher de la Pagerie und dem Prinzen von Asturien gefährdet habe. Wir haben aber in dem Archive kein Schreiben gefunden, das den geringsten Ausdruck von Tadel über das Verhalten des Herrn von Beauharnais enthielte. Wenn dieser Gesandte so stark getadelt worden wäre, als es Herr Bignon versichert, würde er sicherlich nicht in so freier Sprache, wie er es in mehrern seiner Depeschen thut, die Vermählung des Fräulein de la Pagerie beklagt haben.

Male erfuhr, unsere Truppen hätten sich mit List der Hauptplätze im Norden bemächtiget. Ein allgemeiner Schrei der Entrüstung erhob sich alsbald gegen den Kaiser und den Friedensfürsten; man glaubte, sie wären im Einverständniß mit einander; man enthüllte zum ersten Male das Geheimniß der Unterhandlung von Fontainebleau und beschuldigte den Günstling, sein Vaterland an Frankreich verkauft und als Preis für seinen Verrath das Fürstenthum Algarbien erhalten zu haben. Unsere Anhänger, deren Zahl sich von Tage zu Tage verminderte, wagten nur noch schüchtern, uns zu vertheidigen. „Da Napoleon," sagten sie, „dem „Günstlinge nicht trauen konnte, so mußte er sich Bürg„schaften sichern." Mißtrauen und Entmuthigung erfüllten alle Herzen. „Die öffentliche Meinung spricht sich täglich „mehr gegen Frankreich aus," schrieb Beauharnais. „Die „Nachrichten aus Barcelona, Pampelona und Figueira be„trüben und reizen auf; man zählt die Truppen, die sich „auf der Halbinsel befinden und der Gedanke an eine Zer„stückelung erschreckt Alle*)."

Der Hof war bestürzt, der Friedensfürst schämte sich und die Verachtung, die der Kaiser ihm zeigte, erfüllte ihn mit Zorn und Verdruß. Was sollte, da er von ganz Spanien gehaßt wurde, aus ihm werden, wenn ihm Napoleon seine Unterstützung entzog und ihn der Welt als Werkzeug des Verderbens und der Knechtung seines Vaterlandes darstellte? Vergebens würde er eine Zuflucht in der Liebe seiner Gebieter suchen. Der alte König und die Königin mußten ohnmächtige Stützen gegen den entfesselten Strom des Volkshasses sein. Nicht einmal der traurige Trost der

*) Schreiben des Herrn von Beauharnais an Herrn von Champagny vom 22. und 25. Februar und vom 4. März 1808.

Klage blieb ihm. Er mußte, um nicht den Zorn des Kaisers zu reizen, stillschweigend die Beleidigung hinnehmen, die jener ihm anthat und er sah sich von eisernen Banden umschnürt. Kaum wagte er einige schüchterne Klageworte. Als er auf das offizielle Verlangen antwortete, das Frankreich an ihn stellte, die Plätze zu überliefern, sagte er mit verbissenem Ingrimm zu Beauharnais: „es thut mir leid, „daß die französischen Truppen in die Plätze Pampeluna „und Barcellona eingerückt sind, ehe ich Befehle erlassen „habe; das macht den traurigsten Eindruck. Diese Befehle „sind vierundzwanzig Stunden nach der Ankunft der Franzosen angelangt."

Der Fürst bemühte sich die geheimen Pläne des Kaisers zu errathen. Warum diese Nichtachtung eines vor kaum vier Monaten mit jedem Scheine von gutem Glauben abgeschlossenen Vertrags? Wozu diese Truppenmassen, die in allen Richtungen vorrückten und schon die Hauptstadt umringt hatten? Warum endlich dieses letzte Attentat gegen die Unabhängigkeit des demüthigsten und unterwürfigsten Verbündeten? Der Agent, welchen der Günstling in Paris hielt, Isquierdo, erschien persönlich um ihm das Räthsel zu lösen. Er kam in den letzten Tagen des Februars in Madrid an und theilte dem Fürsten den Plan mit, welchen der Kaiser an die Stelle des Vertrags von Fontainebleau treten lassen wollte. Das Unglück gab dem Friedensfürsten wieder einige Energie. Er schickte sofort seinen Agenten wieder nach Paris mit Instructionen, die ihm auftrugen, alle vorgeschlagenen Grundlagen zurückzuweisen.

Isquierdo kam um den 10. März wieder in Paris an und alsbald begannen die Unterhandlungen. Duroc und der Fürst von Talleyrand erhielten den Auftrag, mit diesem

Agenten die Interessen Frankreichs zu besprechen. Herr von Talleyrand soll sich mit aller Geisteskraft dem von Napoleon in Spanien angenommenen Systeme widersetzt haben. Es giebt aber keine irrigere Behauptung. Talleyrand besaß weder Patriotismus noch Muth genug, um mit Nachdruck und Ausdauer in irgend einem Punkte die Ideen und Leidenschaften des Kaisers zu bekämpfen. Was namentlich die spanische Frage betrifft, so steht es jetzt geschichtlich fest, daß er Napoleon vielmehr anreizte als zurückhielt. Wir verlangen keinen andern Beweis als die Hauptrolle, die er in den Unterhaltungen vom März 1808 annahm und durchführte. Er war trostlos darüber, daß er nicht mehr Minister war, fürchtete bei Seite geschoben und vergessen zu sein und ergriff begierig die erste sich darbietende Gelegenheit, um in den großen Regierungsangelegenheiten wieder thätig zu werden. Hier die Grundlagen, die er am 29. März von Seiten des Kaisers Isquierdo vorlegte:*)

Die Franzosen und die Spanier können frei Handel in ihren resp. Colonien treiben, die Franzosen in den spanischen Colonien als wenn sie Spanier wären, die Spanier in den französischen Colonien als wenn sie Franzosen wären. Kein Unterthan einer andern Regierung kann auf denselben Fuß der Gleichheit in den Colonien der beiden Mächte gestellt werden.

Um die Streitigkeiten zu vermeiden, welche zwischen beiden Regierungen über den fortwährenden Marsch der Armeen durch die Halbinsel entstehen könnten, tritt Frankreich Portugal an Spanien ab. Spanien überläßt ihm dafür ein Gebiet von gleicher Größe am linken Ebroufer.

---

*) Im Archiv der auswärtigen Angelegenheiten.

Die spanische Thronfolgeordnung wird definitiv geordnet.

Der Kaiser sucht den Wunsch Sr. kathol. Majestät, den sie ihm neuerlich in einem vertrauten Briefe ausgedrückt hat, zu befriedigen, nämlich den Prinzen von Asturien mit einer Prinzessin der kaiserlichen Familie zu verbinden; aber dieses mündliche Versprechen gehört nicht zu dem Vertrage. Zwischen den beiden Mächten besteht ein dauerndes Schutz- und Trutzbündniß. Eine Uebereinkunft regelt weiter das Contingent von Truppen und Schiffen, das sie eintretenden Falls einander zu liefert haben. —

Isquierdo sprach energisch gegen so seltsame Anträge. Er sagte, Spanien könnte den französischen Kaufleuten nie Zutritt in seine Colonien gestatten und ihnen gleiche Rechte mit den eigenen Unterthanen geben, ohne seine transatlantischen Besitzungen sich zu entfremden. Er setzte hinzu, daß England nie würde einwilligen, daß man Frankreich ein solches Vorrecht gestatte und daß die spanischen Colonien für das Mutterland wie für Frankreich verloren sein würden, weil Spanien in Kriegszeiten mit ihnen nicht in Verbindung sein könnte. Endlich könnte Se. kathol. Majestät das Verlangte nicht bewilligen ohne die Grundgesetze der Monarchie zu verletzen. Den Eintausch Portugals gegen die am linken Ufer des Ebro gelegenen Provinzen bekämpfte Isquierdo sehr heftig. „Er widerspräche ganz und gar den „Bestimmungen des Vertrags von Fontainebleau. Das „Haus Spanien hätte bereits das Königreich Etrurien ver„loren. Um es dafür zu entschädigen, hätte Frankreich „ihm ausdrücklich den ganzen Theil Portugals zwischen dem „Duero und Minho mit der Stadt Oporto zugesagt. Der „Plan, den es jetzt vorlegte, sollte dem Könige von Etru„rien jede Entschädigung nehmen. Das wäre weder recht

„noch billig. Die Rechte des jungen Prinzen wären heilig „und Niemand dürfe sie mit Füßen treten. Uebrigens „wäre das seiner Colonien beraubte Portugal für Spanien „ein Besitz von keiner großen Bedeutung.“ Dann schilderte er die Verzweiflung, welche sich der Grenzbewohner der Pyrenäen bemächtigen würde, wenn sie sähen, daß ihre Gesetze, ihre Freiheiten, ihre Vorrechte Frankreich geopfert würden. „Ich für meinen Theil,“ setzte er hinzu, „werde „nie die Abtretung Navarra's unterzeichnen; ich müßte „fürchten ein Gegenstand des Hasses für alle meine Lands„leute zu werden.“ Er gab jedoch die Möglichkeit eines Austausches der Provinzen am linken Ebroufer gegen Portugal zu, meinte aber, daß in diesem Falle die Nordprovinzen zu einem Königreiche Iberien oder einem iberischen Vicekönigreiche erhoben und entweder dem Könige von Etrurien oder einem spanischen Infanten übergeben werden müßten. Eine besondere Bestimmung hätte dann den Bewohnern dieser Gegenden die Erhaltung aller ihrer Freiheiten und Vorrechte zu verbürgen.

In Bezug auf das Bündniß endlich erklärte Isquierdo, daß seine Regierung keine Verbindungen eingehen könnte, die sie den Mitgliedern des deutschen Bundes gleich stellten. „Spanien,“ sagte er, „wird immer ein treuer Verbünde„ter Frankreichs sein; es will aber seine vollständige Un„abhängigkeit erhalten.“

Ehe diese wichtige Conferenz geschlossen wurde, erklärte Talleyrand dem Herrn Isquierdo, daß der Beschluß des Kaisers unwiderruflich sei und bestand darauf, daß der Hof von Madrid in der möglichst kürzesten Frist eine Antwort sende. Als der Courrier mit den Depeschen Isquierdo's in Madrid ankam, fand er den König Karl IV. nicht mehr auf dem Throne und Godoy nicht mehr an der

Spitze der Regierung. Eine Revolution hatte beide gestürzt und das Scepter dem Prinzen von Asturien in die Hände gegeben.

In den ersten Tagen des März war ein neues Armeecorps, stärker als alle andern, da es 35,000 Mann zählte, unter den Befehlen des Marschalls Bessières in Spanien eingerückt und gegen Vittoria marschirt. Dieses Corps steigerte die Gesammtzahl der französischen Truppen, die über die Pyrenäen gegangen waren, auf mehr als 100,000 Mann Um nicht Mißtrauen in der spanischen Regierung zu erregen, hatte Napoleon diese Armeecorps getrennt unter ihren resp. Führern gehalten; jetzt aber, da sie eine so starke Masse ausmachten, um allen möglichen Ereignissen die Spitze bieten zu können, beschloß er, sie unter einem Oberbefehlshaber zu vereinigen. Seinem Schwager, dem Großherzoge von Berg, vertraute er diesen schwierigen Posten an und diese Wahl war ein großer Fehler. Bei dem Zustande der Aufregung, in welchem sich die Gemüther in Spanien befanden, mußte man die ernstesten Ereignisse erwarten. Alles deutete auf einen der schrecklichen Ausbrüche, welche das Erwachen der Völker verkündigen. Unter solchen Umständen hätte an der Spitze der französischen Armee ein Mann mit sicherm Tacte und großer Klugheit stehen müssen. Dieser Mann war Murat nicht. So glänzend und unvergleichlich er an einem Schlachttage war, wenn er Schwadronen zu nehmen und feindliche Colonnen zu werfen hatte, so wenig paßte er für eine Lage, welche besonders große Gewandtheit erwartete. Der Großherzog von Berg kam am 13. März in Burgos an, übernahm sogleich die Zügel der Armee und rückte, ohne einen einzigen Tag zu versäumen, gegen Madrid.

Im Rathe des Königs hatten der Schrecken und der

Unwille den höchsten Grad erreicht. Godoy unterlag der Last seiner Fehler und des allgemeinen Hasses. Er sah nur einen schmählichen Fall, die Beschlagnahme aller seiner Güter, die Verbannung, vielleicht das Blutgerüst vor sich. Da entwarf er einen kühnen Gedanken. Wenn es ihm gelang seine Gebieter nach Amerika zu führen, entging er allem Unglücke, von dem er bedrohet war; er verließ ein Land, in welchem seine Gewalt und sein Name verflucht wurden und regierte Völker, die von seiner Sorglosigkeit noch nicht gelitten hatten, seine Herrschaft also bereitwilliger ertragen würden. Es eröffnete sich gleichsam eine neue Regierung für ihn; Karl IV. und dessen Familie fanden einen neuen Thron, ein unermeßliches Reich und alle Schätze Merico's und Peru's. Er redete demnach seinen Gebietern ein, Napoleon sei entschlossen sie zu entfernen, wie er das Haus Braganza entfernt habe. Er zeigte ihnen, wie seine Heere auf allen Wegen in das Herz der Monarchie eindrangen und auf dem Punkte standen, die königliche Wohnung zu umringen und wie der Schwager Napoleons vielleicht bestimmt sei den Thron zu besteigen, nachdem er sie von demselben vertrieben. „Das Haus Braganza „hätte sich der Schmach einer Abdankung nur durch die „Flucht nach Brasilien entziehen können. Das Haus Spa„nien müßte ebenfalls fliehen. Es würde jenseits des „Ozeanes große Besitzungen und zahlreiche Völker finden, „die seine Ankunft mit Freude begrüßen und ihm mit Liebe „gehorchen würden; aber man müßte sich beeilen, der „Strom des Feindes nahe und bald würde der Rückzug „unmöglich sein.“

Die Königin ließ sich leicht überreden. Seit zwanzig Jahren regierten sie und der Friedensfürst zusammen; sie hatten die Unfähigkeit und die Laster getheilt und verdien-

ten in gleichem Maße die Verachtung Spaniens. Die Königin wollte sich wie der Günstling der Volksrache und der Geißel der Invasion entziehen. Der König war schwerer zu überzeugen. Er konnte nicht zugeben, daß der Kaiser ihm seine Krone entziehen wollte. Noch ganz neuerlich, im Monat Februar, hatte ihm Napoleon zwölf prächtige Pferde zum Geschenke gesandt. Wie war eine so zarte Aufmerksamkeit mit dem schändlichen Plane einer Entthronung zu vereinigen?

Offenbar wäre es für die Interessen des Kaisers am besten gewesen, wenn die königliche Familie nach Mexico ausgewandert wäre; er hätte dann Spanien ohne rechtmäßige Herrscher gefunden, auf den leeren, verlassenen Thron einen seiner Brüder gesetzt und die dynastische Revolution, welche sicherlich bereits zu seinen eifrigsten Wünschen gehörte, wäre unmittelbar und ohne Erschütterung erfolgt; aber nicht in dieser Absicht hatte er Murat befohlen gegen Madrid zu rücken. Der Entschluß sich nach Mexico zu begeben war das Geheimniß der Königin und des Günstlings und es wurde so wohl bewahrt, daß Niemand etwas davon geahnt hatte, bis sie es dem Rathe vorlegten. Man sah wohl, daß sie die Absicht hatten den König hinweg zu führen, aber man wußte nicht wohin. Herr von Beauharnais wußte in diesem Punkte nicht mehr als die Andern. Napoleon gedachte sich selbst nach Madrid zu begeben und sich mit Karl IV. zu verständigen. Wie weit gingen damals seine Pläne? Gedachte er seinen Einfluß auf einen schüchternen alten Mann zu mißbrauchen und ihn moralisch zu zwingen, ihm sogleich seine souverainen Rechte zu übertragen? Es widerstrebt uns dies anzunehmen. Wir glauben vielmehr, sein Ehrgeiz beschränkte sich für den Augenblick darauf, dem Könige die

Einwilligung zu einem Eintausche Portugals gegen die Ebroprovinzen zu entreißen.

Nach langem Zögern hatte Karl IV. endlich den Bitten der Königin und des Günstlings nachgegeben und sich zur Abreise entschlossen. Am 15. März berief er seinen geheimen Rath und kündigte demselben seinen Entschluß an. Alsbald eilte ein Courrier nach Portugal, um dem General Solano den Befehl zu überbringen, in forcirten Märschen nach Sevilla zurückzukommen, um den Rückzug der königlichen Familie nach Cadix zu schützen. Alle verfügbaren Truppen, die wallonischen Garden, die Leibgarden, die Garnison von Madrid wurden nach Aranjuez berufen oder staffelweise auf der Straße Andalusiens aufgestellt. Der König sollte sich zuerst nach Sevilla begeben, von da aus von dem Kaiser Napoleon Erklärungen über die Gründe verlangen, die ihn veranlaßt hätten so viele Truppen auf der Halbinsel zu sammeln und Bürgschaften für die Sicherheit der königlichen Familie und die Unabhängigkeit des Reiches fordern. Wenn die Antwort nicht befriedigend ausfiel, sollten der König und seine Familie nach Cadix reisen und von da sich unter dem Schutze der englischen Flotte, die vor dem Hafen kreuzte, nach Amerika einschiffen.

Der Plan der Abreise war bald für Niemand ein Geheimniß mehr; er enthüllte sich Allen in den tausend Vorbereitungen zu einer langen Reise. In allen königlichen Residenzen, namentlich in dem Palaste zu Aranjuez arbeiteten viele Leute Tag und Nacht. Man packte die reichen Tapeten, die kostbaren leicht zu transportirenden Meubles, das Gold- und Silbergeschirr, die Diamanten der Krone, die Gemälde der großen Minister, sowie das geheime Archiv des Hofes ein. Von Aranjuez und vom

Escurial gelangte die Nachricht nach Madrid und verbreitete da Bestürzung. Tausend riefen: „nur Godoy kann „seine Souveraine auf den Gedanken gebracht haben ihre „Krone und ihr Volk den Händen der Fremden zu über„lassen; diese Flucht kann nur der Preis eines schändlichen „Handels sein.“ Der Rath von Castilien machte sich zum Dollmetscher des allgemeinen Schmerzes; er sandte eine Deputation an den König, um ihn zu beschwören eine Trennung nicht auszuführen, welche seine Unterthanen in Europa in Verzweiflung stürzen würde. Karl IV. schien aus Verstellung, oder weil ein solcher Schritt seinen Entschluß wirklich erschütterte, den dringenden Bitten des Rathes von Castilien nachzugeben. Er erklärte in einer Proclamation vom 16. März, daß die Zusammenziehung der Truppen in Aranjuez keineswegs den Zweck habe seine Person zu vertheidigen noch ihn auf einer Reise zu begleiten, welche nur das Uebelwollen für nothwendig erklären könnte. Er betheuerte, daß die französische Armee mit friedlicher Absicht durch das Reich ziehe und setzte hinzu, daß er im Nothfalle sein Vertrauen und seine Kraft in der Hingebung seiner geliebten Unterhanen suchen würde. Diese Proclamation beruhigte die Gemüther einigermaßen, aber man erfuhr bald, daß die Vorbereitungen zur Reise thätiger als je betrieben würden. Die Garnison von Madrid hatte den Befehl erhalten in der Nacht vom 16. zum 17. sich nach Aranjuez zu begeben und dies überzeugte selbst die Ungläubigsten. Da brach die Volksleidenschaft, die lange verhaltene, ungestüm und schrecklich los. Am 17. früh eilten bewaffnete Volksmassen von allen Seiten nach Aranjuez; das ganze Land umher stand auf; man umringte den Palast, man rief nach dem Könige und wollte sich der Abreise desselben widersetzen. Unter den Ruf der Liebe des

Volkes gegen seinen Fürsten mischte sich das Geschrei: „Tod dem Godoy.“ Verkleidete Führer eilten in der Menge umher und leiteten sie mit einer großen Ordnung und Disciplin.

Die königliche Familie verbrachte den 17. in unbeschreiblicher Angst. Der König zögerte vor diesen Aeußerungen des Volkes von Neuem; er berieth sich zum letzten Male mit seinem geheimen Rathe und endlich nach sehr langen und sehr stürmischen Verhandlungen wurde die Reise unwiderruflich beschlossen. Der Prinz von Asturien, welcher der Berathung beigewohnt hatte, sagte nach der Beendigung derselben zu den Leibgarden, die in dem Dienstsaale versammelt waren: „der Friedensfürst ist ein Verräther; er will meinen Vater fortführen; hindert ihn an der Abreise.“ Allem Anscheine nach waren diese Worte ein Signal; es bestand eine weitverzweigte Militärverschwörung, an deren Spitze der Prinz stand und es handelte sich nicht blos darum, die Abreise des Königs und der Königin zu verhindern, sondern auch den Günstling zu stürzen und die alten Herrscher zur Abdankung zu zwingen. Ein Vorfall beschleunigte den Ausbruch. Am 17. Abends zwischen elf und zwölf Uhr begegnete eine Patrouille einer verschleierten Dame, die geheimnißvoll aus dem Palaste des Friedensfürsten kam. Als sie nach ihrem Namen, ihrem Stande und den Ursachen ihres nächtlichen Weges befragt wurde, weigerte sie sich hartnäckig sich zu nennen. Die Soldaten bemächtigten sich ihrer, zogen ihr den Schleier ab und erkannten die Maitresse des Friedensfürsten, Donna Josepha Tudo, Gräfin von Castelfiel. Alle diese Männer waren im Complott. Bei dem Anblicke der Gräfin zweifelten sie nicht, daß der Friedensfürst ihr bald folgen werde und daß die Abreise des Königs noch in dieser Nacht stattfinden

sollte. Da gab der Führer das verabredete Zeichen; in einem Augenblicke rückten alle in Aranjuez versammelten Truppen in der größten Ordnung aus ihren Casernen und statt sich um den alten König und die Königin zu schaaren und deren Flucht zu schützen, widersetzten sie sich derselben vielmehr, umringten den Palast, besetzten alle Ausgänge und wurden so die Kerkermeister ihrer Gebieter.

Die Häuser, die Straßen, die Plätze waren von Massen Volkes erfüllt. Die ganze Menge schlief, in einem Augenblicke aber erhob sie sich wie durch Zauberei und die kurz vorher so stille Stadt ertönte von tausendfachem Geschrei. Von allen Seiten lief man herbei und bewaffnete man sich; einige wollten sich den Truppen anschließen, welche den Palast umringt hatten, andere begaben sich bei Fackelschein und unter dem Rufe: Tod dem Godoy! nach dem Palaste des Friedensfürsten. Wachen vertheidigten den Zugang; das Volk entwaffnete sie, zerschlug die Thore, stürzte in den Palast hinein, erfüllte die Höfe, die Zimmer, lief die Treppen hinauf und hinunter und suchte überall den Mann, den es haßte und den es opfern wollte. Vergebens! Statt des Friedensfürsten fanden die Aufrührer nur seine Gemahlin und Tochter. Bei dem Anblicke dieser weinenden und fast ohnmächtigen Frauen blieben sie ehrerbietig stehen, begleiteten sie aus dem Palaste hinaus, spannten sich an den Wagen und brachten sie in den Palast des Königs; dann kehrten sie in das Haus zurück und suchten ihren Feind von Neuem. Da sie ihn nicht fanden, rächten sie sich an den Meubles; Alles, was ihnen in die Hände fiel, wurde zerschlagen und zertrümmert; doch entehrten sie ihre Gewaltthätigkeiten nicht durch Raub; sie verließen das sonst prächtige Haus, das sie in einem Trümmerhaufen verwandelt hatten, mit von allem Raube reinen Händen.

Im Palaste hatte der Schrecken den höchsten Grad erreicht. Am 18. entzog Karl IV. dem Friedensfürsten sein Amt als Oberbefehlshaber und übernahm das Commando selbst. Er hatte gehofft, daß dieses Decret hinreichen würde die Volkswuth zu besänftigen und den Kopf des Günstlings zu retten, aber man meldete ihm, daß in der Nacht vom 18. zum 19. ein neuer Aufstand ausbrechen sollte. Da ließ er in der Angst alle Oberoffiziere rufen und fragte sie über die Stimmung der Truppen. Die meisten hatten sich bereits dem Prinzen von Asturien ergeben; alle antworteten, man könne auf die Soldaten nicht rechnen und nur der Prinz könne für Alles stehen. Am 19. früh begannen der König und die Königin zu hoffen, daß die Gefahr vorüber sei, als um zehn Uhr ein entsetzlicher Tumult an dem Palaste des Friedensfürsten entstand. Sie erkundigten sich und erfuhren, daß der unglückliche Fürst entdeckt und verhaftet worden sei. In dem Augenblicke als der Aufstand die Thüren seines Palastes eingeschlagen hatte, war er im Begriff gewesen sich in's Bett zu begeben und er hatte nicht Zeit gehabt sich wieder anzukleiden. Ohne eine andere Kleidung als einen Schlafrock von Flanell eilte er an eine Hinterthür des Palastes; alle Ausgänge waren besetzt. Da lief er auf den Boden hinauf, versteckte sich unter Binsenmatten und blieb da sechsunddreißig Stunden bewegungslos liegen ohne alle Nahrung als ein kleines Brod, das er bei der Flucht bei der Hand gehabt hatte. Aus Hunger und Durst entschloß er sich von dem Boden hinunter zu gehen und versuchte zu entkommen, aber er wurde erkannt. Zum Glück für ihn bemächtigten sich seiner weder Soldaten noch Leute aus dem Volke, sondern Leibgardisten. Alle kannten ihn; sie hatten Mitleid mit dem Manne, der aus ihren Reihen hervorgegangen war, um sich

so hoch zu erheben und so tief zu fallen. Sie beschlossen, ihn der Volkswuth zu entziehen, brachten ihn zwischen ihre Pferde und geleiteten oder schleppten ihn vielmehr in ihre Caserne. Die Menge folgte ihm und versuchte mehrmals, ihn den Händen der Garde zu entziehen und in Stücke zu zerreißen. Da sie ihn nicht ermorden konnte, überschüttete sie ihn mit Schmähungen; einige warfen ihn mit Steinen, andere spuckten ihm in's Gesicht, noch andere konnten ihn selbst verwunden. Endlich kam er blutend, halbtodt vor Hunger, Müdigkeit und Angst in der Caserne an. Bei dem Anblicke der Beute, die ihm entging, stürzte das Volk, trunken von Rache und wüthend gegen die Thore der Caserne, um sein Opfer wo möglich noch zu erlangen, aber eine befreundete Hand schützte und rettete ihn. Sobald Karl IV. erfuhr, was geschehen war, befahl er Ferdinand, ohne Zögern in die Caserne zu eilen und Godoy gegen die Gefahr zu schützen, die sein Leben bedrohete. Der Prinz gehorchte. Als er zu dem Günstlinge trat, sagte er im Tone eines Gebieters, der zu verzeihen geruhet: „ich „schenke Dir das Leben.“ Statt aller Antwort fragte der Friedensfürst mit Würde und Muth, ob er bereits König sei. „Noch nicht,“ entgegnete Ferdinand, „aber bald werde „ich es sein.“ Das Volk beruhigte sich erst, als der Prinz von Asturien ihm mehrmals versprochen hatte, daß Godoy den Gerichten übergeben und nach der Strenge der Gesetze behandelt werden solle.

Der Fall dieses Mannes, welcher die Macht so sehr gemißbraucht hatte und seine Verhaftung erregte in ganz Spanien einen unglaublichen Freudenjubel, leider aber auch beklagenswerthe Gewaltthätigkeiten. In den meisten Städten zertrümmerte man seine Büsten, henkte und verbrannte ihn im Bilde. In Madrid plünderte man seinen Palast; seine

kostbaren Meubles trug man auf einem der Plätze der Stadt zusammen und verbrannte sie da. Diese Aeußerungen des allgemeinen Zornes brachten den König und die Königin zur Verzweiflung. Nachdem sie für das Leben Godoy's gezittert hatten, mußten sie endlich für sich selbst zittern. Sie fühlten, daß ihr Sohn siegte und daß ihre Herrschaft, die für die Fehler des Günstlings verantwortlich war, jede Kraft verloren hatte. Statt durch die Minister unterstützt zu werden, fanden sie nur entmuthigte Seelen, schüchternen Rath, erschütterte Treue, Besorgnisse, die zu sehr übertrieben waren, als daß sie hätten erheuchelt sein sollen und endlich jene Eiseskälte, welche die gefallene oder dem Falle nahe Macht in den Ehrgeizigen und Höflingen hervorzubringen pflegt. Es ging ein neues Gestirn auf; Ferdinand war der That nach König. Uebrigens hatte die souveraine Macht keinen Reiz mehr für den König und die Königin, da sie dieselbe nicht mehr mit dem Friedensfürsten theilen konnten. Der alte König scheint selbst, des Regierens müde, seit einiger Zeit mehrmals den Wunsch ausgesprochen zu haben, abzudanken und nur die Königin hatte ihn bald durch ihre Thränen, bald durch ihren Zorn an der Ausführung gehindert. Jetzt war das Maß voll. Karl IV. berief eine große Rathsversammlung, die aus allen Prinzen seiner Familie, aus den angesehensten Personen des Hofes, aus allen Ministern und commandirenden Generalen bestand und erklärte in ihrer Gegenwart feierlich, daß er der Krone zu Gunsten seines Sohnes Ferdinand entsage. Die Abdankungsacte wurde in den bestimmtesten Ausdrücken und in der größten Klarheit abgefaßt *).

---

*) „Die Gebrechen, die mich beugen," sagte der König, „erlauben mir nicht, noch länger diese schwere Last der Regie-

Die Stadt Madrid war noch von den gewaltthätigen Auftritten, die sie am Tage vorher gestört hatten, aufgeregt, als sie am 20. früh erfuhr, daß Karl IV. zu Gunsten seines Sohnes abgedankt habe. Sie wurde von einem unmöglich zu beschreibenden Freudentaumel ergriffen. In einem Augenblicke war die ganze Bevölkerung auf den Beinen und füllte die Straßen. Man theilte einander die große Neuigkeit mit, umarmte einander und eilte in die Kirchen, um Gott zu danken. Man hätte nach solchem Jubel glauben können, ein Volk von Sclaven habe seine Ketten zerbrochen und zu gleicher Zeit das Glück und die Freiheit erlangt.

„rung unserer Staaten zu tragen und da die Sorge für meine „Gesundheit verlangt, daß ich in einem milden Clima die Ruhe „des Privatlebens genieße, habe ich mich nach ernster Ueberlegung „entschlossen, die Krone zu Gunsten meines Erben und geliebten „Sohnes, des Prinzen von Asturien, niederzulegen. Demzufolge „ist mein königlicher Wille, daß man ihn als König und natür„lichen Herrn aller meiner Staaten und Besitzungen anerkenne „und ihm gehorche und damit die gegenwärtige königliche Er„klärung meiner freien und freiwilligen Entsagung diese Wir„kung habe und ihre königliche Ausführung finde, werdet Ihr sie „dem Rathe und allen Denen mittheilen, die es angeht.

„Gegeben in Aranjuez, am 19. März 1808.

„Der König."

Einunddreißigstes Kapitel.

Verlegenheiten Ferdinands. — Er schreibt an den Kaiser. — Die alten Souveraine erbitten den Schutz des Großherzogs von Berg. — Murat nimmt Besitz von Madrid. — Einzug Ferdinands in dieser Hauptstadt. — Ferdinand will seinen Vater und seine Mutter nach Badajoz verweisen. — Verzweiflung der alten Souveraine. — Brief der Königin und der ehemaligen Königin von Etrurien an den Großherzog von Berg. — Haltung Murats in Madrid. — Benehmen Ferdinands. — Der Gesandte Frankreichs. — Napoleon wird mit Ungeduld in Madrid erwartet. — Verlegenheit des Kaisers. — Er entschließt sich, die Bourbons von Spanien zu stürzen. — Sein Schreiben an seinen Bruder Ludwig, König von Holland. — Sendung des Generals Savary nach Madrid. — Seine Unterredung mit Ferdinand. — Ferdinand verläßt Madrid und reiset dem Kaiser entgegen. — Er kommt in Vittoria an. — Besorgnisse dieses Fürsten und seiner Räthe. — Sein Schreiben an den Kaiser. — Ankunft Napoleons in Bayonne. — Er antwortet Ferdinand. — Dieser entschließt sich, nach Bayonne zu reisen. — Der Kaiser und Ferdinand. — Unterredung des Kaisers mit Escoïquiz. — Unterhandlungen. — Die Lage Napoleons. — Ankunft der alten Souveraine und des Friedensfürsten in Bayonne. — Die alten Souveraine und Ferdinand. — Er widersetzt sich dem Willen seines Vaters. — Schreiben Ferdinands an Karl IV. — Antwort des alten Königs an seinen Sohn. — Geheime Befehle Ferdinands an die oberste Junta. — Aufstand des Volkes in Madrid am 2. Mai. — Ein=

druck dieser Nachricht in Bayonne. — Letzte Unterredung der alten Souveraine mit Ferdinand. — Heftige Auftritte. — Verwünschungen. — Abtretung der Krone durch die alten Souveraine. — Der Abtretungsvertrag wird durch Ferdinand und seinen Bruder bestätiget. — Verhalten Murats. — Adressen des Rathes von Castilien und des Stadtrathes von Madrid. — Der König von Neapel, Joseph, nimmt die Krone Spaniens an. — Die alten Souveraine reisen nach Compiègne und Ferdinand nach dem Schlosse Valençay ab. — Demüthigkeit Ferdinands. — Seine Briefe an den Kaiser und an den König Joseph.

Das Glück schien Ferdinand zu lächeln. Sein gestürzter Feind erwartete in einem Gefängnisse das Urtheil, das ihn brandmarken sollte; das ganze Volk begrüßte seine Thronbesteigung mit Jubel; er war endlich König. Gleichwohl stieg er nicht ohne große Unruhe auf diesen Thron, von dem ein Aufstand seinen Vater herabgestürzt hatte. Er brauchte nur um sich zu blicken und die französischen Truppen zu zählen, welche ihn von allen Seiten umringten, um sich zu überzeugen, daß er durch sich selbst nichts thun könne und daß sein Schicksal in den Händen des Kaisers liege. Was würde dieser von der Revolution von Aranjuez sagen? Würde er seine Thronbesteigung gut heißen oder nur einen rechtmäßigen König in Spanien, Karl IV., anerkennen? Diese Frage umschloß Alles, die Gegenwart und die Zukunft. Kaum war er mit der höchsten Gewalt bekleidet, so schrieb Ferdinand an Napoleon, um ihm seine Thronbesteigung zu melden. Sein vom 20. März datirter Brief drückte die ehrfurchtvollste Ergebenheit gegen jenen großen Fürsten aus. „Die Gesundheit meines Vaters „nahm ab," sagte er. „Da die göttliche Vorsehung mich „zur Regierung meiner Völker berufen hat, so ist meine „erste Pflicht, Ew. Majestät davon zu benachrichtigen.

„Die Gefühle der Achtung und Bewunderung, die ich für „Ew. kaiserliche Majestät hege, werden eine sichere Bürg„schaft der Unverletzlichkeit sein, mit welcher ich das innige „Bündniß fester zu ziehen suchen werde, das in so glück„licher Weise zwischen den beiden Reichen besteht, indem „ich Alles, was in meiner Macht steht, aufbiete, um zu „den großen Plänen Ew. Majestät gegen den gemeinsamen „Feind mitzuwirken." Die Herzöge von Frias und Medina Celi wie der Graf Ferdinand Nunez, alle drei Granden der ersten Classe, erhielten den Auftrag, dieses Schreiben dem Kaiser zu übergeben und ihm offiziell die Thronbesteigung des neuen Königs zu melden.

Karl IV. hatte am 19. März der Krone aus Furcht unter dem Aufruhre des Volks und der Soldaten entsagt. Als der Aufruhr sich besänftiget hatte und die alten Souveraine sich allein, von allen Höflingen verlassen, ohne Macht, ohne Garden, ohne Geld und der Gnade und Ungnade eines ungehorsamen Sohnes und einer durch den Sieg exaltirten Partei übergeben sahen, grauete ihnen vor ihrer Lage und sie sehnten sich nach dem Throne zurück. Sie sandten an Murat, um ihm anzuzeigen, daß ihr Sohn, der Prinz von Asturien, ihnen Gewalt angethan und ihn zu beschwören, seinen Marsch zu beschleunigen, damit er sie gegen die schlimmen Pläne ihrer Feinde schütze. Der Großherzog von Berg befand sich nur noch einige Tagemärsche von Madrid, als er die Nachricht von der Revolution von Aranjuez und bald darauf die dringenden Briefe Karls IV. und der Königin erhielt. Sie brachten ihn in große Verlegenheit; er wußte nicht, wie der Kaiser das Geschehene beurtheilen würde und konnte Ferdinand nicht als König behandeln. Die durch den Aufstand entfernten alten Souveraine riefen seinen Schutz an und seine Pflicht

gebot ihm, denselben ihnen zu gewähren. Er beschleunigte demnach seinen Marsch und sandte ihnen, um sie zu beruhigen, seinen Adjutanten, den General Monthyon. Karl IV. übergab diesem General eine Protestation gegen seine Abdankung und ein an den Kaiser gerichtetes Schreiben, in welchem er seinen Sohn Ferdinand beschuldigte, die Truppen gegen ihn aufgewiegelt und ihm gewissermaßen die Krone entrissen zu haben. Die Protestation und das Schreiben waren vom 21. März datirt, aber an diesem Tage dauerte das Volksungewitter noch fort, Karl IV. und die Königin befanden sich in den Händen der Empörer, wie hätten sie also wagen sollen, unter dem Eindrucke des Schreckens zu protestiren? Sie hatten sich sicherlich dazu erst entschlossen, als sie den General Monthyon gesehen und sich mit ihm besprochen hatten, also am 23. Murat kam an demselben Tage mit seiner Armee unter den Mauern Madrids an. Es wäre klug gewesen, wenn er nicht hineingerückt. Da er Ferdinand nicht anerkennen konnte, so hätte er vermeiden sollen, mit der Autorität dieses Fürsten in Berührung zu kommen. Durch die Besetzung der Hauptstadt in einem solchen Augenblicke wurde die schon kritische Lage noch durch unentwirrbare Etiketteschwierigkeiten verwickelt und man beleidigte die Erhebung Ferdinands wie den Stolz eines von Begeisterung und Liebe für den jungen Souverain trunkenen Volkes. Man hätte eine ruhige Haltung annehmen, in der Ferne bleiben, Alles sehen und Alles hören, dem Kaiser völlige Freiheit im Beschließen lassen und den Beschluß abwarten sollen. Leider ging der Großherzog von Berg bei dieser wichtigen Angelegenheit nicht ganz uneigennützig zu Werke. Bei dem Anblicke dieser von Zwist und Haß getheilten spanischen Familie, dieser gegen ihren Sohn erbitterten Königin, dieses Sohnes, der

seinen Vater entthront hatte und der alten Souveraine, die sich sehnten, die Krone wieder zu ergreifen, errieth er, daß Napoleon ihren Unfrieden benutzen würde, um sie ganz zu beseitigen und einen Prinzen seiner eigenen Familie an ihre Stelle zu bringen. Aber auf welches Haupt sollte diese schöne Krone fallen? Joseph regierte in Neapel, Ludwig in Holland, Hieronymus in Westphalen; Lucian befand sich in Ungnade und die kaiserliche Familie hatte nur noch einen Fürsten zur Verfügung. Ein selbstsüchtiges Gefühl beschlich das Herz Murats und er wagte, seine Augen und Wünsche zu dem Throne Spaniens zu erheben. Diese Gedanken beherrschten ihn fortwährend und er wurde uns verderblich. Er bildete sich ein, daß er durch die unmittelbare Besetzung Madrids die ganze Bevölkerung mit Furcht und Achtung vor der Fahne Frankreichs erfüllen, sie an seine persönliche Herrschaft gewöhnen und den Aufschwung niederhalten würde, der alle Herzen Ferdinand entgegentrieb.

Am 23. hielt er einen theatralischen Einzug in der spanischen Hauptstadt. Die Bataillone der kaiserlichen Garde eröffneten den Marsch. Dann kamen die Cavalerie und die Artillerie. Er selbst in seinem glänzendsten Anzuge, mit den funkelndsten Waffen und einem Federbarett, ritt auf einem herrlichen Pferde unter der alten Garde. Das war der ergreifendste Theil des Bildes. Die Menge, welche sich zu dem Schauspiele drängte, wurde nicht müde, die alten Soldaten der Garde mit gebräuntem Gesicht und martialischem Ansehen zu betrachten; aber bald änderte es sich. Nach den Elitecorps kamen die Infanterie-Bataillone, die zum größten Theil aus jungen durch die forcirten Märsche ermüdeten Soldaten bestanden. Bei dem Anblicke dieser unbärtigen Recruten empfanden die Bewohner von

Madrid wie die von Lissabon*) nur noch Verachtung und eine Art Mitleiden. Murat verfehlte ganz und gar den Eindruck, den er hatte hervorbringen wollen.

Er hatte seinen Einzug am 23. gehalten, Ferdinand hielt den seinigen am folgenden Tage. Unsern Truppen gegenüber hatte sich die Bevölkerung schweigend aber anständig, mehr beobachtend als feindselig verhalten; ihrem geliebten Fürsten aber bereitete sie die geräuschvollste Huldigung; sie empfing ihn mit einem Jubel, den die Feder nicht zu beschreiben vermag. Sie drängte sich dicht an sein Pferd, um ihn zu sehen und zu berühren. Die Frauen weinten vor Rührung und die Männer schrieen. Diese Huldigungen galten einem jungen schüchternen Mann von mattem Aussehen, dessen Kindheit durch eine mißtrauische Mutter und einen ehrgeizigen Günstling verlängert worden war, die Spanier aber, die durch die Anwesenheit der Fremden in ihrem Stolze verletzt waren, wollten in Ferdinand den Fürsten ihrer Wahl zeigen. Man trotzte gleichsam Murat.

Am Abende desselben Tages drängte sich die Menge der Höflinge in den Gemächern des jungen Fürsten. Die meisten Mitglieder des diplomatischen Corps, besonders der russische Gesandte, behandelten ihn als König. Der Gesandte Frankreichs dagegen begrüßte in Ferdinand den Thronerben. „Prinz," sagte er zu ihm**), „Sie können in

*) Die Spanier bewundern die französische Cavalerie, die Garde, die Generale; aber gegen die ermüdete und aus Recruten bestehende Infanterie empfinden sie Mitleid und sie scheuen keinen Kampf. (Depesche des Herrn Henri, preußischen Gesandten in Madrid; im Archiv der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris.)

**) Depesche Beauharnais' von Madrid, den 25. März 1808. (Im Archiv.)

„diesem Augenblicke nur einen Entschluß fassen, nämlich „dem Kaiser den Prinzen von Asturien vorzustellen.“ — „Das ist auch meine Absicht,“ antwortete Ferdinand.

Die Anwesenheit der alten Souveraine in Aranjuez war für ihren Sohn eine Verlegenheit, gleichsam eine lebendige Anklage. Auch wollte er sie durchaus entfernen und nach Badajoz verweisen; er hatte ihnen seinen Willen kund thun lassen, der sie beide mit Unwillen und Schmerz erfüllte. Die Königin hatte geschrien, geweint und ihren Sohn beschworen, seine Absicht zu ändern. Karl IV. hatte sein hohes Alter und seine Rheumatismen vorgeschützt, die ihn, wie er sagte, hinderten, in dem feuchten Klima von Badajoz zu leben. Nichts hatte Ferdinand bewegen können. Sie verbrachten ihre Tage in der schmerzlichsten Unruhe. Die Anwesenheit eines Detaschements französischer Truppen, die Murat zu ihrem Schutze gesandt hatte, konnte sie nicht beruhigen; sie zitterten für sich selbst und noch mehr für Godoy. Sie fürchteten, Ferdinand werde dem Volke, um dasselbe zu besänftigen, den Kopf des gefallenen Günstlings hinwerfen und schrieben oftmals an den Großherzog von Berg, daß er über ihr Leben wachen und den Friedensfürsten retten möge. Die Königin von Etrurien, welche am Hofe ihres Vaters die ihrem Sohne durch den Vertrag von Fontainebleau versprochene Entschädigung sichern wollte, diente als Vermittlerin zwischen den alten Souverainen und dem Großherzoge.

Die Briefe der Königin Maria Luisa an ihre Tochter und an Murat werden immer unvergängliche Zeugnisse der moralischen Verderbtheit dieser Familie bleiben. Wir müssen wohl einiges daraus anführen, um anzudeuten, in welche unwürdige Hände die Geschicke des spanischen Volkes gefallen waren.

Die Königin Maria Luisa an ihre Tochter, die Königin von Etrurien.

„Aranjuez, den 26. März 1808.

„Meine liebe Tochter,

„Sie werden dem Großherzoge von Berg die Lage des „Königs, die meinige und die des armen Friedensfürsten „schildern. Mein Sohn Ferdinand stand an der Spitze „der Verschwörung; die Truppen waren durch ihn gewon„nen; er ließ ein Licht an eines seiner Fenster stellen als „Zeichen, daß der Ausbruch erfolgen sollte. Mein Sohn „thut Alles, was er vermag, um dem Könige, seinem Va„ter, Schmerz zu bereiten; er drängt uns zur Abreise; er „schickt uns nach Badajoz; er läßt uns kein Ansehen und „freut sich über das, was er ist und daß wir gehen."

Die Königin Maria Luisa an den Großherzog von Berg.

„Aranjuez, den 26. März 1808.

„Mein Sohn weiß nichts und darf auch nichts von „unsern Schritten wissen; er ist von Character falsch; „nichts rührt ihn; er ist unempfindlich, nicht zur Milde „geneigt. Er wird durch schlechte Menschen geleitet und „der Ehrgeiz, der ihn beherrscht, wird ihn zu Allem trei„ben. Er verspricht, thut aber nicht immer, was er ver„spricht. Ich glaube, der Großherzog muß Maßregeln „ergreifen, um zu verhindern, daß man den armen Frie„densfürsten tödte, denn die Gardes-du-Corps haben ge„sagt, sie würden ihn lieber umbringen als erlauben, daß „man ihn ihren Händen entreiße. Sie sind in Wuth; sie „entflammen das ganze Volk, Jedermann und mein Sohn „gehört auch ganz zu ihnen. Sie werden dasselbe mit dem

„Könige und mir thun. Wir sind in den Händen des „Großherzogs und des Kaisers."

Anderes Schreiben, ebenfalls von der Königin an den Großherzog von Berg.

„....Wenn der Großherzog nicht die Güte und Menschlichkeit hat zu bewirken, daß der Kaiser befiehlt und schnell, „daß diese Sache (der Prozeß Godoy's) keinen Fortgang „habe, so werden sie den armen Freund des Großherzogs, „des Kaisers der Franzosen, meinen Freund öffentlich den „Kopf abschlagen und dann mir... Sie werden die Hinrichtung beeilen, damit er bei der Ankunft der Entschließung des Kaisers schon enthauptet ist und nicht mehr „gerettet werden kann. Der König, mein Gemahl und ich „werden dieses schreckliche Attentat gegen unsern vertrauten Freund und den Freund des Großherzogs nicht gleichgiltig mit ansehen können. Er leidet, weil er der Freund „des Großherzogs, des Kaisers und der Franzosen ist; das „unterliegt keinem Zweifel. Mein Sohn hat ein sehr „schlechtes Herz; sein Character ist blutdürstig; er hat nie „seinen Vater und mich geliebt. Seine Räthe sind blutgierig; sie werden nur Menschen unglücklich machen und „uns alles mögliche Böse zufügen; der König und ich aber, „wir haben mehr Interesse, das Leben und die Ehre unseres unschuldigen Freundes zu retten, als das eigene. „Mein Sohn ist ein Feind der Franzosen, ob er gleich das „Gegentheil sagt. Ich fürchte, daß er etwas gegen sie „unternimmt. Das Volk ist durch Geld gewonnen und sie „reizen es auf gegen den armen Friedensfürsten, den König, „meinen Gemahl und mich, weil wir Verbündete der Franzosen sind und weil wir sie haben kommen lassen..."

Wenn man bedenkt, daß die Frau, welche diese Briefe schrieb, ihren eigenen Sohn nur deshalb so anklagte, um

ihren ehemaligen Geliebten zu retten und daß der alte und schwachsinnige Karl IV. mit seiner schamlosen Frau in Selbstverleugnung und Anhänglichkeit an den Mann wetteiferte, der sein Bett entehrt hatte; wenn man mit der Geschichte in der Hand mit so viel Schimpf und Schande alle ungerechten und grausamen Handlungen vergleicht, mit denen Ferdinand später sein Andenken befleckt hat, so kann man sich den Ekel und Widerwillen nur zu wohl erklären, den der Kaiser für diesen entarteten Zweig einer erlauchten Familie fühlen mußte und man könnte geneigt sein, ihm das Attentat zu verzeihen, das wir ihn bald in Bayonne werden begehen sehen, wenn nicht die erste aller Pflichten für einen Souverain die wäre, die Unabhängigkeit der Völker, seiner Nachbarn, und die Rechte der Kronen zu achten, wie schmachvoll auch das Haupt sein mag, auf dem sie ruhen.

Murat gab den Bitten des alten Königs und der Königin nach; er deckte sie mit seiner Fahne und nöthigte Ferdinand seinen Plan, sie nach Badajoz zu verweisen, aufzugeben. Er war der Freund des Friedensfürsten gewesen, als dieser auf dem Gipfel seiner Macht stand; er verließ ihn im Unglücke nicht, sondern zog ihn aus dem Gefängnisse in dem Dorfe Pinto und ließ ihn in das Schloß zu Villa-Viciosa bringen. Er verlangte auch, daß der Prozeß, der gegen ihn eingeleitet worden, eingestellt und er freigelassen werde. Ferdinand verweigerte dies sowohl aus persönlicher Rache, als weil er das Volk zu reizen fürchtete; in allen andern Punkten bemühete er sich, allen Wünschen des Großherzogs entgegen zu kommen. Er nahm zuerst den von seinem Vater an den General Solano erlassenen Befehl zurück, Portugal zu räumen und sich nach

Sevilla zu begeben; er befahl ihm vielmehr umzukehren und in Portugal die verlassenen Stellungen wieder einzunehmen. Serrano blieb einige Zeit in Badajoz, als er aber die Wendung sah, welche die Ereignisse nahmen, verließ er die Stadt mit seinem Armeecorps und übernahm in Cadix wiederum sein Amt als Gouverneur von Andalusien.

Die königliche Rüstkammer in Madrid enthielt eine berühmte Trophäe aus der Schlacht von Pavia, nämlich den Degen Franz I. Murat äußerte den Wunsch, daß er uns zurückgegeben werden möchte. Alsbald beeilte sich Ferdinand, dieses Denkmal des castilianischen Ruhmes auszuliefern und er erhöhete das Opfer sogar durch den Glanz, mit dem er es umgab. Am 4. April wurde das berühmte Schwerdt in großem Pomp in den Palast gebracht, den Murat bewohnte und einer der Großbeamten des Palastes, der Marquis von Astorga, übergab es selbst dem Oberbefehlshaber. Es wäre rühmlicher für uns gewesen, durch einen Sieg dieses Zeugniß unserer ehemaligen Niederlage wieder zu gewinnen, als die Rückgabe von einer Macht zu verlangen, die wir stürzen wollten.

Ferdinand empfahl fortwährend den spanischen Behörden, sich gefällig und versöhnlich gegen die französischen Truppen zu zeigen; er wollte, daß man sie überall als die Armee seines theuersten Verbündeten aufnehme. Auf das bloße Gerücht hin, welches absichtlich von dem Großherzoge verbreitet wurde, daß der Kaiser sich nach Spanien begeben und nach Madrid kommen werde, bestimmte Ferdinand die schönsten Gemächer in seinem Palaste für ihn und ließ sie mit einer dieses Gastes würdigen Pracht ausstatten. Er kündigte die Nachricht seinem Volke an, glücklich und stolz, wie er sagte, über die große Ehre, die ihm ein so großer Mann erzeigen wolle. Trotz dieser Nachgiebigkeit

und Demuth konnte er sich gleichwohl die Freundschaft des Großherzogs nicht gewinnen. Bei allen Gelegenheiten zeigte sich dieser heftig, hochmüthig, anspruchsvoll und rücksichtslos gegen die Klagen, welche das Benehmen seiner Soldaten fortwährend veranlaßte. Er sprach nur mit Geringschätzung von den Rechten Ferdinands und erklärte, nur Karl IV. sei König, die Abdankung sei ihm mit Gewalt entrissen worden, er sei der Verbündete und Schützling Frankreichs und der Kaiser werde gewiß die Erhebung des Prinzen von Asturien nicht gutheißen. Kaum waren diese unvorsichtigen Worte ausgesprochen, so wurden sie Ferdinand hinterbracht, den sie mit Angst und Besorgniß erfüllten. Beauharnais, der sich aus Familieninteressen mit der Partei des Prinzen weit eingelassen hatte, war der einzige, der eine freundschaftliche Sprache führte. Er hatte die ehrgeizigen Absichten des Großherzogs von Berg nur zu wohl errathen. Da er aber die für den Schwager Napoleons bestimmten Geschicke nicht kannte, so wagte er ihn nicht öffentlich zu tadeln, aber er forderte Ferdinand auf, auf die Großmuth des Kaisers zu rechnen, rieth ihm, demselben entgegen zu reisen und das Vertrauen des Kaisers durch offene Sprache und eifrige Hingebung zu verdienen. Beauharnais meinte es mit diesem Rathe ehrlich.

In allen Gemüthern herrschten Zweifel und Besorgnisse. Die Besetzung des Landes durch die französischen Truppen hatte den Stolz der Spanier verletzt, ihr Mißtrauen erregt und die Zuneigung gegen uns geschwächt. Das Uebel, welches stets der Einfall fremder Truppen nach sich zieht, fing an unerträglich zu werden; man verabscheute die Herrschaft Murats und doch stand man noch unter der Einwirkung des Zauberglanzes, der die Macht und das Genie des Kaisers umgab. Man wollte noch

nicht daran glauben, daß dieser große Mann den Unfrieden in der königlichen Familie benutzen könnte, um die Hand nach der Krone auszustrecken und sie dem rechtmäßigen Fürsten zu entziehen. Man brannte vor Verlangen, ihn zu sehen, seine Züge zu betrachten; die Ungeduld in dieser Hinsicht war so groß und so allgemein, daß, als sich eines Tages das Gerücht von seiner Ankunft verbreitete, die ganze Bevölkerung von Madrid die Stadt verließ, um ihm entgegen zu ziehen. Alle Gedanken und alle Wünsche richteten sich auf den Kaiser; das Volk, die höhern Classen, die Minister, der junge König, die alten Souveraine, Murat selbst, Alle erwarteten seine Entscheidung als den höchsten Urtheilsspruch, der ihr Geschick bestimmen sollte.

Die Revolution von Aranjuez hatte alle Berechnungen und Pläne Napoleons gestört. Durch eine geschickte Mischung von List, Ueberredung und Gewalt war es ihm gelungen den König, die Königin und den Friedensfürsten zu umstricken; er hatte ihnen keine andere Wahl gelassen, als sich seinem Willen zu unterwerfen oder nach Mexico zu fliehen. Jetzt war Alles verändert; die alten Souveraine waren gestürzt und der Günstling befand sich im Gefängnisse. An die Stelle der Personen, deren Unfähigkeit und Laster er so gut hatte zu benutzen gewußt, war ein junger Prinz getreten, dessen Gesinnungen und Ansichten er noch nicht genau würdigen konnte, dessen vorzeitige Thronbesteigung aber alle Kennzeichen einer Protestation des Volkes gegen unsere Einflüsse und unsere Herrschaft an sich trug. Es mußte nun ein Entschluß auf neuen Grundlagen gefaßt werden. Das Schlimmste von Allem wäre jedenfalls gewesen, die Krone den alten Souverainen zurückzugeben; sie hatten die Achtung und die Liebe der Nation verloren. Die Auftritte im Escurial und in Aranjuez

hatten sie in allgemeine Verachtung gestürzt. Sie waren mehr durch die gewaltsame Bewegung der öffentlichen Meinung als durch den Ehrgeiz des Prinzen von Asturien entthront worden. Die Nation hatte ihre ganze Ehrfurcht und Liebe Ferdinand zugewendet. Hätte Napoleon sie wieder unter das Scepter des unfähigen Greises und der sittenlosen Königin bringen wollen, die sie an einem Tage des Zornes vom Throne herabzusteigen genöthiget hatte, so würde sie sich gewaltsam gegen seine Gewalt aufgelehnt haben und die alten Souveraine würden, wie er es selbst gesagt hat, nicht drei Monate haben regieren können*).

Napoleon konnte nur zwischen zwei Systemen wählen: Ferdinand anzuerkennen oder die Dynastie zu wechseln. Das erstere hatte eine unangenehme Seite: es ließ der Sicherheit des Reiches keine Bürgschaft. Es muß immer wiederholt werden, denn darin liegt die Hauptsache der Frage, die Bourbons Spaniens waren wie die Neapels und jene Frankreichs unversöhnliche Feinde der Familie Bonaparte. Man durfte nicht hoffen, daß Ferdinand jemals der aufrichtige Bundesgenosse des Kaisers sein würde; er konnte nur sein gekrönter, demüthiger und gehorsamer Vasall sein, so lange Napoleon die Oberherrschaft in Europa behauptete, ein rebellischer und feindlich gesinnter Vasall, wenn der Kaiser jemals ein großes Unglück erfahren sollte. Wir durften noch weniger auf die Treue Ferdinands rechnen, als auf die Karls IV., denn der Vater besaß eine gewisse Ehrenhaftigkeit und Redlichkeit, die dem Sohne ganz abgingen. Ferdinand war einer der Menschen, die man nur beherrschen kann, wenn man ihnen niedrig schmeichelt oder

*) Brief des Kaisers an Murat, vom 29. März 1808.

sie in Furcht setzt. Das war wohl zu berücksichtigen. Auf der andern Seite war die Wegnahme der spanischen Krone ein so gehässiges Attentat und mit so großen Schwierigkeiten verbunden, sie mußte so traurige Folgen nach sich ziehen, daß, Alles berücksichtiget, es gewiß vortheilhafter gewesen wäre, sich nicht damit zu befassen und Ferdinand VII. anzuerkennen. Dieser junge Prinz hatte nur eine fixe Idee, nur ein Interesse: zu regieren. Um sich auf dem Throne zu befestigen, auf welchen ihn der Aufruhr vor der Zeit gehoben hatte und von dem er nicht herabsteigen konnte, ohne seine Freiheit und vielleicht sein Leben zu verlieren, würde er sich dem Oberhaupte Frankreichs ganz hingegeben und vielleicht keine Zugeständnisse gescheut haben. Jene nördlichen Provinzen, deren Abtretung Godoy nie zu unterzeichnen gewagt haben würde, würde er, als König von Spanien, der glückliche Nebenbuhler und Nachfolger seines Vaters, ohne Zögern für Portugal hingegeben haben, wenn der Kaiser unter dieser Bedingung eingewilliget hätte, ihn anzuerkennen. Dazu kommt, daß er genug Liebe und Vertrauen seines Volkes besaß, um dasselbe zum Ertragen eines so großen Opfers bewegen zu können. Eine Vermählung mit einer Prinzessin der kaiserlichen Familie hätte das Werk der Gewalt befestiget und für viele Jahre die Sicherheit unserer südlichen Provinzen verbürgt. Durch die beiden großen Bollwerke, den Ebro und die Pyrenäen, geschützt, auf alle Plätze Cataloniens, Navarra's und Guipuzcoa's gestützt, wären wir im Stande gewesen, der Feindschaft der Spanier zu trotzen, welche Ereignisse auch hätten eintreten mögen. War der allgemeine Friede unterzeichnet und befestiget, so hätte Napoleon die Nordprovinzen zurückgeben und die alte castilianische Monarchie und Portugal in ihrer Territorialeinheit wiederherstellen können, wie es die Ver-

nunft, die Achtung vor den Nationalitäten und eine gute Politik anriethen.

Die spanische Nation raffte sich endlich aus ihrer langen Gleichgültigkeit auf; sie fing an auf der Schaubühne aufzutreten, sie war eine Macht geworden, die durchaus mit gerechnet werden mußte; aber sie war voll von Vorurtheilen, Illusionen und Unwissenheit. Die Umgestaltung ihrer Regierung beschränkte sich für sie auf einen Regierungswechsel; weiter sah sie nicht. Ferdinand war ihr Abgott. Beauharnais schrieb am 5. April an Champagny: „Das spanische Volk brennt vor Verlangen den Entschluß „zu erfahren, den der Kaiser fassen wird; es erwartet „von ihm sein Heil; aber vor Allem wünscht es den Prin„zen von Asturien. Unter dieser Bedingung wird es alle „Opfer ertragen, die man ihm auferlegt.“ Am 7. April schrieb er ferner: „Die Begeisterung für Ferdinand hat „ihren Gipfel erreicht. Die spanische Nation scheint ruhig „zu sein, aber ein Funken reicht hin sie in Flammen zu „setzen; sie beobachtet mit Aufmerksamkeit Alles, was um „sie her vorgeht.“ Wie sollte sie überrascht, wie groß sollte ihre Verzweiflung sein, wenn sie das Oberhaupt Frankreichs, dem sie sich so ganz hingab, die Krone ergreifen und sie auf das Haupt eines Bonaparte setzen sah! Welche Tollkühnheit, den Augenblick zu wählen, in welchem ganz Spanien gleichsam seinen jungen König auf den Thron gehoben hatte, um ihn in seinen souverainen Rechten anzutasten und zu stürzen! Es mußte ein schrecklicher Ausbruch erfolgen und Ferdinand, durch sein Unglück noch geadelt, für alle Spanier ein geweiheter Gegenstand der Verehrung, der Märtyrer der heiligen Sache werden. Noch nicht genug; wie einen Fürsten entfernen, der bereits im Besitze des Thrones war, in seinem Palaste wohnte, von

seinem Hofe, seinen Garden, seinem Volke umringt wurde? Ihm den Krieg erklären? Den Krieg aber wollte ja der Kaiser um jeden Preis vermeiden. Auch gab ihm Ferdinand, der demüthig vor ihm auf den Knieen lag, keinen Schatten von einem Vorwande zum Kriege. Dolch und Gift anwenden? Aber der Gebrauch dieser fluchwürdigen Waffen der Sforza und Borgia widerstrebte nicht minder unsern milden Sitten als dem Herzen Napoleons und dann hätte auch ein Opfer nicht hingereicht. Ferdinand hatte einen Oheim, er hatte Brüder; sollten sie Alle gemordet werden? Nur ein Mittel blieb: sie durch Murat entführen zu lassen oder sie nach Frankreich zu locken und sie da gefangen zu halten. Aber die Ausführung solcher Gewaltstreiche war sehr gewagt. Die Entführung mußte unfehlbar einen Zusammenstoß zwischen den Bewohnern von Madrid und unsern Soldaten herbeiführen und wer konnte sagen, wenn das Volk einmal entfesselt war, wie weit seine Wuth gehen würde? Das andere Mittel war vielleicht noch gehässiger. Welches Aergerniß vor den Augen der ganzen Welt! Welcher Schmerz für ganz Frankreich, wenn es seinen Kaiser, den Mann, welchem es seine ganze Bewunderung zugewandt hatte, so tief auf die krummen Wege der Lüge und der Hinterlist herabsteigen sah! War Napoleon überzeugt, daß die Existenz der bourbonischen Dynastie in Spanien durchaus unverträglich mit der seines eigenen Hauses sei, dann empfahl ihm gewöhnliche Klugheit zu warten, um die feindliche Familie zu stürzen, bis der Enthusiasmus des spanischen Volkes für einen Prinzen, der denselben nicht verdiente, erloschen war; er mußte Zeit und Raum gewinnen, sich jenseits der Pyrenäen eine mächtige Partei schaffen, den jungen König aufmerksam bewachen, alle seine Handlungen belauschen, ihn, was bald

genug eintreten mußte, auf dem Verrathe zu betreffen suchen und dann die Gelegenheit benutzen, einen offenen und ehrlichen Krieg mit ihm zu führen.

Aber der Kaiser verstand nicht mehr zu warten; er besaß weder die schlaue Geschmeidigkeit noch die geduldige Verstellung, welche bei einem solchen Plane nöthig gewesen wären. Er begnügte sich nicht Pläne von unerhörter Kühnheit zu entwerfen, er führte auch die Pläne mit unwiderstehlichem Feuer aus. Seine wunderbaren Erfolge hatten ihm ein exaltirtes Gefühl seiner Macht gegeben. Er erschrak nur über die Kürze der Tage, die ihm zugetheilt waren und fürchtete seinen Nachfolgern ein unvollendetes Werk hinterlassen zu müssen. Uebrigens hatte er so Vieles und so Großes, so Schwieriges unternommen, daß um Alles zu beendigen, eine ununterbrochene Reihe überlegener ungewöhnlicher Männer an der Spitze des Staates hätten stehen müssen. Er besaß den Stolz die Werke, zu deren Ausführung die Vorsehung Jahrhunderte braucht, in seiner kurzen Lebensdauer anfangen und beendigen zu wollen. Er theilte den gewöhnlichen Irrthum starker leidenschaftlicher Seelen; er hielt die andern Menschen für sich gleich, ihres Herzens und Kopfes für gleich sicher, für unfähig im Unglücke sich zu beugen und er verlangte von ihnen fast immer mehr als die menschliche Schwäche geben kann. Fand er auf seinem Wege Hindernisse, die für jeden Andern unübersteiglich gewesen sein würden, so zog er vor, statt sie zu umgehen, zu unterhandeln, die Interessen mit der Zeit und die Menschen durch Verlockung zu gewinnen, lieber Alles zu stürzen, Menschen und Dinge und weiter zu ziehen. Er wollte in Allem schnell und vollständig genießen.

Mehr noch von der Macht der Ereignisse als von sei-

nem Ehrgeize beherrscht, hatte er alle Kräfte des Abendlandes in seine Hand nehmen müssen, um gegen England und eventuell gegen die nordischen Mächte kämpfen zu können. Die Nachbarthrone Frankreichs waren im Besitz von seinen Lehnträgern. Die Könige von Holland, Westphalen, Sachsen, Baiern und Würtemberg, die Großherzoge von Würzburg, Berg und Baden, der Vicekönig von Italien, der König von Neapel, seine Schwestern Pauline und Elisa, waren alle diese Souveraine etwas anders als mehr oder minder unabhängige Vasallen des neuen Karls des Großen? Seiner Ansicht nach sollte es mit den Souverainen von Madrid und Lissabon eben so sein. Sein Entschluß war also gefaßt; er war entschlossen, die Bourbons Spaniens zu enthronen und das Werk Ludwigs XIV. neu zu beginnen, indem er an die Stelle der Nachkommen Philipps V. einen Zweig seiner eigenen Familie brächte. Die Sophismen der Leidenschaft halfen ihm die Stimme seines Gewissens unterdrücken. War nicht jene Dynastie, die er stürzen wollte, schwach an Geist, schlecht von Herzen, in gemeinen Genüssen versunken, unwissend, gleichgültig und ebenso unfähig etwas Nützliches und Großes zu erdenken als auszuführen? Gehörte sie nicht zu der Familie, die er seit acht Jahren bei allen gegen seine Person und seine Macht gerichteten Complotten fand, die 1804 in Paris eine Schaar Fanatiker besoldete ihn zu ermorden, die später in Neapel im Einverständnisse mit der Coalition war, um ganz Italien gegen ihn aufzuwiegeln und zu bewaffnen, die in Florenz über die Metzelei von Eylau vor Freude betete und die endlich in Madrid im October 1806 mit England, Rußland und Preußen conspirirte, um ihn zu stürzen? War nicht Spanien unter dem entnervenden Einflusse dieser entarteten Dynastie auf die niedrigste Stufe

unter den Nationen Europa's herabgesunken? Hatte es nicht allmälig alle seine Kräfte schwinden sehen? Befanden sich nicht die Finanzen, die Armee, die Marine in einem Zustande gänzlicher Zerrüttung? Wenn alle Völker des Abendlandes und Frankreich an der Spitze seit funfzehn Jahren sich bemüheten ihre Institutionen zu vervollkommnen, schien allein das arme, abergläubische, unwissende, von dem Mönchsaussatze geplagte Spanien ohne Handel, ohne Industrie und ohne Macht aus der civilisirten Welt sich zurückziehen und nach der Barbarei rückwärts schreiten zu wollen. Der Kaiser würde diesem materiellen und geistigen Verfalle Einhalt zu thun wissen, einem edeln Volke ein schönes Geschick eröffnen; unter seinem starken und fruchtbaren Antriebe würde die junge aufgeklärte und civilisirende Dynastie die spanische Monarchie neu stärken und sie auf gleiche Höhe mit dem übrigen Europa in geistiger und politischer Hinsicht erheben. Das sagte sich Napoleon um sich zu betäuben und in dem kühnen Plane zu bestärken, den er entworfen hatte. Aber die Spanier waren nicht im Stande die Reformen zu würdigen, durch welche er sich Verzeihung für das Attentat, das er begehen wollte, zu erwerben hoffte. In ihren Augen hatte das Königsthum noch seinen ganzen Glanz behalten und sie sahen es für eine Art Ausfluß der göttlichen Macht an. Die Rechte des Thrones verschmolzen bei ihnen mit denen der Kirche. Das Volk glaubte an den König wie es an den Papst glaubte. Der Souverain, welcher es auch sein mochte, ob tugend- oder lasterhaft, unfähig oder geistvoll, war für Alle ein geheiligtes Haupt und die Antastung seiner Krone erschien ihnen zugleich das größte Verbrechen und ein Sacrilegium. Die spanische Nation fühlte ihre Unwissenheit nicht; ihre Trägheit war ihr lieb und werth; sie hüllte sich stolz in ihre

Lumpen und glaubte den ersten Völkern der Welt gleich zu stehen. Sie war eifersüchtig auf ihre Unabhängigkeit und mißtrauisch, als wäre sie eine Macht vom ersten Range; sie haßte das Ausland und wies sicherlich Reformen zurück, die ihr als ein Knechtszeichen aufgedrängt werden sollten. Der Kaiser hätte berechnen sollen, wie gefährlich es war gegen alle diese Vorurtheile und Leidenschaften zu verstoßen. Zu seinem und Frankreichs Unglücke berechnete er es nicht; er hielt sich für stark genug ihnen Trotz bieten und sie überwinden zu können. Das war ein unermeßlicher Fehler, der größte vielleicht, den er in seinem Leben gemacht hat.

Zuerst hatte er die Absicht den spanischen Thron seinem Bruder Ludwig, dem Könige von Holland, anzutragen. Er schrieb am 27. März 1808 folgenden Brief an ihn.*)

„Lieber Bruder,

„Der König von Spanien hat abgedankt. Der Frie„densfürst befindet sich im Gefängnisse; der Anfang eines „Aufstandes hat sich in Madrid gezeigt. Meine Truppen „waren da vierzig Stunden von Madrid entfernt. Der „Großherzog von Berg hat am 23. mit 40,000 Mann „einrücken müssen. Bis diese Stunde verlangt das Volk „laut nach mir. In der Ueberzeugung, daß ich keinen „dauernden Frieden mit England erhalte, wenn ich dem „Festlande keine große Bewegung gebe, habe ich mich ent„schlossen einen französischen Prinzen auf den spanischen „Thron zu setzen. Das Klima Hollands sagt Dir nicht „zu. Uebrigens wird Holland aus seinem Verderben nicht „heraus kommen. Es ist nicht möglich, daß es sich in die-

*) Documents historiques et Reflections sur le gouvernement de la Hollande par Louis Bonaparte, ex-roi de Hollande, vol. II. p. 291 ff.

„sem Wirbel erhalte, es mag Frieden werden oder nicht.
„Ich denke also an Dich für den Thron Spaniens. Du „wirst der Souverain eines edeln Volkes von 11 Millionen „Menschen und wichtigen Colonien sein. Bei Sparsam„keit und Thätigkeit kann Spanien ein Heer von 60,000 „Mann auf den Beinen und 50 Schiffe in seinen Häfen „haben. Antworte mir bestimmt, was Du darüber meinst. „Du siehst ein, daß dies jetzt nur ein Plan ist und daß „ich, obgleich ich 100,000 Mann in Spanien habe, je „nach den Umständen, möglicherweise directer gehe und „binnen vierzehn Tage Alles abgethan ist, oder daß ich „langsamer vorrücke und daß mehrere Monate vergehen. Ant„worte mir bestimmt. Wirst Du es genehmigen, daß ich „Dich zum Könige von Spanien ernenne? Kann ich auf „Dich rechnen? Da es möglich wäre, daß Dein Courrier „mich nicht mehr in Paris träfe und er dann vielleicht „unter Umständen, die sich nicht vorhersehen lassen, durch „Spanien reisen müßte, so schreibe mir nur die zwei „Worte: »ich habe den Brief erhalten und antworte ja«; „dann rechne ich darauf, daß Du thun wirst, was ich will; „oder nein und das bedeutet, daß Du in meinen Antrag „nicht eingehest. Du kannst später einen Brief schreiben, „in demselben Deine Gedanken über Deinen Entschluß „ausführlicher entwickeln und ihn unter Couvert an Deine „Frau in Paris schicken. Wenn ich dort bin, übergiebt „sie ihn mir; bin ich nicht da, schickt sie ihn Dir zurück.

„Ziehe Niemand in das Geheimniß und sprich, ich „bitte Dich darum, mit Niemanden über den Gegenstand „dieses Briefes rc.“

Das schüchterne Gewissen Ludwigs erschrak vor dem Anerbieten, das ihm sein Bruder machte; „es erschien ihm,“ sagte er in seinen Memoiren, „unpolitisch und

ungerecht.“ Er antwortete bestimmt ablehnend und der Kaiser richtete nun seine Augen auf den König von Neapel.

Es blieb nun noch zu entscheiden wie Napoleon in Bezug auf die Prinzen Spaniens verfahren und sie zwingen sollte ihm ihre Rechte zu überlassen. Er entwarf folgenden Plan. Zuerst wollte er sich nach Bayonne und von da, wenn es nöthig sein sollte, nach Spanien begeben. Ferdinand und die alten Souveraine mußten sehnlichst wünschen ihn zu sehen, ihm ihre Bitten vorzutragen, ihn für ihre Sache zu gewinnen; alle würden in ihrem Hasse und Ehrgeize sich gewiß schnell zu ihm begeben. Wenn er sie Alle beisammen hatte, in Bayonne oder irgend einer Stadt in Spanien, selbst in Madrid, wollte er ihnen durch seinen Alles vermögenden Einfluß und gewisse Bürgschaften und Bedingungen von Entschädigungen die gänzliche und vollständige Abtretung ihrer Rechte auf die Krone entreißen. Zuerst wollte er auf Karl IV. einwirken. Das Scepter war für diesen alten Mann zu schwer geworden und er setzte gewiß, darauf konnte man rechnen, dem Willen des Kaisers keinen Widerstand entgegen. Es kam nur darauf an, ihm für einen Tag die Krone zurückzugeben, um sich dieselbe von ihm abtreten zu lassen. Hatte der Kaiser erst die Abdankung des Vaters in der Hand, so würde er leicht über den Widerstand des Sohnes siegen. Am meisten mußte er natürlich wünschen, daß die Zusammenkunft in Bayonne stattfinde; aber wie konnte die Familie vermocht werden Spanien zu verlassen und sich auf das französische Gebiet zu begeben? Wie konnte man sich namentlich schmeicheln, daß sich Ferdinand in die Hände eines Souverains begeben werde, welcher den Vertrag von Fontainebleau zwei Monate nach dessen Abschlusse zerrissen, das Land, ohne sich vorher mit seinem Verbünde-

ten Karl IV. verständiget zu haben, mit seinen Truppen überschwemmt, die nördlichen festen Pätze, als wäre Spanien ihm Feind, betrügerisch besetzt und endlich noch gar keine Bereitwilligkeit gezeigt hatte den jungen König anzuerkennen? Man mußte also ein Mittel erdenken, um jedes Mißtrauen in der Seele des jungen Prinzen zu entfernen und ihn nach Bayonne zu locken ohne ihn dahin zu berufen. Welche Hand nun war geschickt und kühn genug, die Fäden dieses Geflechtes um Ferdinand zu schlingen? Weder der Großherzog von Berg noch der Gesandte Frankreichs konnte eine solche Rolle übernehmen. Es mußte eine neue Person auftreten, die keinen offiziellen Character hatte, im Nothfalle desavouirt werden konnte und doch ihrem Range und Amte bei dem Kaiser nach in der Lage war sich Gehör zu verschaffen. Unter den Männern in der Nähe des Kaisers gab er besonders einen, dessen Hingebung unbegrenzt und immer bereit war, den General Savary. Er besaß nicht nur einen geprüften Eifer, sondern auch die Schlauheit des Diplomaten und das kühne Temperament des Soldaten; er war ein Mann, wie man sie selten in der Welt trifft, der einen Rath geben und auch ausführen konnte. Seine Tugend hieß dem Kaiser gehorchen und sich ihm aufopfern. Galt es ein kühnes Unternehmen, das ein Souverain nicht laut einzugestehen wagt, während er es befiehlt, so übernahm er es mit Entschlossenheit. Er verstand die Gedanken seines Gebieters zu errathen, ihm die Verlegenheit zu ersparen, sie ihm in das Gesicht zu sagen und sie unter seiner eigenen Verantwortlichkeit in's Werk zu setzen. Auf diesen gewandten und eifrigen Diener warf der Kaiser seine Augen bei einem Auftrage, der eben so viel Klugheit als Kühnheit erforderte. Er ließ ihn rufen, sprach lange mit ihm, setzte ihm die

Lage auseinander, in welche ihn die Revolution von Aranjuez gebracht, die Rücksichten, die er gegen den alten König zu nehmen habe, das Mißtrauen, das er gegen Ferdinand hege und ließ ihn endlich aller Wahrscheinlichkeit nach mehr errathen als er ihm offen sagte, was er von seinem Eifer und seiner Klugheit erwarte. Dann schickte er ihn nach Madrid.

Savary kam am 7. April in dieser Hauptstadt an und fand die Gemüther in der äußersten Aufregung. Er erkannte sogleich, daß große Fehler begangen worden waren, daß der Ehrgeiz Murat auf Irrwege geführt und daß derselbe zu rasch und zu stark gehandelt hatte, wie er es alle Mal that, wenn er mehr Tact und Klugheit als Muth hätte zeigen sollen.

Der erste Besuch galt den alten Souverainen. Die dem Unglück gebührende Achtung nicht minder als die Politik empfahl ihm diesen Schritt. Er äußerte gegen Karl IV. und die Königin die Theilnahme, welche der Kaiser mit ihrer Lage fühle und seinen Willen sie gegen die Intriguen ihrer Feinde zu schützen. Dann kehrte er nach Madrid zurück und setzte sich sogleich in Verbindung mit den vornehmsten Räthen Ferdinands, mit Escoïquiz und den Herzögen von San-Carlos und Infantado. Nach diesen Besprechungen bat er um die Ehre, dem jungen Fürsten vorgestellt zu werden. Um alle Etikettеschwierigkeiten zu vereinfachen oder vielmehr um den Prinzen leichter zu täuschen, trat er blos als Reisender auf, was ihm erlaubte Ferdinand als König zu behandeln. Die Vorstellung erfolgte am 8. April in Beisein des Canonicus Escoïquiz, des Herzogs von Infantado und des Don Pedro Cevallos, welcher unter dem neuen Könige den Posten eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten behalten hatte. Welche

Worte hat der Adjutant des Kaisers eigentlich an den jungen Prinzen gerichtet? Das ist heute noch ungewiß. Wenn man Pedro Cevallos*) und Ferdinand selbst**) glauben darf, hätte der General Savary zu dem jungen Prinzen gesagt, er sei gesandt worden, um ihn zu begrüßen und zu erfahren, ob er gegen Frankreich dieselben Gesinnungen hege wie sein Vater; in diesem Falle würde sich der Kaiser in das Vorgefallene in keiner Weise mischen und ihn als König anerkennen. Die Erzählung des Herzogs von Rovigo dagegen weicht von der des Herrn von Cevallos gänzlich ab. Weit entfernt die Illusionen Ferdinands zu nähren, hätte ihm der General Savary vielmehr***) gesagt, sein Gebieter habe mit eben so viel Besorgniß als Mißfallen die Nachricht von der Revolution in Aranjuez erhalten und er würde sich zu nichts entschließen, bevor er sich mit Karl IV. verständiget hätte, denn, hätte er hinzugesetzt, „er wisse, was er durch die Wirkung des Rücktrittes dieses Fürsten verlieren könnte und er würde dabei nicht gleichgiltig bleiben bevor er wüßte, wie er mit dem Nachfolger stehe.“

Die Wahrheit ist schwer unter diesen widersprechenden Erzählungen herauszufinden, so viel aber geht aus der sorgfältigen Prüfung der Thatsachen hervor, daß der General Savary nach Madrid gesandt worden war, um Ferdinand zu bestimmen sich nach Bayonne zu begeben. Er konnte sich gegen den Prinzen und dessen Räthe nur unbe-

*) Mémoires du Don Pedro Cevallos, p. 27 et 28.

**) Briefe Ferdinands an seinen Vater vom 8. April und 4. Mai 1808.

***) Mémoires du duc de Rovigo, vol. III.

stimmt aussprechen; er durfte weder zu dringend noch zu zurückhaltend sein; vor Allem mußte er vermeiden seinen Gebieter irgendwie zu binden, er mußte beruhigende milde Worte sprechen, ohne daß sie als förmliches Versprechen ausgelegt werden könnten, der Kaiser werde Ferdinand anerkennen. Es ist also nicht wohl glaublich, daß er so bestimmt zusagend gesprochen wie Don Pedro anführt; eben so wenig glaublich ist es aber auch, daß er so kalte und zurückhaltende Worte gebraucht habe, wie er in seinen Memoiren sagt. Uebrigens schrieb Beauharnais am 9. April an Champagny*): „schwer zu schildern ist die Freude, „welche die Bewohner von Madrid gestern Abend zeigten, „als sie erfuhren der General Savary habe einige zu„friedenstellende Worte gesagt. Sie gaben Veran„lassung zu verschiedenen Deutungen der Sendung, mit „welcher er betraut ist, in der Hauptsache aber schei„nen die Meinungen übereinstimmend zu sein „und seit gestern rechnet die Nation auf den „Dank des jungen Prinzen.“

Die Räthe Ferdinands waren nicht einig über das, was er zu thun hätte. Der Graf von Montijo, der General O'Farill und noch einige Andere mißbilligten die Reise als unzeitig, die Würde, vielleicht die Sicherheit des Souverains beeinträchtigend. Der Canonicus Escoïquiz war der entgegengesetzten Meinung. Er besaß die Ehrlichkeit der Gelehrten und kannte die Politik, sowie die Nothwendigkeiten und Kunstgriffe derselben nicht. Sein Vertrauen auf die Großherzigkeit des Kaisers war unbegrenzt und er hegte die Ueberzeugung, daß derselbe Ferdinand anerkennen würde, sobald er ihn gesehen und daß diese

*) Im Archiv der auswärtigen Angelegenheiten.

Anerkennung höchstens durch die Abtretung der Provinzen zwischen den Pyrenäen und dem Ebro erkauft werden müßte. Uebrigens hegte nicht nur Escoïquiz diese Ansicht; sie war auch die des Don Pedro Cevallos und der Herzöge von Infantado und San Carlos; Ferdinand selbst theilte sie. Es bot sich diesem Prinzen ein großartiger Entschluß dar, nämlich Madrid zu verlassen, die Provinzen zu besuchen, welche von unsern Truppen noch nicht besetzt waren, die ganze Nation zu den Waffen zu rufen, sich den Engländern in die Arme zu werfen und den Degen nicht eher wieder in die Scheide zu stecken, bis er die Franzosen von der Halbinsel vertrieben; aber ein solcher Entschluß erforderte eine heldenmüthige Seele, die Kunst die Menschen zu begeistern und zu leiten und endlich die Kenntniß des Krieges und der Regierung; er mußte Heinrich IV. oder Montrose sein. Ferdinand war nicht der Mann solche Dinge zu erdenken oder auszuführen; er sah nur ein Mittel aus der schrecklichen Lage herauszukommen, dem Kaiser entgegen zu eilen, den nachtheiligen Eindruck zu verwischen, den die Briefe der alten Souveraine und Murats vielleicht hervorgebracht hatten und seinen Schutz zu erlangen. Er glaubte, als er sich dazu entschloß, nur eine Handlung der Artigkeit zu begehen; er glaubte nicht nach Bayonne zu reisen. Da er nach dem, was Murat und Savary fortwährend versicherten, überzeugt war, Napoleon sei über die Grenze gegangen, so erwartete er ihm zwischen Burgos und Vittoria zu begegnen. Er schickte seinen Bruder Don Carlos voraus, der fünf Tage vor ihm abreisete. Ehe er aufbrach, am 8. April, schrieb er an seinen Vater, der General Savary habe ihn verlassen; er sei mit ihm und dem guten Vernehmen sehr zufrieden, das zwischen ihm und dem Kaiser bestehe.

Demzufolge bat er ihn, ihm einen Brief an den Kaiser zu geben, in welchem er ihm ankündige, der König sein Sohn hege für den Kaiser die Gesinnungen der Freundschaft, welche er selbst immer bezeigt habe. Als Karl IV. den Rath Murats angehört hatte, entschloß er sich auf diesen seltsamen Brief gar nicht zu antworten.

Am zehnten April endlich reisete Ferdinand ab, nachdem er unter der Präsidentschaft seines Oheimes, des Infanten Don Antonio, eine oberste Junta eingesetzt hatte, welcher er die Leitung der Regierung übertrug. Er nahm ein nicht sehr zahlreiches Gefolge mit, seine gewöhnlichen Räthe, Escoïquiz und die beiden Herzöge von Infantado und San Carlos, seinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten Don Pedro Cevallos, die Grafen Altemira und Labrador und einige andere Granden von Spanien. Der General Savary erbot sich Ferdinand zu begleiten, was dieser gern annahm, da er nicht ahnete, daß er einen Hüter zu sich nehme, der ihn dem Kaiser zu überbringen habe.

Er kam am 12. Abends in Burgos an, wo er ein Schreiben von Napoleon zu finden hoffte, das ihm seine Ankunft in Spanien melde. Da er dies nicht fand, äußerte er große Verwunderung und zögerte die Reise fortzusetzen; auf die Bemerkung des Generals Savary, daß der Kaiser nicht weit entfernt sein könnte, ging er bis Vittoria. Auch hier fand sich ebensowenig wie in Burgos ein kaiserliches Schreiben, wohl aber eine große Menge französischer Truppen, überall Colonnen auf dem Marsche und unter der Bevölkerung eine bedeutende Aufregung. Von allen Seiten kamen die schlimmsten Nachrichten; man wußte, daß ein französischer Oberst öffentlich gesagt hatte, Ferdinand mache die Reise als ein Gefangener. Ein junger Spanier,

Schwager Durocs, der in Frankreich Dienste genommen hatte, Don Martinez Hervas, hatte Savary nach Madrid begleitet; seine Familienverbindungen und sein Scharfblick hatten ihn errathen lassen, was gegen die Fürsten Spaniens angezettelt werde. Er hatte vergebens, ehe Ferdinand Madrid verließ, den Räthen desselben die Augen zu öffnen versucht. In Vittoria siegte seine Vaterlandsliebe gänzlich über seine neuen Pflichten, er ging zu dem Herzoge von Infantado, vertraute ihm Alles an, was er wußte und muthmaßete und sagte ihm, der König würde Frankreich nicht wieder verlassen, wenn er es betrete.

Die Furcht und die Unentschlossenheit begannen nun ernstlich sich des Prinzen und seines kleinen Hofes zu bemächtigen. Am 13. Abends als Savary sich wie gewöhnlich eingestellt hatte, um zu erfahren um welche Zeit man am nächsten Tage aufbrechen wolle, weigerte sich Ferdinand ihn zu empfangen und ließ sagen, er werde nicht weiter reisen. Der General befand sich da in großer Verlegenheit; er hatte den Auftrag, Ferdinand nach Bayonne zu bringen; es war ihm gelungen, denselben bis Vittoria zu führen; er hatte den Kaiser davon benachrichtiget und nun weigerte sich der Prinz mit einem Male weiter zu gehen. Er sah ein, daß ihm sein Opfer entgehe, wenn er die Bande nicht fester ziehe. Er hatte demzufolge mit Escoïquiz, Don Cevallos und dem Herzoge von Infantado eine lange Unterredung, in welcher er seine ganze Klugheit, alle List und Beredtsamkeit aufbot, um die Besorgnisse Aller zu zerstreuen. Auch dies Mal gelang es ihm. Sie hielten indeß dafür, die Würde des Prinzen gestatte nicht, daß er sich nach Bayonne begebe, so lange der Kaiser ihn nicht offiziell eingeladen habe und beschlossen, daß der König an ihn schreibe, um ihm seine Ankunft in Vittoria zu

melden und den Wunsch zu äußern ihn zu sehen. Savary übernahm es, diesen Brief dem Kaiser zu überbringen. „Da er durch die freie und freiwillige Abdankung seines „erhabenen Vaters," sagte der Prinz, „auf den Thron „gelangt, so habe er nur mit Bedauern sehen können, daß „der Großherzog von Berg wie der Gesandte Frankreichs „es nicht für ihre Pflicht gehalten hätten ihm als Souve- „rain von Spanien Glück zu wünschen, während die Re- „präsentanten der andern Höfe, mit denen er nicht in so „inniger Verbindung stehe, dies sofort gethan hätten." Er erinnerte an alle Beweise seines Wunsches, die er gegeben, um die Bande der Freundschaft enger zu ziehen, welche die beiden Länder vereinigten. „Er sei gern der „Aufforderung nachgekommen, welche der General Savary „an ihn gestellt, dem Kaiser entgegen zu reisen; er habe „sich in seine Stadt Vittoria begeben ohne Rücksicht auf „die nothwendige Sorge für seine Regierung, welche seine „Anwesenheit im Mittelpunkte seiner Staaten erforderte." Endlich ersuchte er den Kaiser der peinlichen Lage ein Ende zu machen, in welche er ihn durch sein Stillschweigen gebracht.

Napoleon hatte die Tuilerien am 2. April verlassen und die Reise nach Bayonne angetreten. Während dieser Reise erhielt er durch verschiedene Courriere alle Briefe, welche die alten Souveraine und deren Tochter, die ehemalige Königin von Etrurien, an den Großherzog von Berg gerichtet hatten. Diese Correspondenz zeigte ihm an, daß Ferdinand und seine Umgebung Frankreich haßten und daß der junge Prinz, wenn er ihn regieren ließe, bald das blinde Werkzeug derselben Männer werden würde, die ihn gegen seinen Vater und unsern Einfluß bewaffnet hatten. Napoleon muthmaßete dies Alles, aber es blieben ihm noch

viele Zweifel, selbst nach den Briefen der alten Königin und deren Tochter. Dagegen erkannte er diese Personen ganz. Sein Gewissen wurde in Folge davon freier und sein Entschluß fester, die spanische Königsfamilie zu beseitigen.

Er kam in der Nacht vom 14. zum 15. April in Bayonne an und fand da Savary, der seit vierundzwanzig Stunden auf ihn wartete. Er las sofort den Brief Ferdinands, sprach lange mit seinem Adjutanten und verließ ihn sodann. Am 16. früh ließ er ihn wieder rufen, übergab ihm einen Brief und sagte: „Gehen Sie zu dem Prinzen Ferdinand und „übergeben Sie ihm diesen Brief von mir. Lassen Sie „ihn darüber nachdenken. Es liegt ihm mehr daran als „mir; er mag thun, was er will. Je nachdem er antwortet oder schweigt, werde ich einen Entschluß fassen und „Maßregeln ergreifen, daß er nur zu seinem Vater gehen „kann... Sehen Sie, wohin diese Rathschläge führen! „Wir haben da einen Prinzen, der nach einigen Tagen „vielleicht nicht mehr regiert oder der Spanien in Krieg „mit Frankreich stürzt. Die Völker sind sehr zu bedauern, „wenn sie in solche Hände fallen. Reisen Sie schnell."

Während dies in Bayonne geschah, herrschte in Vittoria Furcht und Unentschlossenheit. Mehrere vornehme Personen hatten sich aus den benachbarten Städten und Provinzen eingefunden, weniger um dem jungen König ihre Huldigung darzubringen, als ihn auf die Gefahren aufmerksam zu machen, denen ihn sein unkluger Schritt aussetze. Einer besonders, der ehemalige Minister Urquijo, bat ihn mit der wärmsten Beredtsamkeit, die verderbliche Reise nicht fortzusetzen. Er prophezeihete alles Unglück, das bald über dem königlichen Hause losbrechen sollte und sagte, er sei seit der Proclamation vom 5. October 1806 immer über-

zeugt gewesen, daß Napoleon mit dem Gedanken umgehe, die regierende Dynastie in Spanien zu stürzen, da sie der Erhebung der seinigen hinderlich sei. „Dieser Plan ist „bis zu einer günstigen Gelegenheit verschoben worden. „Die unglücklichen Zwistigkeiten zwischen dem Vater und „dem Sohne bieten sie ihm dar. Welchen Zweck habe also „die Reise des Prinzen? Warum erniedrige ein Souve„rain einer Monarchie wie Spanien seine Würde so öffent„lich? Warum führe man ihn nach einem fremden Lande „ohne Einladung, ohne Vorbereitungen, ohne die gewöhn„lich beobachtete Etikette, ohne daß er als König von Spa„nien anerkannt werde?" Diese Worte machten Eindruck auf den Prinzen und seine Räthe, aber sie wußten nicht, wie sie von dem Unternehmen wieder umkehren sollten. Ferdinand war nicht mehr frei, ob er sich gleich noch in Spanien befand. Der General Verdier hielt mit mehrern tausend Soldaten die Stadt Vittoria und die Umgegend besetzt. Der Marschall Bessières stand mit der Hauptmacht in Burgos. Unsere Colonnen durchzogen Guipuzcoa und Navarra nach allen Richtungen. Der Prinz war von allen Seiten eingeschlossen. Unter dem Vorwande, seinen Rang zu ehren, ließen ihn die Truppen nicht aus den Augen. Um sich ihrer Beobachtung zu entziehen, hätte man in der Nacht verkleidet entfliehen und sich der Gefahr aussetzen müssen, in ihre Hände zu fallen. Es fehlte freilich nicht an gutem Rathe und Jedermann wollte sich für den Prinzen aufopfern. Urquijo schlug einen Fluchtplan vor; der Prinz sollte in einer finstern Nacht Vittoria verlassen, die Berge von Arragonien erreichen und da unter der tapfern und treuen Bevölkerung den Beschluß des Kaisers abwarten. Urquijo selbst wollte sich nach Bayonne begeben und Napoleon die Wahl stellen, Ferdinand VII.

sogleich als König von Spanien anzuerkennen oder Krieg zu beginnen. Ein anderer, der Herzog von Mahon, Gouverneur der Provinz Guipuzcoa, wollte den Prinzen auf Nebenwegen nach Bilbao führen und von dort aus seine Flucht zur See sichern. Alle diese Rathschläge wurden mit Dank als Beweise treuer Ergebenheit angehört, aber man befolgte keinen. Die unbestimmten Gefahren, die Ferdinand in Bayonne erwarteten, erschreckten ihn noch weniger, als ein unmittelbarer Bruch mit dem Kaiser Napoleon. Er erklärte also, daß er auf die Rückkunft des Generals Savary warten werde, bevor er einen Entschluß fasse; aber bei seiner Unentschlossenheit wußte er nicht einmal der Großherzigkeit des Kaisers gänzliches Vertrauen zu schenken. Während er sich anschickte, sich ihm in die Hände zu geben, dachte er an Vertheidigung als fürchte er eine Schlinge. Er ließ die Bauern von Guipuzcoa und Biscaya sich bewaffnen, machte sie zu seiner Leibwache und erfüllte mit ihnen die Straßen von Vittoria, die Höfe und selbst die Gänge in dem Hause, das er bewohnte. Endlich kam Savary an. Bei dem Anblicke der Menge bewaffneter und fanatisirter Männer, welche die Stadt erfüllten, errieth er, daß die Lage seit seiner Abreise sich verschlimmert habe. Er besprach sich mit dem General Verdier, schrieb an den Marschall Bessières, damit derselbe in aller Eile Verstärkung nach Vittoria sende und begab sich dann zu Ferdinand. Er mußte, um in das Zimmer des Prinzen zu gelangen, durch eine Menge verdächtig aussehender Menschen hindurch, die mit Flinten, Pistolen und Dolchen bewaffnet waren; alle sahen ihn scheu an und schienen bereit zu sein, ihn lieber zu ermorden und selbst zu sterben, als den jungen König entführen zu lassen. Die Anwesenheit des französischen Generals versetzte Ferdinand

und dessen Gefolge in die größte Angst. Der Prinz nahm den Brief des Kaisers und las ihn begierig. Hier die bemerkenswerthesten Stellen:

„Mein Bruder,

„Ich habe das Schreiben Ew. königl. Hoheit erhalten „und Sie müssen in den Papieren von dem Könige, Ihrem „Vater, den Beweis von der Theilnahme gefunden haben, „die ich immer für Sie empfunden. Sie werden mir er„lauben, daß ich in den gegenwärtigen Verhältnissen mit „Freimuth spreche. Ich hoffte bei meiner Ankunft in Ma„drid meinen erlauchten Freund zu einigen in seinen Staa„ten nothwendigen Reformen zu vermögen und daß er der „öffentlichen Meinung einige Zugeständnisse mache. Die „Entlassung des Friedensfürsten schien mir zu seinem und „seiner Unterthanen Glücke nothwendig zu sein. Die An„gelegenheiten im Norden verzögerten meine Reise. Die „Ereignisse von Aranjuez traten ein. Ich bin nicht Rich„ter über das, was geschehen ist und über das Verhalten „des Friedensfürsten, aber ich weiß, daß es gefährlich für „die Könige ist, den Völkern zu gewähren, Blut zu ver„gießen und sich selbst Recht zu schaffen. Ich bitte Gott, „daß Ew. königl. Hoheit nicht selbst einmal das aus Er„fahrung kennen lernen. Es liegt nicht im Interesse Spa„niens, einem Manne ein Leid zu thun, der mit einer „Prinzessin aus königlichem Blute vermählt ist und das „Land lange regiert hat. Er hat keine Freunde mehr. „Ew. königliche Hoheit werden auch keine haben, wenn „Sie jemals unglücklich werden sollten. Die Völker rächen „sich gern für die Huldigungen, die sie uns darbringen. „Und wie könnte man dem Friedensfürsten den Prozeß ma„chen, ohne die Königin und den König mit hineinzuziehen? „Dieser Prozeß würde den Haß und die Leidenschaften

„nähren und die Folge dürfte verderblich für Ihre Krone „sein. Ew. Hoheit haben keine andern Rechte als die, „welche Ihnen Ihre Mutter gegeben hat. Wenn der Pro„zeß sie entehrt, zerreißen Ew. Hoheit dadurch die eigenen „Rechte. Verschließen Sie also schlimmem Rathe das Ohr. „Sie haben das Recht nicht, den Friedensfürsten zu richten. „Seine Verbrechen, wenn man ihm deren vorwirft, ver„lieren sich in den Rechten des Thrones...

„Was die Abdankung Karls IV. betrifft, so hat sie in „einem Augenblicke stattgefunden, als meine Heere Spa„nien bedeckten und ich würde in den Augen Europa's und „der Nachwelt so dastehen, als hätte ich so viele Truppen „nur zu dem Zwecke gesandt, meinen Verbündeten und „Freund von dem Throne zu stürzen. Ich habe als Sou„verain das Recht, die Beweggründe und Ursachen zu er„fahren, ehe ich diese Abdankung anerkenne und ich sage „es Ew. königl. Hoheit, den Spaniern, der ganzen Welt, „daß, wenn die Abdankung des Königs Karl IV. aus rei„nen Beweggründen erfolgt und nicht durch den Aufstand „in Aranjuez erzwungen worden ist, ich gar keine Schwie„rigkeiten machen werde, sie zuzulassen und Ew. königliche „Hoheit als König von Spanien anzuerkennen. Ich wünsche „also mit Ew. königl. Hoheit über diese Sache „zu sprechen. Die Vorsicht, mit welcher ich seit einem „Monate diese Sache behandele, muß Ihnen eine Bürg„schaft der Unterstützung sein, die Sie in mir finden wer„den, wenn Factionen, welcher Art sie auch sein mögen, „Sie auf Ihrem Throne beunruhigen sollten...

„Als der König Karl mir das Ereigniß vom letzten „October meldete, machte es einen schmerzlichen Eindruck „auf mich und ich glaube durch die Andeutungen, die ich „gab, zu dem glücklichen Ausgange der Angelegenheit von

„Escurial beigetragen zu haben. Ew. königliche Hoheit „hatten sehr Unrecht; ich erwähne nur den Brief, den Sie „mir schrieben und den ich immer ignoriren wollte. Wenn „Sie selbst König sind, werden Sie einsehen, wie heilig „die Rechte des Thrones sind. Jeder Schritt bei einem „fremden Souverain von Seiten eines Thronerben ist ver„brecherisch.

„Die Vermählung einer französischen Prinzessin mit „Ew. königlichen Hoheit stimmt in meiner Meinung mit „dem Interesse meines Volkes überein und ich halte sie „namentlich für einen Umstand, der mich durch neue Bande „mit einer Familie vereinigen würde, deren Verhalten seit „meiner Thronbesteigung ich immer nur zu rühmen gehabt „habe *).

„.... Ew. königliche Hoheit kennen meine Meinung ganz; „Sie sehen, daß ich zwischen verschiedenen Ideen schwanke, „die festgestellt werden müssen. Sie können überzeugt sein, „daß ich in jedem Falle mich gegen Sie so verhalten werde, „wie gegen den König Ihren Vater. Glauben Sie mei„nem Wunsche, Alles zu versöhnen und Gelegenheiten zu „finden, Ihnen Beweise von meiner Zuneigung und mei„ner vollkommenen Achtung zu geben.

„Ich bitte Gott, Herr Bruder, daß er Sie in seinen „heiligen Schutz nehme.

„Bayonne, den 16. April 1808.

„Napoleon.“

Dieser Brief gewährte eine seltsame Mischung von Rauhheit und Doppelzüngigkeit; er enthielt Ausdrücke von

*) Diese ganze Stelle in Bezug auf die Vermählung war bei der Veröffentlichung des Schreibens im Moniteur weggelassen.

so ungewöhnlicher Härte und so beleidigende Insinuationen, daß man sagen könnte, der Kaiser, dessen stürmischem Character die vorsichtige Betrügerei widerstrebte, habe Ferdinand aufmerksam machen wollen, daß er vor den Gefahren auf der Hut sein möchte. Er hatte gewissermaßen nach zwei entgegengesetzten Antrieben gehandelt, nach dem seines Gewissens, das dem jungen Prinzen zu sagen schien: scheue Dich, den Fuß auf französischen Boden zu setzen, fliehe, es ist noch Zeit, — und nach dem einer schlauen Politik, welche sich bemühete, das Opfer in die verderbliche Schlinge zu locken. Der Canonicus Escoïquiz aber, der gewissermaßen unter einem Zauberbanne stand, griff nur die wohlwollende und freundschaftliche Seite des kaiserlichen Schreibens auf und war der Meinung, der Prinz müsse ohne Zögern sich nach Bayonne begeben. Ferdinand zögerte trotz diesem Rathe; er wunderte und betrübte sich darüber, daß der Kaiser ihm in den Schreiben den Titel Majestät nicht gegeben hatte. Der General Savary bemühete sich zum letzten Male ihn zu beruhigen und sagte, sein Gebieter habe ihn nicht anders als königliche Hoheit nennen können, weil er ihn noch nicht anerkannt, weil es mehrere Punkte gebe, über welche eine Verständigung wichtiger sei und weil er nicht anstehen würde, sobald dieselben geordnet wären, ihn Majestät zu nennen. Diese Worte bestimmten endlich den Prinzen und er gab Befehl zur Abreise. Bei dem Anblicke der Wagen, welche den König fortbringen sollten, fühlte das Volk, dessen klares und gesundes Urtheil durch keine Sophismen verdunkelt wird, plötzlich eine unbeschreibliche Angst. Es entstand ein großer Tumult und die Menge drängte sich um die Wagen. Mit einem Male trat ein wild aussehender Mann vor und durchschnitt die Stränge der Maulthiere. Das Volk jubelte über diese

kühne That, aber Ferdinand war zu der Reise entschlossen, ließ die Maulthiere von Neuem anspannen, sprang in seinen Wagen und fuhr nach jenem Frankreich, wo er statt eines Verbündeten und Beschützers einen Feind, das Exil und Gefängniß finden sollte.

Der Prinz kam am 20. April um zehn Uhr früh in Bayonne an. Der Kaiser wohnte in dem Schlosse Marac, in geringer Entfernung von der Stadt. Als man ihm die Ankunft Ferdinands meldete, soll er ausgerufen haben: „wie, er kommt? Es ist unmöglich!" Er stieg sogleich zu Pferde, um ihm einen Besuch abzustatten. Die beiden Fürsten umarmten einander mit allen Zeichen der aufrichtigsten Herzlichkeit. Nach kurzer Zeit kehrte der Kaiser nach dem Schlosse zurück und ließ Ferdinand, dessen Bruder Don Carlos und ihr Gefolge zur Tafel bitten. Um sechs Uhr holten die kaiserlichen Wagen die Prinzen ab. In dem Augenblicke, als sie in den Schloßhof fuhren, verließ Napoleon seine Gemächer, empfing Ferdinand selbst beim Aussteigen aus dem Wagen, nahm ihn an der Hand und führte ihn in den Salon. Die Etikette gebot eigentlich dieses Benehmen nur gegen ein gekröntes Haupt. Es erfüllte Ferdinand mit Freude und er glaubte darin die Andeutung zu sehen, daß der Kaiser ihn anerkennen wolle; aber während des Diners vermied es Napoleon, wenn er auch den Prinzen mit großer Artigkeit behandelte, ihm seinen Titel zu geben. Ferdinand und Don Carlos verließen nichtsdestoweniger das Schloß sehr vergnügt und hoffnungsreich. Ihre Illusion war freilich von kurzer Dauer.

Der Kaiser hatte Escoïquiz bei sich behalten. Als die Prinzen sich entfernt hatten, nahm er ihn mit sich in sein Cabinet und hatte mit ihm jene berühmte Unterredung, deren Schilderung, wie sie der Canonicus bekannt gemacht

hat, eines der werthvollsten Documente der Geschichte des jetzigen Jahrhunderts ist. Napoleon erklärte zuerst, daß er sich nothwendig für das Geschick des Königs Karls IV. interessiren müsse, der seinen Schutz in Anspruch genommen habe, daß die Abdankung dieses Fürsten erzwungen worden sei und daß er Ferdinand nur dann als König anerkennen würde, wenn dessen Vater die Abdankung zu Gunsten des Sohnes freiwillig wiederhole; dann zog er, da er der Verstellung müde war, jeden Schleier zurück und sagte, die Interessen seines Reiches verlangten, daß das Haus Bourbon, welches dem seinigen unversöhnlich feindlich gegenüber stehe, den spanischen Thron verliere. „Die neue „Dynastie würde eine gute Constitution geben und durch „ihre innige Verbindung mit Frankreich das Land gegen „Alles schützen, was die einzige Macht versuchen könnte, „die ihm zu schaden im Stande sei. Karl IV. sei überzeugt, daß die Infanten in den schwierigen Zeiten nicht „zu regieren vermöchten und werde ihm bereitwillig alle „seine Rechte und die seiner Familie abtreten, aber der „Kaiser ehre Ferdinand, der im Vertrauen zu ihm nach „Bayonne gekommen sei; er wolle über diese Sache mit „ihm unterhandeln und ihn wie seine Brüder so viel als „möglich für das entschädigen, was er aus Politik ihnen „in Spanien zu entziehen genöthiget sei. Schlagen Sie „also von meiner Seite Ferdinand vor,“ setzte er hinzu, „allen seinen Rechten auf die Krone Spaniens zu entsagen „und dafür Etrurien mit dem Königstitel und gänzlicher „Unabhängigkeit für sich und seine männlichen Nachkommen anzunehmen. Sagen Sie ihm, daß ich ihm als kleines „Geschenk zu seiner Einrichtung ein Jahr seines Einkommens von dem letzteren Staate auszahlen lassen würde. „Wenn ein Vertrag hierüber unterzeichnet sein wird, werde

„ich ihm meine Nichte zur Gemahlin geben, um ihm ganz „meine Freundschaft zu sichern. Wenn der Prinz thut, „was ich wünsche, so wird Spanien seine Gebietsintegri„tät, seine Unabhängigkeit, seine Gesetze, seine Religion „und seine Gewohnheiten behalten. Das ist mein ganzes „System; ich will nichts für mich, auch kein Dorf. Sagt „dies Ihrem Prinzen nicht zu, so steht es ihm frei zu„rückzukehren, nachdem wir die Zeit seiner Rückkehr und „des Beginnes der Feindseligkeiten festgesetzt haben."

Escoïquiz sprach seine Verwunderung und seinen Schmerz über diese Vorschläge aus, die sein König und sein Volk nicht einmal geahnet hätten. Er verbreitete sich ausführlich über die Revolution von Aranjuez und suchte den Kaiser zu überzeugen, daß die Abdankung Karls IV. eine freiwillige gewesen. Napoleon bekämpfte die Ansicht des Canonicus und die Unterredung über diesen Punkt zog sich einige Zeit hin, bis der Kaiser ihr mit den Worten ein Ende machte: „lassen wir das; sagen Sie mir, ob ich ver„gessen kann, daß die Interessen meines Hauses und mei„nes Reiches verlangen, daß die Bourbons in Spanien „nicht länger regieren. Sie müssen so gut einsehen wie „ich, daß ich von Spanien kein aufrichtiges Bündniß er„warten kann, so lange Bourbons auf diesem Throne sitzen. „Sie werden sich verstellen, so lange sie allein und nicht „im Stande sind, mir zu schaden; wenn sie mich aber in „einem Kriege im Norden beschäftiget sehen werden, der „nicht ausbleiben kann, werden sie sich mit meinen Feinden „verbinden. Erinnern Sie sich an die Treulosigkeit Karls IV. „selbst, der trotz unserem Bündnisse mich bekriegen wollte, „als er glaubte, ich sei ganz mit Preußen beschäftiget, „kurz vor der Schlacht von Jena. Ich wiederhole es, ich „werde nie auf Spanien rechnen können, so lange Bour-

„bons da regieren. Die zu jeder Zeit bedeutenden Kräfte „dieser Nation können sich unter einem verdienstvollen „Manne steigern, der an der Spitze der Regierung stände „und einen Grad erreichen, daß sie meine Ruhe benach„theiligten, wundern Sie sich also nicht, wenn ich Ihnen „wiederhole: schlechte Politik!“

Escoïquiz suchte zu beweisen, daß die Proclamation vom 5. October nicht von Karl IV., sondern von dem Friedensfürsten ausgegangen sei und entwarf dann eine ergreifende Schilderung von dem Vertrauen, welches Ferdinand immer auf den Kaiser gesetzt habe. „Als er nur Prinz „war,“ sagte er, „theilte er Ihnen mit Lebensgefahr sei„nen Wunsch mit, sich mit einer Prinzessin Ihrer Familie „zu vermählen. Er wiederholte dieses Gesuch schriftlich „nach seiner Thronbesteigung. Er ließ sich durch die Wei„gerung Ihrer Repräsentanten, ihn anzuerkennen, nicht „abschrecken. Er erschien persönlich, um Ihr Bündniß zu „erbitten und sich ohne Arg, ohne Mißtrauen, mit dem „Vertrauen eines Sohnes zu Ihrer Verfügung zu stellen. „Seine Vorstellung von der Gerechtigkeitsliebe und dem „Edelmuthe eines Helden entfernte jedes Mißtrauen aus „seinem Herzen.“ Endlich sprach er von dem glücklichen Einflusse, den eine Vermählung haben würde, welche den neuen König für immer an die kaiserliche Familie fessele. „Sie erzählen mir da Mährchen,“ erwiederte der Kaiser; „Sie wissen recht wohl, daß eine Frau ein zu schwaches „Band ist, als daß sie die Politik eines Souverains fesseln „könnte und daß es durchaus nicht mit den Gesinnungen „zu vergleichen ist, welche ein gemeinsamer Ursprung giebt. „Wer steht mir dafür, daß die Gemahlin Ferdinands Ein„fluß auf ihn hat? Hängt dies nicht vom Zufalle, von „Umständen ab? Uebrigens kann der Tod alle die Bande

„lösen und der auf einige Zeit unterdrückte Haß würde „dann mit um so größerer Gewalt von Neuem ausbre= „chen.“ Der Kaiser sprach noch vieles, was der Canonicus in seiner Erzählung nicht wiedergeben konnte; er ließ sich weitläufig über die spanischen Prinzen, namentlich über Ferdinand aus. Er sagte, er hätte nicht erwartet, in dem ältesten Sohne des Königs von Spanien so viel Sorglosigkeit und Unwissenheit zu finden und verspottete Escoïquiz bitter wegen des glänzenden Zöglings, den er gebildet. Allmälig wurde er wärmer und sprach sich über den jungen Mann mit einer Geringschätzung und Härte aus, daß der Canonicus aus Verzweiflung schwieg. Er beendigte diese peinliche Unterredung mit den Worten, er wolle nochmals über die Sache nachdenken und ihm am nächsten Tage Nachricht von dem gefaßten Entschlusse geben.

Am 21. früh ließ der Kaiser wirklich den Canonicus rufen und sagte zu ihm: „ich bin unwiderruflich entschlos= „sen, die in Spanien herrschende Dynastie zu ändern. Sie „können den Prinzen Ferdinand davon benachrichtigen; sa= „gen Sie ihm, daß er sich entscheide vor der Ankunft des „Königs seines Vaters. Wenn er für seine Rechte Tos= „cana annimmt, so kann der Vertrag mit der größten „Feierlichkeit abgeschlossen werden; im entgegengesetzten „Falle wird seine Weigerung doch nutzlos sein, denn ich „werde von seinem Vater die Abtretung erhalten, die ich „wünsche. Toscana verbleibt dann Frankreich und Se. „königliche Hoheit erhält keine Entschädigung.“ Diese Erklärung entriß dem Canonicus einen Ausruf des Schmerzes. „Sire,“ sagte er, „der Entschluß Ew. Majestät „greift mich um so mehr an, als ich außer dem Unglücke „meines Königs und meines Vaterlandes den Verlust des „guten Rufes derer zu beklagen haben werde, die mit mir

„bei dem Könige waren, als die Reise nach Bayonne be„schlossen wurde. Man wird uns für die Ursache dieses „verderblichen Entschlusses halten, mich besonders und ich „werde vorzugsweise getadelt werden.“ — „Beruhigen „Sie sich,“ antwortete ihm der Kaiser, „Sie werden keine „Ursache zur Trauer haben; Sie konnten meine Absichten „nicht errathen, die Niemand kennt.“

Der General Savary, derselbe, welcher wenige Tage vorher Ferdinand Hoffnung gemacht hatte, sein Gebieter würde ihn als König anerkennen, zeigte ihm an, daß der Kaiser Napoleon unwiderruflich entschlossen sei, die Bourbons von Spanien zu stürzen und an die Stelle derselben einen Prinzen seiner eigenen Familie zu setzen, daß demzufolge Se. kais. Majestät verlangte, der Prinz von Asturien möge in seinem und seiner ganzen Familie Namen auf die Krone Spaniens und Indiens zu Gunsten eines Bruders des Kaisers verzichten. Wie konnte Napoleon, der in so hohem Grade Gefühl für Edeles und Großes besaß, einen Mann, der ihm nur zu wohl gedient hatte, einer solchen Prüfung unterziehen? Man könnte glauben, der Gebieter und der Diener hätten zeigen wollen, wie weit sie, der eine seine Ansprüche, der andere seine Selbstverleugnung treiben könnten.

Am 21. April und an den folgenden Tagen ließ der Kaiser Don Pedro Cevallos, die Herzöge von Infantado und San Carlos einzeln und mit einander berufen und setzte ihnen dieselben Ideen wie dem Canonicus Escoïquiz auseinander. Alle brachten, unter andern Formen, dieselben Gründe wie Escoïquiz vor und versuchten, ihn von seinem Vorsatze abzubringen.

Herr von Champagny nahm an diesen Verhandlungen ebenfalls Theil und hatte häufige Besprechungen mit allen

Räthen Ferdinands, namentlich mit Cevallos und Labrador. Cevallos, der als Minister der auswärtigen Angelegenheiten mehr gefährdet war als die andern, führte eine stolze und heftige Sprache gegen Champagny. „Welches Ver„trauen," sagte er, „wird Europa auf seine Verträge mit „Frankreich setzen können, wenn es sieht, mit welcher Treu„losigkeit der vom 27. October verletzt worden ist? Wel„ches Entsetzen wird es erfüllen, wenn es die Kunstgriffe, „die trügerischen Versprechungen, die Verlockungen aller „Art berücksichtiget, welche der Kaiser aufgeboten hat, um „den König nach Bayonne zu locken und ihm seine Krone „zu nehmen?" Kaum hatte er diese Worte zu Ende gebracht, als der Kaiser, der Alles gehört hatte, die Thür seines Cabinets aufriß und Herrn Cevallos Verräther nannte, weil er Minister Karls IV. gewesen sei und dasselbe Amt unter Ferdinand angenommen habe. Nach dieser stürmischen Unterredung legte Champagny in aller offizieller Form den spanischen Unterhändlern die Bedingungen vor, welche Napoleon dem Canonicus Escoïquiz bereits selbst mitgetheilt hatte. Je härter und beleidigender sie waren, um so weniger konnten Ferdinand und dessen Räthe glauben, daß sie definitive wären; sie meinten, der Kaiser verlange viel, um nur etwas zu erhalten und wenn man Festigkeit zeige, würde man höchstens die Provinzen am linken Ebroufer verlieren. Nur Escoïquiz äußerte, daß der Entschluß des Kaisers wohl unwiderruflich feststehen möchte und drang in seinen Souverain, den angetragenen Austausch anzunehmen, „da doch der Thron von Toscana," wie er sagte, „noch immer besser sei, als Verbannung und Gefängniß in „Frankreich." Diesmal hörte man nicht auf ihn; ein Blitz von Muth leuchtete in der Seele Ferdinands auf; er wies den schmählichen Handel, der ihm angetragen wurde,

zurück und erklärte, er würde keinem Rechte seiner Familie entsagen. Herr von Cevallos theilte am 29. April diesen Entschluß Herrn von Champagny mit. Gleichzeitig kündigte er ihm an, daß der König, sein Herr nach Spanien zurückkehren wolle, um die Besorgnisse seiner Unterthanen zu beruhigen und daß er Bayonne zu verlassen gedenke; der Kaiser weigerte sich aber unter dem Vorwande, daß er Karl IV. und die Königin in dieser Stadt erwarte, Ferdinand reisen zu lassen. Der Prinz erkannte daraus die Bedeutung seiner Weigerung und sah ein, daß er nicht mehr frei sei. Wirklich wurden alle seine Schritte beobachtet. Die Stadt und die Umgegend waren voll von Soldaten und Polizeiagenten, die ihn festnehmen sollten, wenn er zu entfliehen versuche. Der Widerstand, den er bisher dem Willen des Kaisers entgegengesetzt hatte, war offenbar eine Schwierigkeit, auf die man nicht gerechnet hatte. Napoleon wußte nicht mehr, wie er sich herausarbeiten sollte. Es widerstrebte ihm, Gewalt zu gebrauchen, den Prinzen zu bedrohen und ihn durch Schrecken einzuschüchtern; ließ er ihn frei und nach Spanien zurückkehren, so gab es Krieg und seit einem Jahre hatte er Alles aufgeboten, um ihn zu vermeiden. Seine Verlegenheit war sehr groß; zum Glück für ihn kamen ihm die alten Souveraine zu Hilfe.

Murat hatte nach seinen geheimen Befehlen am 16. April der obersten Junta erklärt, daß der König, da die Abdankung desselben erzwungen worden, protestirt, an den Kaiser geschrieben und ihn um Schutz angegangen habe, daß demnach Se. kais. Majestät entschlossen sei, keinen andern König als Karl IV. anzuerkennen.

Herr von Beauharnais war zurückgerufen und in seinem Gesandtschaftsposten durch Herrn von Laforest ersetzt wor-

den, denselben, der mit so bemerkenswerthem Tacte die schwierige Theilung der deutschen Entschädigungen geleitet und später mit nicht geringerer Auszeichnung den Gesandtschaftsposten in Berlin bekleidet hatte. Der Kaiser hatte dadurch, daß er einen Mann von solchem Talente und solcher Klugheit dem feurigen Murat zur Seite stellte, diesem Fürsten einen Führer und gleichsam einen Mentor gegeben. Die oberste Junta wartete, um den Befehlen des Großherzogs von Berg zu gehorchen, bis der neue Gesandte sich ausgesprochen haben würde. Herr von Laforest ließ die Gemüther nicht lange in Ungewißheit; er unterstützte die Erklärung des Großherzogs unbedingt. Diese Aeußerung ließ der Junta keinen Zweifel, daß die Sache Ferdinands rettungslos verloren sei, drückte aber nichtsdestoweniger ihr Erstaunen darüber aus, daß eine so ernste und wichtige Handlung wie die Erklärung vom 16. April nicht von Karl IV. persönlich gemacht worden sei. Da trat dann der alte König, von Murat genöthiget, ebenfalls auf. Er schrieb am 19. April an seinen Bruder, den Infanten Don Antonio, um ihm Alles zu wiederholen, was der Großherzog vorher erklärt hatte. Er kündigte ihm an, daß er die Krone selbst wieder übernehme, provisorisch die Vollmachten der obersten Junta bestätige und ihr befehle, seinen Entschluß seinen Völkern anzuzeigen. Die Junta war nicht mehr frei und beging die Thorheit nicht, einer Gewalt trotzen zu wollen, die ganz Spanien fest umfangen hielt. Sie bat nur um die Erlaubniß, Ferdinand das Geschehene melden zu dürfen, daß die Protestationsacte und die Erklärung vom 17. ganz geheim gehalten würden und daß der König für den Augenblick sich der Ausübung seiner Souverainetät enthalte. Murat und der alte König willigten in Alles. Man kam überein, daß Karl IV. und die

Königin sich nach Bayonne begäben, um mit ihrem Sohne sich zu besprechen und unter der Vermittelung des Kaisers alle ihre Streitpunkte auszugleichen. Am 25. April brachen die alten Souveraine mit der Tochter des Friedensfürsten auf und am 30. kamen sie in Bayonne an. Der Friedensfürst befand sich bereits seit einigen Tagen dort. Da dieser Mann ein nützliches Werkzeug in den Händen des Kaisers sein konnte, so hatte Murat die Freilassung desselben verlangt. Anfangs konnte er sie nicht erlangen und die Junta schützte fortwährend die Unzulänglichkeit ihrer Vollmachten vor. Am 20. April wiederholte er sein Verlangen und drohete bei neuer Weigerung das Gefängniß des Fürsten mit Gewalt zu öffnen und ihn selbst zu befreien. Diese Drohung erschreckte die Junta; sie gab endlich nach, der Gefangene wurde aus dem Schlosse von Villa-Viciosa herausgeholt und am 21. dem Großherzog übergeben, der ihn sofort unter Bedeckung nach Bayonne abreisen ließ.

Sobald Ferdinand und Don Carlos erfuhren, daß ihre Aeltern angekommen wären, begaben sie sich zu denselben. Karl IV. wendete sich zu seinem zweiten Sohne und sagte: „guten Tag, Carlos.“ Für Ferdinand hatte er auch nicht ein Wort. Der junge Prinz wollte ihm folgen, aber der alte König drehete sich um, hielt ihn mit zorniger Miene zurück und sagte: „hast Du mein weißes Haar nicht schon genug beleidiget?“ Ferdinand entfernte sich in Trauer und Verlegenheit und jede Hoffnung erlosch in seinem Herzen.

Napoleon seiner Seits hatte das Schloß von Marac verlassen, um Karl IV. und die Königin zu besuchen. Seine Anwesenheit brachte den alten König in große Verlegen-

heit. Er trat zu ihm, erhob seine Arme und rief in der tiefsten Rührung aus: „ach mein Freund!" Dann umarmten einander beide. Die Unterredung währte über eine Stunde. Karl IV. erzählte dem Kaiser alle Demüthigungen und allen Kummer, die er seit mehrern Monaten erfahren und sagte im Tone des Schmerzes: „Ew. Majestät wissen „nicht was es heißt, sich über einen Sohn zu beklagen zu „haben; das ist das größte Unglück, das man erfahren „kann." Unter den Personen, die herbeigeeilt waren, den alten Souverainen ihre Huldigungen darzubringen, befand sich auch ein Mann, der alle Blicke auf sich zog: der Friedensfürst. Bei dem Anblicke dieses so geliebten Günstlings konnten Karl IV. und die Königin ihr Schluchzen nicht unterdrücken und sie sanken in seine Arme. Es wäre ein rührender Auftritt gewesen, wenn der Gegenstand so inniger Liebe dieselbe verdient hätte. Am 1. Mai speiseten die Souveraine im Schlosse Marac, der Friedensfürst begleitete sie, da er aber nicht eingeladen worden war, konnte er nicht mit an der kaiserlichen Tafel sitzen. Karl IV. wendete sich ganz betrübt an den Kaiser und fragte: „Und „Manuel, Sire, Godoy..?" Napoleon konnte ein Lächeln nicht unterdrücken und befahl, den Fürsten eintreten zu lassen*).

Das Glück schien Godoy eine Gelegenheit zu bieten,

---

*) Der König litt an Rheumatismen. Während der Tafel sprach er viel von seiner Jagdliebe, der er sie zuschrieb. „Alle „Tage," sagte er, „welches Wetter auch war, im Winter wie im „Sommer, brach ich auf, nachdem ich die Messe gehört und ge„frühstückt hatte; ich jagte bis ein Uhr, speisete dann und jagte „wieder bis gegen Abend. Abends sagte mir Manuel, ob die „Geschäfte gut oder schlecht gingen und ich legte mich nieder, „um am andern Tage wieder so zu leben."

alle seine Fehler wieder gut zu machen. Er konnte, über dem Hasse stehend, den er gegen Ferdinand fühlte und in edelem Gefühle für sein Vaterland den Muth haben, den alten König zu hindern, das Werkzeug des Verderbens seines Hauses zu werden; aber eine so edele und männliche Sprache verstand Godoy nicht zu führen. Er befand sich da, von dem Fluche des ganzen Spaniens verfolgt, mit Haß im Herzen und vergalt allen seinen Feinden, Prinzen, Höflingen und Volke, Haß mit Haß, Rache mit Rache. Er lebte, er war frei; der Kaiser hatte ihn aus dem Kerker befreit und sein Haß gegen Ferdinand barg sich unter der Maske des Dankes, der ihn an seinen Wohlthäter fesselte. Er sprach jeden Tag mit dem Kaiser und ergab sich ihm ohne Rückhalt; Alles was der Gebieter Frankreichs von ihm verlangte, that er bereitwillig. Was kümmerte ihn die Unabhängigkeit seines Vaterlandes und die Ehre seiner Gebieter? Es that seinem Herzen wohl, daß Ferdinand das Schicksal des alten Königs und das seinige theilen, daß er nicht mehr regieren und sein ganzes Leben hindurch zu den Qualen eines getäuschten Ehrgeizes verurtheilt sein sollte. Mochte das Haus Bourbon untergehen, war doch dann das Unglück Ferdinands vollständig und Godoy gerächt! Uebrigens brauchte der Zorn der alten Souveraine gegen ihren Sohn nicht noch gereizt zu werden; die Rache war ihnen fast so süß wie dem Günstlinge. Dieser theilte ihnen den Willen des Kaisers mit; sie erfuhren Alles; sie wußten nun, daß man ihre Krone, die Existenz ihrer Dynastie von ihnen verlangte und es erhob sich kein Schrei des Unwillens aus ihrer Brust. Der Nachkomme Ludwigs XIV., der Sohn Karls III. überlieferte seinen Thron, seine Völker, die Ehre seines Hauses, selbst die Freiheit seiner Kinder dem Manne, der den letz-

ten Condé so umbarmherzig behandelt hatte. Ewige Schmach auf so viel Feigheit und Ehrlosigkeit!

Noch am Tage seiner Ankunft in Bayonne, am 30. April, ließ Karl IV. seinen Sohn Ferdinand rufen und forderte ihn im Beisein der Königin, des Kaisers und des Friedensfürsten in gereiztem Tone auf, ihm seine Krone zurückzugeben. Der junge Prinz wollte antworten; da erhob sich der alte König wüthend von seinem Sitze, klagte den Sohn an, er habe ihm mit der Krone das Leben entreißen wollen und drohete, wenn er seinen Aufforderungen nicht nachkomme, ihn und seine Räthe wie ausgewanderte Rebellen zu behandeln. Auch die Königin nahm das Wort und erging sich in den heftigsten Schmähungen gegen Ferdinand. Als Napoleon in das Schloß Marac zurückgekommen war, berief er, noch ergriffen von dem, was er gesehen und gehört hatte, alle seine Umgebungen und erzählte ihnen das Geschehene. Er schilderte ihnen den alten König, der seinen Sohn anklagte, sich über die Verschwörungen desselben und über die Beschimpfung seines grauen Haares beklagte. „Er war," sagte er, „der König Priamus." Als er von der Königin sprach, rief er aus: „welches Weib! „welche Mutter! Sie hat Grauen in mir erregt und „mich mit Mitleid mit Ferdinand erfüllt*)."

Der Prinz hatte sich bestürzt, doch noch nicht völlig gebeugt zurückgezogen. Am 1. Mai schrieb er an seinen Vater, daß er bereit sei, ihm die Krone zurückzugeben, stellte aber die Bedingung, daß er Karl IV. nach Madrid begleite, in Beisein der Cortes seine Entsagung ausspreche und die Gründe angebe, die ihn dazu bestimmten; daß sein

*) Mémoires sur la révolution d'Espagne, par l'abbé de Pradt. Vol. I. p. 131.

Vater die Personen nicht mit sich nehme, welche mit Recht sich den Haß der spanischen Nation zugezogen hätten und daß er, Ferdinand, wenn sein Vater nicht mehr regieren, nicht wieder nach Spanien zurückkehren möge, im Namen seines Vaters und als dessen Statthalter regieren wolle. Der alte König antwortete am nächsten Tage und sein Brief verdient die Beachtung der Geschichte; er ist von der Hand Karls IV. geschrieben und unterzeichnet, offenbar aber von dem Kaiser dictirt. Gedanken und Styl, alles verräth den wirklichen Verfasser. Nachdem er an die Hauptereignisse erinnert, die seit dem Frieden von Basel in Spanien vorgekommen, an das Complot vom Escurial und die Milde, die er bewiesen, indem er seinem Sohne verziehen, gelangt Karl IV. zu der Revolution von Aranjuez und sagt:

„Welches war Dein Verhalten? Du hast meinen ganzen Palast in Aufruhr gebracht und meine Garden gegen „mich aufgewiegelt; Dein Vater war Dein Gefangener; „mein erster Minister, den ich erhoben und in meiner Familie aufgenommen hatte, wurde blutend von Kerker zu „Kerker geschleppt; Du hast mein graues Haar beschimpft „und von demselben eine Krone gerissen, die mit Ruhm „von meinen Ahnen getragen worden war und die ich unbefleckt erhalten hatte... Ich wendete mich an den Kaiser, nicht als König an der Spitze seiner Truppen und „umgeben von dem Glanze des Thrones, sondern als unglücklicher und verlassener König. Ich fand Schutz und „Zuflucht in seinem Lager, ich verdanke ihm mein Leben, „wie das Leben der Königin und meines ersten Ministers. „Er kennt alle Beleidigungen, die ich erlitten und alle „Gewaltthaten, die mir geschehen sind. Er hat mir erklärt, „daß er Dich nie als König anerkennen würde und daß

„der Feind seines Vaters dem Auslande kein Vertrauen „einflößen könnte. Uebrigens hat er mir Briefe von Dir „gezeigt, die von Deinem Hasse gegen Frankreich zeugen. „Indem Du mir meine Krone entrissest, zertrümmertest Du „die Deinige. Dein Benehmen gegen mich und Deine „Briefe, die aufgefangen worden sind, haben eine eherne „Schranke zwischen Dir und dem Throne Spaniens auf= „gebaut. Es liegt weder in Deinem Interesse noch in dem „Spaniens, daß Du nach demselben strebst. Hüte Dich, „ein Feuer anzuschüren, dessen unvermeidliche Folge Dein „gänzliches Verderben und das Unglück Spaniens sein würde. „Ich bin König nach dem Rechte meiner Väter; meine „Abdankung war die Folge von Gewaltthat; ich habe also „von Dir nichts zu empfangen. Ich kann keine Zusam= „menkunft von Abgeordneten der Nation genehmigen. Auch „dies ist ein Fehler der unerfahrenen Männer, die Dich „umgeben. Ich habe für das Glück meiner Unterthanen „regiert und will ihnen nicht Bürgerkrieg, Aufstände, Volks= „versammlungen und Revolutionen hinterlassen. Alles muß „für das Volk geschehen, nichts darf durch dasselbe ge= „schehen. Wer dies vergißt, macht sich aller Verbrechen „schuldig, die aus dieser Vergessenheit fließen. Nachdem „ich mich überzeugt haben werde, daß die Religion Spa= „niens, die Integrität unserer Provinzen, ihre Unabhän= „gigkeit und ihre Vorrechte erhalten werden, steige ich in „das Grab und verzeihe Dir die Bitterkeit meiner letzten „Jahre."

Der Prinz antwortete seinem Vater am 4. Mai. Sein Brief war gewandt und würdevoll. Er wies jede persön= liche Theilnahme an dem Aufstande von Aranjuez von sich und suchte zu beweisen, daß die Abdankung Karls IV. eine ganz freiwillige gewesen. Er erklärte, eine Entsagung wie

die, welche man von ihm verlange, könnte ohne die förmliche Zustimmung aller Personen, die ein Recht auf die Krone hätten oder haben könnten und noch weniger ohne die Zustimmung der spanischen Nation, die von den Cortes vertreten sei, nicht stattfinden. Zuletzt wiederholte er seine Weigerung, der Krone zu entsagen, wenn sein Vater nicht in das willige, was er in seinem Briefe vom 1. Mai verlangt.

Der Prinz konnte sich über das, was ihn erwartete, nicht im mindesten täuschen; es handelte sich nicht mehr um seine Krone, sondern um die Freiheit seiner Person und aller Mitglieder seiner Familie. Da faßte er denn einen äußersten Entschluß; er benachrichtigte insgeheim seinen Oheim, den Infanten Don Antonio, von seiner Lage und sandte ihm ein königliches Decret in folgender Fassung zu: „Die Junta wird Alles thun, was sie für den Dienst „des Königs und des Landes für nothwendig hält und zu „diesem Zwecke besitzt sie jede Gewalt, mit welcher Se. „Majestät selbst bekleidet sein würde.“ Dieses Decret kam der Junta in zweiter Abschrift zu, da die erste aufgefangen wurde*).

---

*) Die Besorgniß des jungen Prinzen geht vollständig aus dem folgenden Briefe hervor, den er am 28. April an seinen Oheim Don Antonio geschrieben hatte, der ebenfalls aufgefangen wurde und auf den Karl IV. in seinem Briefe vom 2. Mai an seinen Sohn anspielt.

„Lieber Freund,

„Ich habe Deinen Brief vom 21. erhalten und die beiliegenden Abschriften der beiden andern von Murat und seine „Antwort gelesen. Ich bin zufrieden. Ich zweifele nicht an Deiner Klugheit und Deiner Freundschaft für mich und weiß nicht, wie „ich Dir danken soll. Die Kaiserin ist gestern Abend um 7 Uhr

Am 4. Mai kamen zwei von der Junta gewählte Abgeordnete verkleidet in Bayonne an. Sie entgingen der Wachsamkeit der kaiserlichen Polizei, setzten sich insgeheim mit Ferdinand in Verbindung und legten ihm folgende Fragen vor: „Billige er, daß die Junta im Nothfalle eine „oder mehrere Personen aus ihrem Schooße wähle, die sich „an einen Ort begäben, wo sie frei handeln könnten? Wolle „er, daß man die Feindseligkeiten gegen die französische „Armee beginne und wann und wie solle dies geschehen? „Solle man sich schon jetzt dem Einrücken neuer französischer Truppen in Spanien widersetzen? Müsse man „unmittelbar zur Berufung der Cortes schreiten? Mit „welchen Gegenständen sollten sie sich beschäftigen?“

„angekommen. Einige kleine Kinder riefen: es lebe die Kaiserin! und auch dieser Ruf war sehr kalt. Sie fuhr sogleich „weiter nach Marac. Ich werde ihr heute einen Besuch machen. „Cevallos hat gestern eine sehr lebhafte Unterredung mit dem „Kaiser gehabt, der ihn Verräther nannte, weil er Minister meines Vaters gewesen ist und sich mir angeschlossen hat; dies war „die Ursache seiner Verachtung gegen ihn. Ich weiß nicht, wie „Cevallos hat an sich halten können, denn er wird sehr leicht „heftig, besonders wenn er solche Vorwürfe hört. Ich hatte Cevallos bisher nicht gekannt und sehe nun, daß er ein vortrefflicher Mann ist, der seine Gesinnungen nach den wirklichen Interessen seines Vaterlandes regelt und daß er einen festen und „kräftigen Character besitzt, sowie ihn solche Interessen erfordern.

„Ich zeige Dir an, daß Marie Louise (die ehemalige Königin von Etrurien) an den Kaiser geschrieben hat, sie sei bei der „Abdankung meines Vaters zugegen gewesen und sei versichert, „jene Abdankung sei nicht freiwillig erfolgt... Regiere gut und „nimm Vorsichtsmaßregeln, damit nicht etwa die verfluchten Franzosen schlimm mit Dir verfahren. Empfange die Versicherungen meiner innigsten Zuneigung.“

Der Prinz antwortete am andern Tage, 5. Mai, den Abgeordneten der Junta, daß er nicht frei sei. „Er könnte „folglich keine Maßregel zur Erhaltung des Souverains und „der Monarchie ergreifen, aber er gäbe der Junta unbe„schränkte Vollmacht; er ermächtige sie durch ein förm„liches Decret sich an jeden Ort zu begeben, den sie für „geeignet hielte und da im Namen des Königs alle Be„fugnisse der Souverainetät auszuüben. Die Feindselig„keiten müßten von dem Augenblicke an beginnen, in wel„chem der König in das Innere Frankreichs abgeführt „würde, was nur mit Gewalt geschehen könnte." Ein zweites Decret, das an demselben Tage erlassen wurde, sagte: „die Cortes sollten sich an dem passendsten Orte „versammeln und sich zuerst damit beschäftigen, Truppen „und Geld zur Organisation der Vertheidigung des Landes „herbeizuschaffen und ihre Session sollte permanent sein."

In demselben Augenblicke, in welchem Karl IV. seinem Sohne die Krone entzog und in dessen Person sein ganzes Haus verletzte, am 2. Mai, gab das spanische Volk, in welchem die alte castilianische Energie noch lebte, in Madrid das erste Zeichen seines langen und blutigen Kampfes mit dem Beherrscher Europa's. Die Haltung des Großherzogs von Berg und des französischen Gesandten, nachdem Ferdinand seine Hauptstadt verlassen hatte, mehr als Alles aber die Freilassung des Friedensfürsten hatten eine außerordentliche Aufregung in den Gemüthern hervorgebracht. Die Nation, welche in ihrem Hasse gegen Godoy eben so verblendet war wie der alte König in seiner Liebe zu dem Manne, verfolgte in dem gefallenen Günstlinge einen schlechten Minister, der um seine Habsucht und Ausschweifungen befriedigen zu können, die Staatsgelder verschleudert, Spanien erst an England, dann an Frank-

reich verkauft und sein Vaterland in's Verderben und in Schande gestürzt hatte. Ein Theil des Hasses, den der Schützling einflößte, fiel natürlich auch auf den Beschützer. Der Spanier weiß Großes zu schätzen und zu ehren; er ist stolz, feurig und voll Muth, kann aber seine edeln Eigenschaften nicht lenken und leiten, da es ihm an Bildung fehlt. Sein Stolz artet fast immer in Anmaßung und sein Eifer in Ungestüm aus. Wenn eine Dienstleistung ihn tief rührt, so vergißt er noch weniger einen empfangenen Schimpf und sein beleidigter Stolz macht ihn unversöhnlich in seiner Rache. Der Mann, welcher seit zwölf Jahren die Welt mit seinem Ruhme erfüllte, hatte die Phantasie dieses Volkes bestochen, welches das Großartige liebt. Vor den Ereignissen von Aranjuez bewunderten alle Spanier den Kaiser und es war nicht kalte Verstandesachtung, was sie für den großen Fürsten fühlten, sondern Begeisterung. Als aber ihr junger König seine Hauptstadt verließ und ohne Truppen und Garden ihm entgegenzog, konnten sie sich einer unbestimmten Besorgniß nicht erwehren. Indeß beruhigte sie ihr Vertrauen auf die Hochherzigkeit des Kaisers. Sie theilten die Illusionen ihres Prinzen und glaubten wie er, er würde den Kaiser in Burgos oder Vittoria treffen; als sie aber sahen, daß der Großherzog von Berg alle Gegenstände ihrer Verachtung, Karl IV., die Königin und Godoy in seinen Schutz nahm, als zu diesen Ursachen der Enttäuschung die Last der fremden Militärmacht kam, als sie endlich erfuhren, daß Ferdinand in Mißachtung seiner königlichen Würde nach Bayonne gebracht worden sei und daß da der Kaiser gewagt habe, die souveraine Macht und die Freiheit Ferdinands anzutasten, erfolgte plötzlich eine schreckliche Reaction. In einem Augenblicke erfüllte alle Herzen der Haß gegen

die Franzosen. Die spanische Nation, die sich um so tiefer verletzt fühlte, je mehr sie getäuscht worden war, verwünschte denselben Mann, den sie einige Tage vorher so aufrichtig bewundert hatte. Ueberall gab sich die heftige Aufregung kund, welche die Revolutionen andeutet. In Madrid, in Burgos, in Toledo glüheten alle Köpfe; überall verließ das Volk seine Arbeit, um sich nur mit den Gefahren zu beschäftigen, welche den König bedroheten; es wurde in seinen Tiefen aufgeregt wie ein vom Sturme gepeitschtes Meer. Bald verbreiteten sich seltsame Gerüchte und die unwissende Menge nahm sie gierig auf. Man sagte, Ferdinand habe in Bayonne eine erhabene Sprache geführt und dem Kaiser erklärt, er würde lieber sterben, als sich durch Aufgebung seiner souverainen Rechte entehren. Man setzte hinzu, Biscaya, Navarra, Catalonien und Aragonien wären in Masse aufgestanden und die französischen Truppen in diesen Provinzen hätten die Waffen gestreckt. Die schon entflammten Gemüther konnten sich bei der Erzählung dieser unwahren Gerüchte nicht mehr zähmen. In Madrid wurden glühende Flugschriften in alle Häuser geworfen, welche alle Spanier zu den Waffen riefen. Wenn auch Murat eine drohende Haltung annahm, die Posten verdoppelte und seine Kanonen durch die Stadt fahren ließ, der Haß im Volke war größer als die Furcht; es trotzte unserer Fahne, es beleidigte sie und einzelne Mordthaten dienten als Vorspiel zu dem organisirten Aufstande der Massen. Schon war in mehrern Städten, namentlich in Burgos und Toledo, ein Zusammenstoß zwischen den Bewohnern und unsern Soldaten erfolgt. Von beiden Seiten war Blut geflossen und jeder Tag sah neue Opfer in unsern Reihen fallen. Alles verrieth eine nahe und heftige Erschütterung. Murat war darauf vorbereitet.

Am 1. Mai kündigte dieser Fürst der obersten Junta an, der König Karl IV. berufe seine Tochter, die ehemalige Königin von Etrurien, seinen jüngsten Sohn, Don Francisco de Paula und seinen Bruder, den Infanten Don Antonio nach Bayonne. Die Junta antwortete, da der Infant de Paula nur dreizehn Jahre alt sei, so könne sie denselben ohne einen bestimmten Befehl von Ferdinand nicht nach Bayonne senden. Murat drang darauf und erklärte, er übernehme die Verantwortlichkeit. Die Junta, die wohl Bedenklichkeiten hatte, aber doch auch eingeschüchtert war, wagte nicht sich auszusprechen; sie verbrachte die ganze Nacht vom 1. zum 2. Mai in Berathung; endlich gab sie der Gewalt nach und willigte in die Abreise. Am 2. früh standen die Wagen, welche die Infanten fortbringen sollten, vor dem Palaste und das Volk umgab sie lärmend. Die Königin von Etrurien erschien zuerst; sie kam eilig die Stufen am Palaste herunter, warf sich mit ihren beiden Kindern in den Wagen und fuhr fort. Diese Prinzessin hatte Madrid sehr jung verlassen, um nach Toscana zu gehen; sie war fast eine Fremde für die Spanier. Als das Unglück, das ihre Familie verfolgte, sie in die Heimath zurückgebracht hatte, ergriff sie mit Eifer die Sache der gefallenen Souveraine. Das Volk hatte ihr dies nicht verziehen und sah sie also mit einer gewissen Freude abreisen. Es wendete dagegen seine ganze Fürsorge dem jüngsten Infanten zu. Es verbreitete sich das Gerücht, man wolle den Infanten Don Francisco de Paula entführen und nach Bayonne bringen; man sagte er weine und wolle nicht fort. Die Wagen standen bereit, die Maulthiere waren angespannt; eine unbeschreibliche Aufregung bemächtigte sich der Menge; Frauen und Männer stießen wüthendes Geschrei aus. In diesem Augenblicke

erschien ein Adjutant des Großherzogs von Berg, Aug. de la Grange. Aus dem Volke rief eine Stimme: „da kommt er; er will den Infanten entführen!“ Alsbald sah sich der französische Offizier umringt und tausend Arme erhoben sich um ihn zu schlagen. Er würde ermordet worden sein, wenn nicht ein Offizier der wallonischen Garde ihn mit Gefahr seines Lebens geschützt hätte.

Als Murat erfuhr, was vorging, ließ er ein Bataillon und zwei Geschütze vorrücken, welche die Menge mit Flinten- und Kartätschenschüssen zerstreuten. Er hielt damit den Auflauf für unterdruckt, aber bald ergriff der Aufruhr die ganze Stadt. In einem Augenblicke stürzte die ganze männliche Bevölkerung aus den Häusern auf die Soldaten. Es begann ein schrecklicher Kampf. Wehe den einzelnen Franzosen, die sich auf der Straße sehen ließen! Sie wurden unbarmherzig ermordet. Mönche mit dem Crucifix in der Hand führten die wüthende Menge an; aus allen Fenstern warf und schoß man auf unsere Soldaten. Murat hatte anfangs nur eine sehr kleine Anzahl von Soldaten aufgeboten; als er sie gefährdet sah, ließ er sie auf die Hauptmacht vor der Stadt zurückgehen. Als er alle beisammen hatte, schickte er sie gegen die Insurgenten. Sie rückten in tiefen Colonnen ein, trieben Alles vor sich her und marschirten gegen den Geschützpark, wo der Aufstand alle seine Widerstandsmittel concentrirt hatte, drangen in diese Verschanzung ein und blieben Herren der Stadt. Der Aufstand war besiegt, aber nicht unterdrückt; Franzosen und Spanier ermordeten einander noch immer mit beispielloser Wuth. Da begaben sich der Kriegs- und der Finanzminister, O'Farill und Azanza, beide Mitglieder der obersten Junta, zu dem Großherzoge und bewogen ihn das Feuer einstellen zu lassen, wofür sie ihm versprachen ihrer

Seits Alles aufzubieten, um das Volk zu beruhigen. Sie gingen mit einem weißen Tuche in der Hand durch die Straßen; allmälig hörte das Feuer auf; die Gruppen der Insurgenten zerstreuten sich und die Stadt, die noch eben ein Schlachtfeld gewesen, kehrte zur Ruhe zurück, freilich zur Ruhe der Trauer und Thränen, denn auf beiden Seiten waren Ströme von Blut geflossen und man schrieb einander die schlimmsten Pläne zu. Die Spanier blieben nicht mehr blos dabei stehen, daß der Kaiser die regierende Dynastie stürzen wolle; die erschreckte Phantasie ging noch viel weiter; man erzählte mit Entsetzen, das Oberhaupt Frankreichs sei entschlossen, Spanien zu erobern, dasselbe seinem Reiche einzuverleiben und, wenn es sich widersetze, mit Feuer und Schwerdt zu unterwerfen. Murat seiner Seits glaubte in der Schnelligkeit und Ordnung, mit welcher das Volk von Madrid aufgestanden war und sich bewaffnet hatte, Beweise eines längst vorbereiteten weitgreifenden Complottes zu sehen. Sein Argwohn ging bis zur obersten Junta selbst hinauf. Der Auflauf war besänftiget und die Gruppen waren zerstreut, als man von Neuem schießen hörte; man eilte hin, man erkundigte sich und erfuhr, daß funfzig Unglückliche, die mit den Waffen in der Hand ergriffen und von einem Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt worden waren, am Prado erschossen worden. Das Volk von Madrid hatte am 2. Mai schreckliche Grausamkeiten an unsern Soldaten begangen; man hatte gesehen, wie Haufen von Unsinnigen in die Hospitäler eingedrungen, über die kranken Soldaten hergefallen waren und sie in ihren Betten ermordet hatten; aber dem Commandanten der französischen Armee kam es nicht zu, solche Gräuelthaten zu rächen; es war seine Pflicht die Gemüther zu beruhigen, nicht sie durch grausame Wiederver-

geltung noch mehr zu erbittern. Er wollte die Spanier einschüchtern, erbitterte aber nur ihren Haß und machte den Aufstand national. Die Hauptstadt war von Bewohnern der Provinz erfüllt, welche die Thronbesteigung Ferdinands VII. herbeigezogen hatte; sie kehrten zu ihren Familien zurück, erzählten die Auftritte, deren Zeugen sie gewesen waren und verbreiteten überall den Haß gegen den französischen Namen. Der Glanz, der unsere Fahne umgeben hatte, war geschwunden. Die Spanier waren nahe dabei gewesen, unsere Soldaten für Halbgötter zu halten; jetzt, da sie sich mit ihnen gemessen hatten, sahen sie, daß sie eben auch nur Menschen waren und fürchteten sie nicht mehr. Der Krieg hatte begonnen, ein schrecklicher ruhmloser Krieg, der die moralische Macht Napoleons tief erschütterte und endlich eine der Hauptursachen seines Unglücks und seines Sturzes wurde.

Für den Augenblick siegte Murat. Am 3. Mai früh reisete der Infant Don Francisco de Paula nach Bayonne mit einer Bedeckung französischer Reiterei ab. Am Tage darauf brach auch der Infant Don Antonio auf, der mit folgenden Worten von der Junta Abschied nahm: „ich reise „auf Befehl des Königs nach Bayonne und fordere die „Junta auf, in dem Systeme fortzuhandeln gerade als „wäre ich noch bei ihr. Gott stehe uns bei. Lebet wohl „bis zum Thale Josaphat!“

Der Kaiser erfuhr die traurigen Ereignisse vom 2. Mai zuerst und sie berührten ihn sehr schmerzlich. Er begab sich sogleich zu den alten Souverainen, legte ihnen den Bericht Murats vor und sagte: „Sehen Sie da, was ich „aus Madrid erhalte; ich kann es mir nicht erklären.“ Karl IV. las den Brief des Großherzogs mit großer Bewegung, dann wendete er sich zu dem Friedensfürsten und

befahl ihm sofort Ferdinand und Don Carlos rufen zu lassen. „Ich irre mich entweder sehr," sagte der Kaiser, „oder die Infanten wissen von dieser Sache. Es thut „mir sehr leid, aber ich wundere mich nicht darüber." Aber wie könnte man die Königin schildern, die mit zornentflammtem Gesichte dabei stand und in die heftigsten Worte ausbrach? Sie klagte Ferdinand ihren Sohn dem Kaiser als Verräther an und beschuldigte ihn, er habe sie wie den König Karl IV. ermorden lassen wollen; sie schrieb seinen Intriguen die Metzeleien vom 2. Mai zu. Die beiden jungen Prinzen erschienen mitten unter diesen Verwünschungen und nun begann ein Auftritt, über den wir gern zur Ehre des Königthums einen Schleier breiten möchten. Karl IV. rief mit zornbebender Stimme seinen ältesten Sohn an und fragte ihn, ob er Nachrichten aus Madrid habe. Ferdinand schwieg. „Nun, so will ich Dir „Nachrichten mittheilen," fuhr der Vater fort, worauf er ihm den Aufstand vom 2. Mai und die Metzeleien erzählte, welche die Straßen der Hauptstadt mit Blut befleckt hatten. Darauf setzte er hinzu: „glaubst Du mich überreden „zu können, Ihr, Du und die Elenden, die Dich lieben, „hättet keinen Theil daran? Hast Du Dich so beeilt, „mich vom Throne herabzureißen, um meine Unterthanen „ermorden zu lassen? Sage mir, glaubst Du mit solchen „Mitteln lange regieren zu können? Wer hat Dir zu „diesem Unternehmen gerathen? Glaubst Du keinen Ruhm „zu gewinnen als den eines Mörders?" Ferdinand vermochte kein Wort zu sprechen. „So rede doch, Unsinni„ger!" rief ihm sein Vater zu. Auch die Königin erhitzte sich gegen ihren Sohn und sie begnügte sich nicht ihm blos die beleidigendsten Vorwürfe zu machen, sie stand von ihrem Stuhle auf, trat zu dem Prinzen und erhob die Hand als

wolle sie ihn schlagen. Der alte König forderte darauf seinen Sohn auf augenblicklich eine einfache und bestimmte Abdankung zu unterzeichnen und drohete ihn als Verschwörer zu behandeln, wenn er sich weigere. Der Kaiser war stummer Zeuge dieses schrecklichen Wortwechsels gewesen, aber nun nahm er das Wort, wendete sich zu Ferdinand und sagte: „Prinz, bis diesen Augenblick hatte ich keine „bestimmte Ansicht über die Ereignisse, welche Sie hier „hergebracht haben; das in Madrid vergossene Blut macht „meiner Unentschlossenheit ein Ende. Diese Metzelei kann „nur das Werk einer Faction sein, die Sie nicht zu verläugnen vermögen und nie werde ich als König von „Spanien denjenigen anerkennen, welcher zuerst das Bündniß brach, indem er die Ermordung meiner Soldaten in „dem Augenblicke anbefahl, in welchem er zu mir kam, „um mich um die Gutheißung der schändlichen That anzugehen, durch welche er auf den Thron zu gelangen „hoffte. Ich habe Verpflichtungen nur gegen den König „Ihren Vater und ich werde ihn nach Madrid zurückführen, „wenn er es wünscht." — „Das will ich nicht," fiel lebhaft Karl IV. ein*). „Was soll ich in einem Lande machen, „in welchem er alle Leidenschaften gegen mich bewaffnet „hat? Ich würde überall nur aufrührerische Unterthanen

*) Don Pedro Cevallos erzählt diesen Auftritt in ganz anderer Weise. Er schildert Ferdinand verlegen, aber selbst den Drohungen seiner Aeltern widerstehend; dann setzt er hinzu, der Kaiser habe den Muth des jungen Königs durch die Worte vollends niedergeschlagen: „Prinz, Sie haben zwischen Abdankung und Tod zu wählen." Diese Anklage wäre sehr ernst, wenn sie nicht aus einer Feindes-Feder käme. Cevallos ist ein Zeuge, dem zu viel daran lag die Wahrheit zu ändern, als daß er glaubbar sein könnte.

„finden. Soll ich mein Alter dadurch entehren, daß ich „meine Unterthanen bekriege und sie auf's Blutgerüst füh„ren lasse? Nein, das will ich nicht; er wird dies besser „im Stande sein als ich." Darauf wendete er sich noch einmal an seinen Sohn und sagte: „Du glaubst also, es „sei so leicht zu regieren? Siehe da die Uebel, welche „Du über Spanien bringst! Du hast schlechten Rath„schlägen gefolgt; ich will mich nicht einmischen. Geh!"

Ferdinand war niedergeschmettert und ging in der traurigen Haltung eines Verbrechers hinaus, welcher sein Urtel vernommen hat. Sein Muth war erschöpft. Von diesem Augenblicke an versuchte er nicht mehr zu kämpfen. Am 6. Mai sandte er seinem Vater eine bestimmte Abdankung, aber Karl IV. hatte nicht gewartet, daß sein Sohn ihm die Krone zurückgebe, um sie dem Kaiser abzutreten. Am Tage vorher hatte er die Acte dieser Ueberlassung unterzeichnet und nur zwei Bedingungen dabei gestellt, nämlich daß die spanische Monarchie ihre Integrität behalte und daß die katholische Religion auch in Zukunft die ausschließliche des Landes bleibe. Der Vertrag wurde im Namen des Kaisers von dem Großmarschall Duroc und im Namen Karls IV. von dem Friedensfürsten unterzeichnet. Napoleon wies den alten Souverainen als Residenz das Schloß Compiègne und als volles Eigenthum das Schloß Chambort nebst allem Zubehör mit einem jährlichen Einkommen von 8 Millionen Francs an. Jedem der Infanten wurde ein Einkommen von 100,000 Francs bestimmt.

Ferdinand bestätigte durch eine Acte, welche am 10. Mai unterzeichnet wurde, die Entsagung seines Vaters. Der Kaiser verpflichtete sich ihm ein Einkommen von 1 Million Francs zu zahlen und verbürgte ihm für sich und seine Erben den Besitz der Paläste und Domainen in Navarra.

Der Canonicus Escoïquiz hatte den Schmerz seinen Namen unter diesen Vertrag setzen zu müssen, welcher das Unglück seines Herrn guthieß. Die Nachwelt wird die Namen Godoy und Escoïquiz in dieser traurigen und schmachvollen Geschichte nie von den Zwistigkeiten und dem Unglücke des Hauses Spanien trennen.

Die Infanten Don Antonio und Don Carlos gaben am 12. Mai ihre Zustimmung zu der Entsagung Karls IV. und Ferdinands.

Die Beraubung war also vollbracht und Napoleon hatte die Krone Spaniens in seiner Hand. Auf welches Haupt wird er sie setzen? Seine Wahl ist getroffen. Da Ludwig sich geweigert hat, sie anzunehmen, so wollte er sie seinem Bruder, dem König von Neapel anbieten. Er hatte den Großherzog von Berg bereits davon benachrichtiget; dieser Fürst aber, der selbst nach der Krone strebte und hoffte, Joseph würde sie wie der Bruder ausschlagen, arbeitete in Madrid unterdeß für seine Rechnung. Er hatte sich mit mehr Eifer als Kunst Anhänger in dem großen Staatskörper zu erwerben gesucht und die einflußreichsten Mitglieder des Rathes von Castilien wie die der obersten Junta aushorchen lassen. Herr Laforest war so schwach diese Wünsche und Bestrebungen, die gegen die Pläne des Kaisers liefen, zu begünstigen statt sie zu bekämpfen. Er schrieb am 11. Mai an Champagny: „Obgleich Se. kaiserl. Hoheit der Großherzog von Berg unter der Hand verbreiten läßt, Se. Majestät der König „von Neapel sei bestimmt über Spanien zu regieren, so „bemerke ich doch, namentlich seit drei Tagen, eine gewisse „Kälte in dem Publicum, wenn es Joseph Bonaparte und „nicht Joachim wählen soll." Der Kaiser war überrascht und verletzt, daß der Großherzog von Berg nach einem

Throne zu streben wage, der für den Bruder seines Souverains bestimmt war und daß sein Gesandter eine Rolle in dieser Intrigue übernommen habe. Er ließ dem Letztern strenge Vorwürfe machen. An demselben Tage, an welchem Laforest an Champagny den erwähnten Brief schrieb, schrieb ihm dieser Minister:

„Als Se. Majestät Sie neben Se. kaiserliche Hoheit „stellte, hatte er die Absicht, neben den Fürsten einen Mann „zu bringen, welcher besitze was jenem abgehen muß, Ge„schäftskenntniß und Menschenkenntniß und welcher die „glänzenden Eigenschaften Sr. kaiserlichen Hoheit mit den „Kenntnissen, die er in langer Civillaufbahn erworben und „mit jener Kaltblütigkeit unterstützen könne, mit welcher „der in den Geschäften Erfahrene die Dinge beurtheilt. „Der Kaiser findet, daß Sie diesen Absichten nicht entspro„chen haben. Er beschuldiget Sie einer geheimen Schwach„heit, welche die Verführung des Fürsten allerdings sehr „entschuldiget, daß Sie namentlich geleitet würden, wo „Sie hätten leiten sollen und daß Sie sich zu einer Ge„fälligkeit hergaben, die man Speichelleckerei nennt. ..... „Er meint, es gebe keine Stimme für den Großherzog „und könne keine geben; die spanische Nation, die sich noch „in dem Hasse und in der Demüthigung befindet, in welche „sie durch die letzten Ereignisse gebracht worden ist, muß „schon aus Eigenliebe jeden andern mehr wünschen als „den Großherzog, der an einem Tage ihren Stolz verletzt „und alle ihre Hoffnungen gebrochen hat.“

Die Annahme der spanischen Krone durch den König von Neapel machte natürlich den Hoffnungen und geheimen Intriguen Murats ein Ende. Wenn Joseph nur seine natürliche Mäßigung zu Rathe gezogen hätte, würde er sein schönes, friedliches italienisches Reich der gefährlichen

Ehre vorgezogen haben über Spanien zu herrschen, aber er fürchtete durch eine Weigerung seinen Bruder in Verlegenheit zu bringen. Er nahm also das neue stürmische Geschick an, das Napoleon dem Ehrgeize seiner Familie eröffnete, verließ Neapel und begab sich nach Bayonne.

Der Kaiser wollte doch sich stellen als gebe er den Wünschen der spanischen Nation nach, während er ihr Gewalt anthat. Besonders lag ihm daran, daß der erste Staatskörper, der Rath von Castilien, die Initiative ergreife und offiziell den Wunsch ausspreche, die Krone möchte dem Könige Joseph übertragen werden, aber der Großherzog von Berg und der französische Gesandte trafen auf Widerstand, den sie nicht erwartet hatten. Der Rath von Castilien kannte den Vertrag noch nicht, in welchem Ferdinand allen seinen Thronrechten entsagt hatte und hielt sich seines Schwures noch nicht für entbunden, der ihn an den rechtmäßigen König band. Die Strengsten fühlten Unwillen darüber, daß der Kaiser sie nöthigen wolle, die Initiative bei einem Abfalle zu ergreifen, der sie in den Augen ihrer Mitbürger entehren mußte. Viele, welche durch Murat halb gewonnen waren, wagten keinen Wunsch für Joseph zu äußern, weil sie fürchteten den Fürsten sich zum Feinde zu machen. Der Großherzog und der Gesandte mußten, um die Bedenklichkeiten zu beseitigen, den am 10. Mai in Bayonne unterzeichneten Vertrag mittheilen. Am 13. sandte die Versammlung an den Großherzog eine Adresse, die mit berechneter Zurückhaltung und Dürre abgefaßt war, um die Würde dieser Corporation zu retten. Sie erklärte, daß sie es für paßlich halte, daß dem Befehle des Kaisers zufolge die Wahl auf den ältesten Bruder desselben, den König von Neapel, falle. Die oberste Junta wie der Stadtrath von Madrid folgten dem Beispiele des Raths

von Castilien; sie schrieben an demselben Tage an den Kaiser, um ihm ihre Wünsche zu Gunsten Joseph Bonaparte's und ihre Bereitwilligkeit mitzutheilen, bei der Ausführung seiner großen Pläne mitzuwirken.

Die alten Souveraine, die ehemalige Königin von Etrurien, der Infant Don Franzisco de Paula und der Friedensfürst hatten unterdeß Bayonne verlassen und den Weg nach Compiègne eingeschlagen. Dieses Schloß, namentlich der herrliche Wald dabei gefiel anfangs Karl IV. sehr, aber das rauhe Klima gestattete ihm keinen langen Aufenthalt daselbst. Am 17. September 1808 verließ er Compiègne, um nie wieder dahin zurückzukehren und begab sich nach Marseille, wo er mehrere Jahre blieb.

Ferdinand, sein Bruder Don Carlos, der Infant Don Antonio und einige treue Diener baten im Exil beisammen bleiben zu dürfen. Der Kaiser wies ihnen das Schloß Valençay, das Eigenthum des Fürsten von Talleyrand, als Aufenthaltsort an. Sie reiseten am 11. Mai dahin ab. Das Schloß war ein fürstlicher Besitz und seiner Pracht nach den Gästen würdig, die es bewohnen sollten, nichtsdestoweniger aber ein Gefängniß für den Mann, der von dem Throne gestürzt worden war. Seine Stellung brachte es so mit sich. Ferdinand konnte, als er seine Krone verlor, die Freiheit nicht behalten. Er konnte freilich sein Unglück durch sein würdevolles Benehmen und seinen Muth adeln, aber das Unglück fand ihn schwach und demüthig, wie ihn später das Glück undankbar und verfolgungssüchtig finden sollte. Am Tage seiner Ankunft in Valençay griff er zur Feder und schrieb an seinen Feind, an den Mann, der ihm die Krone genommen und ihn zum Gefangenen gemacht hatte, an den Kaiser; er schrieb ihm, um ihm seine Huldigungen darzubringen. Bald kniete er

noch tiefer nieder. Er erfuhr die Erhebung Josephs auf den spanischen Thron und in einem neuen Briefe vom 22. Juni drückte er gegen den Kaiser seine Befriedigung darüber aus, so wie die seiner Brüder und seines Oheims; ja er that noch mehr, er schrieb selbst an den Fürsten, der seine Krone trug, wünschte ihm Glück, sandte den Brief an den Kaiser und ersuchte ihn, denselben, nachdem er ihn gelesen, Sr. katholischen Majestät zu übergeben, „da eine „solche Vermittelung ihm dafür bürge, daß sein Brief mit „dem Wohlwollen aufgenommen werde, das er nebst seinen „Brüdern und seinem Oheim wünsche.“ Das sind Handlungen unvergleichlicher Kriecherei. Die Seele erfüllt sich mit Ekel bei dem Anblicke Ferdinands, der seine Sicherheit sucht, indem er die Hand küßt, welche ihn schlägt und doch wird es uns schwer einen unglücklichen Fürsten zu beschuldigen, welcher das Opfer einer hinterlistigen und unbarmherzigen Politik war. Die Geschichte kann vor so großem Unglücke nur seufzen und schweigen.

Ende des dritten Bandes.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

